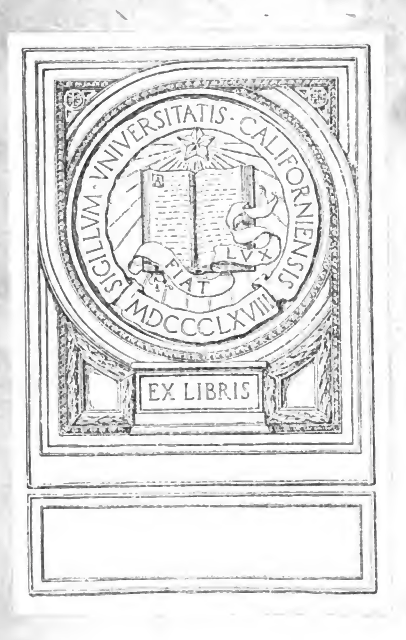
Napoleon I am Schluss seines Lebens

Archibald Philip Primrose Rosebery (Earl of), Oskar ...


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Napoleon I

am

Schluß seines Lebens.

Von

Lord Rosebery,
ehem. englischer Ministerpräsident.

Uebertragen

von

Oskar Marschall von Bieberstein.

= Mit 97 Illustrationen. =

Autorisierte Ausgabe.

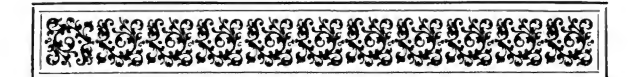


Leipzig,
Heinrich Schmidt & Carl Günther.
1901.

Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

Inhaltsverzeichniss.





Capitel I.

Die Litteratur.

Wird in der Geschichte der Menschheit je wieder ein Lebenslauf verzeichnet stehen wie der Napoleons?

Diese Frage zu stellen, verlohnte sich bisher kaum der Mühe, weil wir, den Vorurtheilen, den Leidenschaften der napoleonischen Zeit noch zu nahe, uns für befangen halten mußten.

Auch jetzt sind wir noch in Bezug auf die Zeit nicht weit genug entfernt; war doch die jetzige Königin von England schon zwei Jahre auf der Welt, als Napoleon starb und sind doch heut noch Leute am Leben, die den berühmten Kaiser gekannt haben. Es muß auch bemerkt werden, daß das zweite Kaiserreich Vieles wieder aufgefrischt, viele Anschauungen aus jener früheren Epoche wieder wachgerufen hat — es könnte also wohl sein, daß wir noch immer nicht völlig der Einflußsphäre der Zeit Napoleon I entrückt sind und daß ein Buch wie das vorliegende eigentlich noch nicht geschrieben werden sollte.

Bis vor Kurzem stand zudem ein irgendwie erschöpfendes Material nicht zur Verfügung: die dicht bedruckten Seiten, die sich in den Bücherkatalogen an den Namen „Napoleon" anschließen, enthielten eigentlich nur Compilationen aus unzuverlässigen und ungeeigneten Vorlagen: es waren nur dürftige, zerbrechliche Bausteine.

Jetzt aber, da es in Frankreich eine Regierung giebt, welche ihr Material zur Verfügung stellt, jetzt, da man mit der Veröffentlichung der Memoiren von Privatpersonen, welche mehr oder weniger authentisch sind, begonnen hat, fängt es an, Licht zu werden. Die Veröffentlichung einer bisher unterdrückten Correspondenz kommt hinzu und entfernt von den officiellen Schriftstücken den Vorwurf des Lückenhaften und füllt leer gebliebene Seiten aus.

Die außerordentliche Vorliebe des Publikums für die Napoleon und seine Zeit behandelnde Litteratur hatte, ohne daß etwa gleichzeitig mit ihr eine politische Wiederbelebung des Bonapartismus aufgetreten wäre, zur Folge, daß, um der großen Nachfrage zu genügen, eine entsprechende Waarenmasse auf den Markt geworfen wurde. Diese, wenn auch nicht immer einwandfreien Schriften haben doch in ihrer Menge manches Körnlein Wahrheit gezeitigt.

So liegt denn jetzt ein Material, vielartig und umfangreich, bereit für den kommenden Bearbeiter.

Lange wird er nicht auf sich warten lassen, schon meint man, in dem großen Geschichtswerke, welches Napoleon und seine Beziehungen zu Alexander I von Rußland behandelt, seinen Schatten zu sehen. Wäre es eine zu kühne Erwartung, daß Herr Vandal dem Verdienste, welches er sich um die Geschichte durch sein ausgezeichnetes Werk erwarb, die Krone aufsetzte und auch Etwas über das Privatleben Napoleons schriebe? Könnten er nnd Herr Henry Houssaye, der seinerseits Hervorragendes leistete, sich nicht zu gemeinsamer Thätigkeit vereinigen?

Wir betonen eine genossenschaftliche Thätigkeit der Autoren, weil wir es nicht für möglich halten, daß e i n e r a l l e i n sich erfolgreich der großen Aufgabe unterziehen könnte: das Lesen und Sichten des Materials ist an sich schon, bevor nur ein einziges Wort zu Papier gebracht ist, eine Riesenarbeit. Es ist unmöglich, daß e i n Autor mit dem Heerführer Napoleon und mit dem Privatmann Napoleon fertig werden kann. Metternich, der feindlich gesonnene Richter, macht aufmerksam auf die Vielseitigkeit Napoleons, indem er sagt, derselbe

wäre ein geborener Regierer, Gesetzgeber und Eroberer — er hätte hinzufügen können ein geborener Staatsmann — gewesen. Der Eroberer von 1796—1812, es mag hinzugefügt werden: der Vertheidiger von 1813—1814, würde die Feder eines Meisters der Kriegskunst erfordern; nicht leicht dürfte es sein, den Helden als Eroberer und als Vertheidiger zugleich zu analysiren und zu feiern. Napoleon in seiner Eigenschaft als Staatsbeamter könnte nur von mehreren, der verschiedenen Ressorts kundigen Männern erschöpfend geschildert werden. Hinzu käme alsdann noch ein allgemeiner Ueberblick über Napoleon als Menschen, als einen der einfachsten Menschen, wie Bewunderer und Widersacher zugleich ihn hinstellen — eine gar schwierige Aufgabe Denen gegenüber, welche weder das Eine noch das Andere sind!

Für einen solchen Ueberblick bietet der sechsjährige Aufenthalt auf St. Helena, während dessen der Kaiser nicht allein über seine Laufbahn berichtete und dieselbe commentirte, sondern sich selbst so zeigte, wie er wirklich war: eine reiche Fundquelle. Napoleon selbst pflegte in dieser letzten Phase seines Lebens zu sagen: „Jetzt, dank meinem Unglück, kann man mich ganz nackend, wie ich wirklich bin, sehen.“

Was er als seine Autobiographie und als Commentar zu den Ereignissen seiner Zeit dictirte, hat vielleicht nie ganz die verdiente Aufmerksamkeit gefunden; sagt doch irgendwo Irgendjemand, daß die von Napoleon selber stammenden Memoiren etwas unzuverlässig erschienen, weil sie — so weit es sich um seinen eigenen Lebenslauf handle — zu autoritativ aufträten. Das Publikum bevorzugt im Allgemeinen einen Trunk aus anderen Quellen; besonders schätzt es die Memoiren von Leuten, die, wenn auch nur flüchtig mit dem Kaiser in Berührung kamen. Was Napoleon von sich selber dachte oder sagte, scheint den Meisten, die sich über ihn unterrichten wollen, nebensächlich. Lieber ist ihnen schon Bourrienne, die Rémusat oder Constant, der Kammerdiener. Sie mögen ja Recht haben, wenn sie behaupten, Napoleons selbstgeschriebene Memoiren hätten keinen so

würzigen Geschmack als die von irgend einem seiner Diener, dieselben wären ganz und gar nicht als ein Depot unbestreitbarer Wahrheit aufzufassen. Immerhin stehen diese napoleonischen Notizen da als direkte und wohlüberlegte Erklärungen des außerordentlichen Mannes in Bezug auf seine Thaten, sie enthalten auch nebenher dessen Auffassungen der Heldengestalten früherer Zeiten, wie Cäsar's, Turenne's, Friedrich II., die bei den Historikern wie bei den Soldaten ein lebhaftes Interesse finden müssen.

Eine gewisse Gleichgültigkeit der Wahrheit gegenüber sollte bei einer Charakterbeurtheilung Napoleons nicht zu hoch angeschlagen werden: Wahrheit erwartete man damals nicht, forderte sie auch bei den in Europa bestehenden Ansichten über Staatskünste nicht; ein volles Jahrhundert später fand Bismarck in der Wahrheit sogar das beste Mittel — zu täuschen.

Napoleons grimmigste Feinde, Metternich und Talleyrand, haben uns ebenfalls ihre Memoiren hinterlassen: ein blindes Vertrauen in dieselben zu setzen, auch da, wo die persönlichen Interessen der Herren nicht ins Spiel kommen, wäre unzulässig. Napoleon auf St. Helena verfuhr in Bezug auf seine eigene Person gerade so wie er es in seinen Bulletins gethan hatte: diese Bulletins veranschaulichen Das, was Napoleon geglaubt zu sehen wünschte; so sind seine Memoiren bei Licht besehen eigentlich nur eine Sammlung von Bulletins über des Kaisers Laufbahn: nichts mehr und nichts weniger.

Auf einen Unterschied aber ist doch hinzuweisen: bei Abfassung seiner Bulletins hatte Napoleon oft geradezu die Absicht, zu täuschen. Auf St. Helena schwebte ihm ein praktisches Ziel vor, nämlich die Förderung der Interessen seiner Dynastie, namentlich die seines Sohnes.

Wo diese nicht unbedingt in Mitleidenschaft gezogen sind, darf man die Memoiren für zuverlässiger halten als die Bulletins.

Die Litteratur, welche St. Helena betrifft, ist oder wird demnächst erschöpft sein. Vierundachtzig Jahre sind verflossen, seit das miß-

begierige Publikum fünf Ausgaben von Warden's „Briefen“ in fünf Monaten verschlungen hat, achtundsiebzig seit die Buchhändlerläden von Käufern, welche nach O'Meara's Buch verlangten, gedrängt voll standen. Man darf vielleicht hoffen, daß das ausführliche Manuskript dieses Buches, welches z. Z. in Californien ist, bald im ganzen Umfange veröffentlicht werden wird: wie es heißt, ist es voll von interessanten und originellen Daten, zugleich dürfte es Licht über das Dunkel breiten, welches zwischen O'Meara's Buch („Eine Stimme von St. Helena“) und seinen Privatmittheilungen an die englische Admiralität und Plantation house liegt.*) Wir haben ferner die umfangreichen Schriften — schwere Batterien möchte man sie nennen — von Gourgaud, Montholon und Las Cases, denen die unbehülfliche Vertheidigungsschrift Forsyth's und die erfolgreichere Abhandlung Seaton's entgegenstehen; wir haben auch die leichte Artillerie von Maitland und Glover, von Cockburn und Santini, wir haben die närrische „Miß Betsy“, aus welcher Mrs. Abell wurde. Wir haben die Berichte von St. Helena, welche Barnes und Masselin lieferten. Dann fand im Jahre 1816 auch der frühere Gouverneur General Beatson sich veranlaßt, aus plötzlich erwachtem Interesse für die Insel, dem Publikum einen starken Folianten vorzulegen — es sind in demselben die Agrikulturverhältnisse St. Helena's und zwar mit einer Genauigkeit behandelt, welche kaum der Garten Eden hätte in Anspruch nehmen können. Wir haben ferner die Tragödie Antommarchi's; schließlich sind auch noch die Commissare auf der Wahlstatt erschienen: Montchenu, Balmain und Sturmer haben Zeugniß abgelegt, desgleichen Madame de Montholon.



Napoleon selbst hat seine Begleiter, wie wir hören, vielfach und dringend aufgefordert, über seine Leiden in Tagebüchern zu berichten und ist häufig auf diesen Wunsch zu sprechen gekommen.

*) Während der technischen Herstellung dieses Werkes sind in der Zeitschrift „The century“ (das Jahrhundert) Bruchstücke erschienen, aus welchen klar hervorgeht, daß O'Meara für seine „Stimme aus St. Helena“ das Wichtigste weggelassen hat.

Gestern Abend", erzählt Gourgaud, „sagte mir der Kaiser, ich möchte doch meine Mußestunden dazu verwenden, Das niederzuschreiben, was er sage: ich würde dadurch 500 bis 1000 Louisdor pro Tag verdienen."

Napoleon kannte das Journal des Grafen Las Cases, welches an St. Denis, einen der Diener, diktirt oder von diesem abgeschrieben wurde; Napoleon frug zuweilen nach dem Inhalt. O'Meara's Journal wurde ihm vorgelesen. Er hielt es für feststehend, daß alle seine Gefährten Tagebücher führten und das war ja auch zutreffend. Mit Ausnahme des treuen Bertrand und seiner Gemahlin, welche dessen Zuneigung mit der für den Kaiser theilte, hat Keiner von den an dem traurigen Drama Betheiligten den Mund gehalten.

Von den letzten Beiträgen zur Geschichte der Vorgänge auf St. Helena während des dortigen Aufenthaltes Napoleons, nämlich Lady Malcolm's und Gourgaud's Tagebüchern, ist zu vermelden, daß sie einen geradezu überraschenden Eindruck machen. Lady Malcolm berichtet in sehr temperamentvoller Weise über des Kaisers Unterhaltungen mit Sir Puthency und bringt unparteiische Nachrichten über den Gouverneur Lowe, welche zu Ungunsten dieses unglücklichen und deplacirten Mannes ausfallen. Das zweite Buch aber ist in vieler Beziehung das bemerkenswertheste von allen, nicht sowohl in Bezug auf Napoleon während seines Aufenthaltes zu Longwood, als auch in Bezug auf Napoleon im Allgemeinen. Das Buch ist von Gourgaud offenbar lediglich zu eigener persönlicher Erinnerung geschrieben. Und an dieser Auffassung halten wir fest, auch wenn die Herausgeber behaupten, es wäre, besonders im letzten Theil, auf eine Denunzirung Lowe's abgesehen: Gourgaud schrieb seine Tagebuchblätter für Niemanden als für sich selbst — wer sollte wohl auch Gefallen daran finden? Gourgaud selber wohl kaum. Sie enthalten, wir glauben es gern die Wahrheit so wie sie sich tagtäglich dem Verfasser zeigte. Aber welch' sonderbares Licht werfen sie auf den Autor! Ein noch viel merkwürdigeres freilich auf den Herrn und Gebieter. Sind wir mit der Lectüre von Gourgaud's Buch fertig,

so steigen Zweifel in uns auf in Bezug auf all' die andern von uns gelesenen Werke und wir haben die Ueberzeugung gewonnen, daß dieses der Wahrheit, der ungeschminkten Wahrheit am nächsten kommt.

Die allgemeine Regel aber bleibt bestehen, daß die Longwood-Litteratur nicht gerade zuverlässig ist. Wollen wir von der Regel eine Ausnahme machen, so könnte allein von den Aufzeichnungen Gourgaud's die Rede sein.

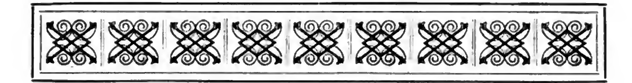
Es muß ferner bemerkt und besonders beachtet werden, daß die Glaubwürdigkeit der einzelnen Werke im Verhältniß zu der Zeitentfernung ihrer Veröffentlichung zu den beschriebenen Ereignissen zunimmt. Gourgaud's Schrift, welche erst 1898 erschien, ist wahrheitsgetreuer als die Montholon's, welcher wir 1847 begegneten. Montholon wiederum ist glaubwürdiger als Las Cases, der 1823 vor die Oeffentlichkeit trat. Der, auf den man sich vielleicht am wenigsten verlassen darf, ist O'Meara, dessen Buch 1822 erschien. In allen diesen Werken, mit Ausnahme des zuletzt erschienenen, sind schlagende Beweise für die Unzuverlässigkeit einzelner Darstellungen vorhanden, und doch geht es nicht an, die Autoren geradezu der Oberflächlichkeit oder der Unwahrheit zu zeihen. Sie sind theils von abgöttischer Verehrung für Napoleon beseelt, theils von dem Wunsche geleitet, durch eine möglichst dramatische Darstellung der Ereignisse auf St. Helena, die Infreiheitsetzung Napoleons zu erlangen. So blieben manche Vorgänge unerwähnt oder wurden falsch geschildert, weil sie möglicher Weise in Bezug auf das Idol den Erfolg abgeschwächt hätten.

Es ist beinahe, als hätte in der Luft St. Helena's Etwas gelegen, was der reinen Wahrheit schädlich war. Derjenige, welcher die verschiedenen Erzählungen in Bezug auf einen bestimmten Vorgang collationirt, wird auf sonderbare und unentwirrbare Widersprüche stoßen. Wahrheit steckt wahrscheinlicher Weise in Forsyth's Mittheilungen, aber das Auffinden ist eine schwierige Arbeit; aus verschiedenen Gründen gilt dies auch in Bezug auf die mehr zeitgenössischen Berichte. Es liegt über allen etwas wie Mehlthau, er bedeckt auf der Insel sowohl die Bücher wie die Stiefel. Man muß jeden Theil

einer Aussage auf die Waagschale legen und dabei stets den Charakter des Zeugen im Auge haben.

Sonach könnte es wohl vorkommen, daß wir beschuldigt werden, aus einer Quelle geschöpft zu haben, welche wir selbst als unrein bezeichneten — dann aber konnten wir aus keiner anderen schöpfen. Wo das Zeugniß an sich selbst wahrscheinlich erschien und keine andere Absicht als Wahrheit zu bemerken war, haben wir keine Vergleiche mit anderen angestellt, aber stets angeführt, woher das Zeugniß stammt.

Eines auffallenden Umstandes muß schließlich noch Erwähnung geschehen: über die letzten drei Lebensjahre Napoleons, das heißt die Zeit von der Abreise Gourgaud's im März 1818 bis Ende Mai 1821, wissen wir so gut wie nichts: wir haben nur von außenstehenden Engländern Berichte zur Verfügung, dieselben mögen wohl offiziell sein, sind jedoch wenig zuverlässig.



Capitel II.

Las Cases, Antommarchi und Andere.

Dem Buch des Grafen Las Cases, welches das umfangreichste und wohl auch bekannteste von allen ist, kann man einen gewissen eigenthümlichen Reiz nicht absprechen. Es wurde zuerst in 8 Bänden, dann aber, vielfach gekürzt, unter dem Tittel „Mémorial de Ste. Hélène“ (Tagebuch von St. Helena) veröffentlicht; als Schmuck dienten ihm die sonderbaren Croquis des jungen Las Cases; es hat eine Verbreitung über die ganze Welt gefunden und man behauptet, Las Cases habe nicht weniger als 80 000 Pfund Sterling daran verdient — das mag wohl eine kleine Uebertreibung sein!

Es ist angeblich aus täglichen Aufzeichnungen, welche vor Allem einen Bericht der Gespräche Napoleons wiedergeben, entstanden. Der Autor erklärt zugleich, es wäre ihm Verschiedenes abhanden gekommen, theils weil es an Zeit zum Copiren gefehlt habe, theils weil das Papiermaterial so sehr schlecht gewesen wäre. Las Cases erzählt geistvoll und beredt; wenn die von ihm wiedergegebenen Gespräche mit Aufzeichnungen derselben bei Andern im Einklang stehen, so mag man sie als authentisch gelten lassen — immerhin aber nur in dem Tenor, den der Kaiser, der sie zum Theil wohl dem Grafen direkt in die

Feder dictirt hat, wünschte. Wo sich bei Andern ein Beleg nicht vorfindet, erscheint es gerathen, ein volles Vertrauen zurückzuhalten.

Nimmt man auch die Uebertreibungen in Bezug auf die dem Gefangenen gebotene Kost, in Bezug auf gewisse Freiheitsbeschränkungen u. s. w. hin, macht man dem Umstande, daß der Autor von einer blinden Bewunderung Napoleons völlig benommen war, alle möglichen Zugeständnisse, so bleibt doch immer noch ein Makel auf dem „Mémorial de St. Hélène" haften — es handelt sich um die darin enthaltenen untergeschobenen Documente.

Wie diese entstanden sein mögen, ob sie der fruchtbaren Phantasie des Autors zur Last fallen oder den Einflüsterungen Napoleons — das herauszufinden ist so gut wie unmöglich. Wir stoßen auf vier solche Fabrikate, auch für ein fünftes muß Las Cases, und zwar allein, verantwortlich gemacht werden, weil es sich sonst nirgends vorfindet.

Untergeschoben ist zunächst ein Brief Napoleons an Murat in Spanien*), den der Graf Murat in seinem vortrefflichen Buch „Murat, Feldherr Napoleons in Spanien" unwiderleglich klar als nicht authentisch nachweist. Um den Kaiser rein zu waschen von den Fehlern seiner spanischen Politik, enthält dieser fabricirte Brief Beschuldigungen Murat's; er ist datirt vom 29. März 1808; unmöglich ist es, den Macher festzustellen, der Vorwurf, ihn veröffentlicht zu haben, aber trifft Las Cases. In dem Buch des Grafen Murat sind genügend Beweise für die Unechtheit erbracht. Es ist auf die Unentschlossenheit hingewiesen, welche in den Befehlen des Kaisers an seinen Stellvertreter in Spanien zum Ausdruck kommt, namentlich so weit es sich um die von demselben kommandirten Truppen handelt.

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. IV. Band des „Mémorial", Ausgabe von 1823, S. 246—54: ein langer Brief an den damaligen „Großherzog von Berg"; gleich anfangs stehen die Worte: ne croyez pas que vous attaquiez une nation désarmée et que vous n'ayez que des troupes à montrer pour soumettre l'Espagne . . . .

Daß diese, wie in dem Briefe steht, stets vor den spanischen zurückweichen sollten, ist eine mit dem Charakter Napoleons ganz und gar nicht in Einklang zu bringende Bestimmung. Es wird auf die völlige Zusammenhanglosigkeit mit gewissen officiellen Instructionen hingewiesen, welche aus derselben Zeit stammen.

Unter dem 27. März hatte Napoleon an Murat geschrieben, er möge in Madrid imponirende Heeresmassen zur Schau stellen. In der unechten Instruction, d. h. dem Briefe vom 29. mißbilligt er Murat's Anwesenheit in Madrid. Es ist zudem bekannt, daß die Nachricht von der Besetzung Madrids durch Murat den Kaiser vor dem 30. gar nicht erreicht haben konnte. Die Instruction hat auch nicht den Ton, in welchem Napoleon an Murat zu schreiben pflegte: es existiren ferner von fast allen solchen Schriftstücken Napoleons die Brouillons! Von dieser Depesche ist keines vorhanden. Napoleon bezieht sich in keiner anderen Depesche auf die hier in Rede stehende; auch eine Empfangsbescheinigung Murat's fehlt. Murat's Register der ein- und abgehenden Schriftstücke enthält keinerlei Vermerk.

Wie konnte nun auf St. Helena ein solches Schriftstück mit einem Mal zum Vorschein kommen? Das ist eine offene Frage. Ueberflüssig aber erscheint es, noch weitere Beweise dafür beizubringen, daß eine keckere Unterschiebung wohl selten dem Publicum geboten worden ist. Die Herausgeber der „kaiserlichen Correspondenz“ fügen eine Notiz an betreffender Stelle bei, in welcher sie erklären, daß weder ein Brouillon, noch das Original, noch irgend eine authentische Abschrift des Briefes hätte aufgefunden werden können. Savary, Beausset und Thibaudeau lassen das Schriftstück als getragen von der Autorität Las Cases gelten. Méneval dagegen, der damals der Privatsekretär Napoleons war, erwähnt Umstände, welche den Brief verdächtigen; darunter namentlich den, daß der Brief Paris als Datum führt, während Napoleon doch zu der Zeit in St. Cloud war. Méneval meint, er könne das Räthsel nicht lösen. Alles was er sonst sagt, deutet aber darauf hin, daß eine Unterschiebung vorliegt. Der einzige Umstand, den er zu Gunsten des Documentes anzuführen im Stande

ist, ist der: es könne von Niemandem anders stammen, als von Napoleon — ein gefährliches Argument! Méneval's Verlegenheit ist, wenn man den von ihm bekleideten Vertrauensposten berücksichtigt, sehr erklärlich.

Thiers ist der Meinung, Napoleon selber habe das Schriftstück verfaßt, es an dem angeführten Datum geschrieben, aber nicht abgeschickt. Die Gründe zu seiner sonderbaren Annahme können hier nicht untersucht werden.

Montholon bringt das nämliche Schriftstück und zwar unter einer Menge anderer, ihm, wie er sagt, von Napoleon eingehändigter Briefe; auch Montholon wird hier unglaubwürdig. Die Hauptverantwortung für die Veröffentlichung trägt also jedenfalls Las Cases, der sich ja überdies auf seine Geschicklichkeit im Erfinden Etwas zu gute that. Er sagt uns u. A., er habe in Plymouth eigenhändig den Protest Napoleons verfaßt, ja er hat unzählige Proteste auf eigene Faust lancirt. „Da es einmal,“ so sagt er höhnisch scherzend“, zu einem Briefwechsel mit Sir Hudson Lowe gekommen war, „so legte ich die Hände nicht in den Schoß.“ Ach nein! Er überschüttet den Gouverneur förmlich mit Zuschriften. Als er nach dem Cap deportirt wurde, hört er immer noch nicht auf zu schreiben: Der dortige Gouverneur, die Minister in England, der Prinz-Regent — ein Jeder bekam Etwas von ihm ab! Nach Europa zurückgekehrt, bombardirt er alle Souveräne und deren Minister.

Der Leser, der sich endlich durch die acht Bände des „Mémorial“ hindurch gearbeitet hat, kommt unfehlbar zu der Ueberzeugung, daß Las Cases durchaus der Mann wäre, ein Paar napoleonische Depeschen zu fabriziren.

Wir können uns aufs Bestimmteste dahin aussprechen, daß Las Cases den Brief an Murat mit Vorbedacht selber geschrieben hat. Geschah es nur um einer akademischen Uebung willen? War eine große Unordnung unter seinen Papieren? Versagte sein Gedächtniß zuweilen? Wir begegnen bei ihm vielfach sonderbaren Einfällen.

So tischt er uns im fünften Theil seines Journals wiederum einen Brief Napoleons, und zwar an Bernadotte vom 8. August 1811*) auf. Die Herausgeber der kaiserlichen Correspondenz wissen nichts von demselben. In den „Lettres inédites de Napoléon“ ist er allerdings vorhanden, aber unter der Rubrik „zweifelhaft“. Die Herausgeber wissen nämlich nicht, woher er stammt. Hätten sie es gewußt, sie hätten ihn jedenfalls verworfen. Sie entnahmen den Brief aus Martels „Oeuvres littéraires de Napoléon Bonaparte“. Martel aber nennt seine Quelle nicht. Sicher anzunehmen ist, daß das Buch Las Cases diese Quelle war.

Im sechsten Bande producirt der Autor des „Mémorial de Sainte Hélène“ wiederum ein Staatsdocument, das er seinem verborgenen Schatz entnommen zu haben scheint. Diesmal ist es ein Brief, den Napoleon an seinen Bruder Louis, den König von Holland, unter dem 3. April 1808 vom Palais Marrac aus geschrieben haben soll. Auch er trägt dieselbe Fabrikationsmarke, wie die andern; es existirt auch von ihm kein Brouillon und das ist schon verdächtig. Hinzu kommt, daß Napoleon erst vierzehn Tage nach dem Datum des Briefes in Marrac eintraf. Die Herausgeber der Correspondenz des Kaisers drucken ihn ab mit der trockenen Bemerkung, Las Cases wäre ihre „einzige“ Bezugsquelle. Rocquain, in seinem Buch „Napoléon et le roi Louis“ verwirft das Schriftstück mit dem Bemerken, es wäre entweder theilweise oder von a bis z erlogen. Wir haben keine Veranlassuug, irgend einen Theil als echt anzuerkennen!**)

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. V. Band des „Mémorial“, Ausgabe von 1823, S. 259. Dieser Brief an Bernadotte, damaligen Kronprinzen von Schweden, enthält namentlich Erörterungen Napoleons über das Continental-System.

**) Anmerkung des Uebersetzers. VI. Band des „Mémorial“, Ausgabe von 1823, S. 261—72. Der Brief enthält tadelnde Bemerkungen Napoleons über das Benehmen seines Bruders Louis auf dem holländischen Thron, praktische Winke und namentlich Bemerkungen über das Begnadigungsrecht des Souveräns.

Im siebenten Bande begegnen wir abermals einem Briefe, von welchem man ohne Rückhalt behaupten kann, es habe ihn Las Cases oder der Teufel selber geschrieben. Er stellt eine Instruction für einen, noch dazu anonymen politischen Bevollmächtigten in Polen vor und trägt das Datum: 18. April 1812; die offiziellen Herausgeber der kaiserlichen Correspondenz nehmen gar keine Notiz davon. Der Brief erscheint ganz plötzlich und unvermittelt im „Mémorial". Er soll eine Enthüllung der wirklichen Beweggründe zum russischen Feldzuge darstellen. Nach dem Briefe gewinnt es den Anschein, als wäre die Veranlassung zu dem sehr gewagten Kriegsunternehmen die Wiedererrichtung des polnischen Königsthrones gewesen, auf welche sich damals die sehnsüchtigen Wünsche der Polen richteten. Bedenkt man, daß auch die französische Armee diesen Wunsch lebhaft theilte, daß einige der ergebensten Diener des Kaisers dasselbe thaten, der Kaiser sich aber trotz Allem geweigert hat, den ihm auch von der Dankbarkeit den Polen gegenüber diktirten Schritt zu thun, so kann man sich unmöglich entschließen, dieser Instruction an einen unbekannten Diplomaten irgend welches Vertrauen entgegenzubringen.*)

Das fünfte Fabrikat ist das bemerkenswertheste und in seiner Erfindung das dreisteste von allen. In einer Aufwallung selbstloser Freundschaft zog Las Cases eines Tages aus einem Bündel von Manuscripten einen Brief hervor, den er Warden mit dem Bemerken hinreichte, es wäre ein Brief des Herzogs von Enghien an Napoleon, geschrieben am Tage vor des Herzogs Hinrichtung; durch Talleyrand wäre derselbe bei Seite geschafft worden und zwar aus Furcht, Napoleon möchte durch den Inhalt sich zu milderen Maßnahmen be-

*) Anmerkung des Uebersetzers. VII. Band des „Mémorial", Ausgabe von 1823, S. 13—26 „Instructions données a M . . pour lui servir de direction dans la mission qu'il aura à remplir en Pologne". Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß unter dem „M . ." der außerordentliche Gesandte Napoleons Herr de Pradt zu verstehen ist, welcher sich im Frühjahr 1812 in Warschau einstellte.

stimmen lassen.*) Las Cases scheint in Bezug auf das Document ein Monopol besessen zu haben, denn Niemand außer ihm und Denjenigen, denen er es zeigte, hatten den Vorzug, es je zu sehen oder davon zu hören. Las Cases eigene Angaben in Bezug auf die Enghien-Affaire bilden vielleicht den dunkelsten Passus in dem ganzen Buch; er macht nur eine flüchtige, schüchterne Anspielung auf den Brief, den er doch so frohlockend dem Mr. Warden vorwies. Warden's Auslassungen zur Sache aber sind so deutlich, daß sie wörtlich angeführt sein mögen:

„Ich sah eine Abschrift dieses Briefes in den Händen des Grafen Las Cases, welche mir dieser Herr mit größter Unbefangenheit als eins von den vielen Documenten bezeichnete, welche gesammelt wären, um gewisse mysteriöse Episoden der Enghien-Affaire zu erläutern und zu rechtfertigen; er sei veranlaßt worden, dieselben unter dem Dictat des Kaisers niederzuschreiben.“

Wir wollen uns für einen Augenblick das Document, welches Talleyrand zu spät producirt haben soll und Las Cases zu Tage gefördert hat, näher ansehen.

In den „Briefen vom Cap“, verfaßt auf Veranlassung und durchgesehen von Napoleon, ist der Brief Enghien's erwähnt. Daß Las Cases häufig Gelegenheit gehabt hat, Manuscripte und Documente vom allergrößten Interesse, welche denkwürdige Ereignisse aus den letzten zwanzig Jahren betrafen, einzusehen, wird vorausgeschickt. Es folgt dann an der hier in Betracht kommenden Stelle die nachstehende Mittheilung:

„Als der Herzog von Enghien in Straßburg eingetroffen war, schrieb er einen Brief an Napoleon, in welchem er bemerkte, daß sein Anrecht an die Krone Frankreichs ein entferntes wäre, daß vor

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Im VII. Bande des „Mémorial“ ist die Enghien-Affaire besonders eingehend besprochen. Auf Seite 336 verzeichnet Las Cases folgende Worte Napoleons: „Si surtout j'aurais vu la lettre qu'il (Herzog von Enghien) m'écrivit et qu'on ne me remit etc.“

längerer Zeit schon seine Familie alle Ansprüche aufgegeben hätte. Er versprach, wenn ihm Verzeihung zu Theil würde, Alles ausfindig zu machen, was er von der Verschwörung der Feinde Frankreichs gehört habe und dem Cousin fortan ein treuer Diener zu sein. Dieser Brief wurde von Talleyrand erst an Napoleon abgegeben, als es zu spät war, als der junge Prinz nicht mehr zu den Lebenden zählte.

Las Cases berichtet weiter: in dem Manuscript, welches einzusehen ihm vergönnt war, erklärt Napoleon, daß, wenn dieser Brief ihm rechtzeitig vorgelegen hätte, der politische Vortheil, welchen des Prinzen Erklärungen und Dienste gehabt hätten, ihn zur Verzeihung gestimmt haben würde.

Dieser ganze Passus ist nicht allein seines Inhaltes wegen merkwürdig, sondern zugleich deshalb auffallend, weil er nur einen Bruchtheil anstatt das vollständige, hochwichtige Document bringt.

Gerüchte über den werthvollen Brief scheinen über ganz Longwood verbreitet gewesen zu sein und die Neugier derjenigen Personen des kleinen Hofes erweckt zu haben, welche nicht das Vertrauen des Grafen Las Cases genossen. Besonders O'Meara muß sich durch seinen Nachforschungseifer hervorgethan haben, denn im Januar 1817 hat er, wie er selbst zu berichten weiß, sich mit Fragen direkt an den Kaiser gewendet.

„Ich frug zunächst," sagt er, „ob es wahr wäre, daß Talleyrand einen Brief des Herzogs von Enghien an sich behalten hätte und denselben erst zwei Tage nach des Prinzen Hinrichtung überreicht habe. Napoleon erwiderte: „es ist wahr! Der Herzog hatte einen Brief geschrieben, in welchem er seine Dienste anbot und sich um eine Commandostelle in der Armee bewarb. Dieser Schuft (scelerato) Talleyrand aber setzte mich erst zwei Tage nach erfolgter Execution in Kenntniß." Ich bemerkte, Talleyrand habe also durch die frevelhafte Verheimlichung des Schriftstückes die Verantwortung an dem Tode des Herzogs zu tragen. „Talleyrand," so antwortete Napoleon, „ist ein Bandit (briccone) und jeden Verbrechens fähig."

Zwei Monate nach dieser Unterredung bemerkte O'Meara dem Kaiser, daß ein Buch von Warden über ihn (Napoleon) veröffentlicht worden wäre, welches Aufsehen errege. Das Buch wäre noch nicht in Longwood eingetroffen, allein die Zeitungen enthielten Auszüge. Darauf setzte sich Napoleon hin, nahm die Zeitungen zur Hand, frug nach der Bedeutung einiger englischer Worte und dann plötzlich, was Warden denn über die Enghien-Affaire berichte. Ich antwortete, Warden bestätige, daß Talleyrand für längere Zeit, das heißt bis nach der Vollziehung der Todesstrafe, einen Brief des Herzogs an sich behalten hätte, und daß Warden den Tod des Herzogs Herrn Talleyrand in die Schuhe schöbe. „Di questo non c'è dubbio" (daran ist kein Zweifel) antwortete Napoleon. — Gegen Ende desselben Monats kam Napoleon wieder auf die Sache zu sprechen und sagte zu O'Meara: „Gleich nach seiner Ankunft in Straßburg richtete der Herzog einen Brief an mich, in welchem er sich anbot, Alles zu ermitteln, wenn er begnadigt würde; er sagte, daß seine Familie für eine lange Zeit keinerlei Ansprüche hätte und schloß damit, daß er mir seine Dienste anbot. Der Brief gelangte in Talleyrand's Hände und dieser verheimlichte mir denselben bis nach der Hinrichtung."

Das war nun allerdings klar genug, allein O'Meara war noch nicht zufrieden und verlangte nach doppelter Sicherheit; so frug er denn eines Tages — im April — von Neuem, ob der Kaiser, wenn Talleyrand den Brief zeitig genug abgegeben hätte, den Herzog begnadigt haben würde. Napoleon erwiderte: „Es ist wahrscheinlich, daß ich es gethan hätte, weil der Brief ein Dienstanerbieten enthielt und der Herzog der Beste von der ganzen Familie war."

Bemerkenswerth ist, daß, obwohl Napoleon mehr als einmal auch mit Gourgaud über die Enghien-Affaire sprach, er diesem nicht leichtgläubigen, sondern skeptisch veranlagten Herrn den Brief nie vorgewiesen hat.

So löst sich schließlich die ganze von Warden, O'Meara und den „Cap-Briefen" so sorgfältig behandelte Geschichte in Wohlgefallen

auf: der Brief kommt nicht zum Vorschein und von der schweren Beschuldigung Talleyrand's bleibt Nichts übrig.

Die historische Wahrheit tritt an die Stelle von tendenziöser Fabelei und weist auf die wohlbekannte und unantastbar authentische Randglosse des Herzogs von Enghien zu den Acten seines Prozesses hin.

Montholon ist es, der noch einmal an der Schraube dreht — er thut es leider mit wenig Geschick.

Wir hören von ihm, daß nach O'Meara's Abreise von St. Helena die Aufzeichnungen des Arztes in Montholon's Händen zurückblieben und daß Montholon aus denselben oftmals seinem Gebieter Etwas vorlas. Dabei hat der Kaiser einige Irrthümer bezeichnet — welche?

Eine offene Frage. Montholon fährt fort:

O'Meara schreibt, daß Herr de Talleyrand einen vom Herzog von Enghien einige Stunden vor der Urtheilsvollstreckung geschriebenen Brief unterschlagen habe. Die Wahrheit lautet anders: Der Herzog von Enghien hat auf dem Vernehmungsprotokoll zu seiner Namensunterschrift die Worte hinzugefügt: „ich stelle die dringende Bitte einer Privat-Audienz beim ersten Consul. Mein Name, mein Rang, meine Art zu denken und das schreckliche meiner Lage lassen mich hoffen, daß er meine Bitte nicht abschlagen wird."

Dies war also Alles, was der Herzog von Enghien geschrieben hat. Hören wir Herrn von Montholon weiter:

„Unglücklicherweise erfuhr der Kaiser hiervon erst nach der Urtheilsvollstreckung. Die Rolle des Herrn von Talleyrand in dem blutigen Drama ist schon bedeutungsvoll genug; es ist nicht nöthig, daß man ihm Etwas in die Schuhe schiebt, was er nicht verbrochen hat."

Wir sind leider nicht in der Lage, diesen Widerspruch für authentischer zu halten, als den in Straßburg geschriebenen Brief des Herzogs von Enghien, in welchem dieser seine Dienste anbietet und um ein Commando in der Armee bittet — einen Brief, den Talleyrand aus Furcht, er möchte Napoleon milder stimmen, abfing.

Das Faktum, daß dieser Brief existirte, wird von Warden, der ihn sah, von Las Cases, der Warden den Brief vorwies, von O'Meara, der Napoleon nach dem Briefe befragte, von Napoleon selbst in den „Briefen vom Cap" bestimmt erklärt. Die Hauptsache bei der Geschichte ist natürlich nicht das Gesuch des Herzogs, sondern die Nichtswürdigkeit Talleyrand's, welcher dasselbe unterdrückte.

Warden veröffentlichte seine erste Angabe im Jahre 1816, die „Capbriefe" erschienen 1817; O'Meara's Buch 1822, das von Las Cases 1823—24. Schließlich, im Jahre 1847, also 30 Jahre, nachdem die erste Mittheilung veröffentlicht war, erschien Montholon's Buch. Währenddem war die ganze Geschichte schon hoffnungslos verworfen; eine Menge von erklärenden Brochuren war veröffentlicht. Was nicht veröffentlicht wurde, aber war und blieb das Dokument selbst. Obwohl so angelegentlich besprochen, ist es niemals zu Tage gefördert worden. So mußte Montholon so gut wie er konnte sich aus der Affaire zu ziehen suchen. Wir haben bereits erwähnt, daß er daran erinnert, er habe O'Meara's Schrift dem Kaiser vorgelesen und der Kaiser verschiedene Irrthümer korrigirt. Montholon berichtet aber nur von einer einzigen Korrektur, welche eigentlich keine solche, sondern eine absolute Verwerfung der ganzen Geschichte und eine ausdrückliche Freisprechung Talleyrand's ist. Die Angaben in Warden's Buch, welche den Bemerkungen Napoleons O'Meara gegenüber im März 1817 zu Grunde liegen und die kathegorische Erklärung in den von Napoleon selbst herrührenden „Briefen vom Cap" berührt Montholon nicht und kann es nicht thun. Es steht über allem Zweifel fest, daß Napoleon die letzten Worte, welche Enghien vor seiner Hinrichtung schrieb, nicht gesehen hat: Diese aber haben mit einem „von Straßburg aus geschriebenen Brief" Nichts zu thun, enthalten auch keine Bewerbung um einen Posten in der französischen Armee und wurden auch nicht von Talleyrand unterschlagen.

Es ist bemerkenswerth, daß, so weit es sich um das Anstellungsgesuch des Herzogs von Enghien handelte, wir von Savary wissen, daß des Herzogs Verweisung vor ein Kriegsgericht erfolgte, weil er

sich um eine Anstellung in englischen Diensten beworben hatte. Wir bewundern Montholon's Loyalität, glauben aber doch, er hätte seinen Rückzug aus einer unmöglich zu behauptenden Stellung mit mehr Geschick vollziehen können.

Was nun Talleyrand betrifft, so ist seine Theilnahme in der Enghien-Affaire, obwohl dunkel, doch nicht so, daß ihm etwas Besonderes zur Last fiele. Ist es nicht sonderbar, und für Las Cases recht fatal, daß Napoleon in eigenhändiger Schrift eine ausdrückliche Freisprechung Talleyrand's hinterließ. Méneval entnimmt den handschriftlichen von Fleury de Chaboulon gesammelten Noten Napoleons über die Enghien-Affaire folgende Zeilen: „Fürst Talleyrand zeigte sich bei dieser Gelegenheit als ein ergebener Minister und der Kaiser hatte keinerlei Veranlassung, ihm in irgend einer Weise in dieser Angelegenheit einen Vorwurf zu machen.“

Es ist demnach nicht am Platze, über Talleyrand's Mitschuld Erörterungen anzustellen; die obige Note widerspricht ausdrücklich dem Vorwurf des Verraths, welcher in den Mittheilungen Las Cases erhoben wird.

Schließlich darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß der Kaiser auf seinem Todtenbett, aufgebracht durch einen gegen Savary und Caulaincourt in Verbindung mit dem Ereigniß in englischen Blättern gerichteten Angriff, nach seiner bereits vollzogenen Testamentsurkunde verlangt und derselben den folgenden Satz eingefügt hat: „Ich hatte den Herzog von Enghien arretiren und prozessiren lassen, weil dies für die Sicherheit, das Interesse und die Ehre des französischen Volkes nöthig war, da der Graf von Artois erwiesenermaaßen in Paris 60 Mordgesellen unterhielt. Unter den nämlichen Umständen müßte ich dasselbe nochmals thun.“

Wir halten dies für die Wahrheit, obwohl es vielleicht nicht die volle Wahrheit ist.

Wir brauchen keinerlei Hehl aus unserem Mißtrauen gegen die von Las Cases beigebrachten Dokumente zu machen. Wir können

uns in der That keines einzigen Briefes, (wohl aber vielfacher Proteste) erinnern, welchen Las Cases vorlegt, den wir für echt halten, ausgenommen den Abschiedsbrief Napoleons an Las Cases. Es ist wirklich höchst merkwürdig, welches sonderbare Schicksal mit den Briefen dieser Sammlung verknüpft ist: Gourgaud nämlich legt eine völlig andere Lesart auch dieses Briefes vor und Gourgaud hat ihn sicherlich unter Umständen gelesen, die sich seinem Gedächtniß einprägen mußten. Diesmal aber scheint doch die Lesart, die Las Cases bringt, weil sie von Lowe unterstützt ist, die richtige zu sein.

Es drängt sich die Frage auf, woher kamen alle diese Dokumente? Wann und wo wurde diese Menge von Dokumenten fabrizirt, oder gesammelt, um gewisse geheimnißvolle Vorkommnisse unter der napoleonischen Regierung zu rechtfertigen? Sollen wir etwa annehmen, Napoleon habe sie im Elysée oder in Malmaison nach Waterloo in aller Eile aus seiner umfangreichen Correspondenz herausgesucht? Wir wissen, daß er diejenigen Briefe, welche er damals für die wichtigsten hielt, seinem Bruder Joseph anvertraute: sie waren in Bänden vereinigt. Wie kam es, daß er diese vereinzelten, wichtigen Schriftstücke bei sich behielt? Las Cases konnte sie doch nur, falls sie echt waren, von Napoleon selbst erhalten haben. Las Cases aber erfreute sich des Vertrauens Napoleons erst lange nachdem der Kaiser von seinen Papieren getrennt war. Woher in aller Welt kamen sie? Las Cases könnte es wohl sagen, aber er thut es nicht: Niemand sonst kann es. Einen Wink giebt uns Gourgaud, welcher, indem er von einigen falschen Angaben warnend spricht, bemerkt, daß sie wahrscheinlich ein Theil der falschen Aufzeichnungen Las Cases wären. Wir können daraus schließen, daß Las Cases gefälschte Berichte, bestimmt vielleicht für die Belehrung neugieriger Fremder, verfaßte, und daß dies in Longwood bekannt war. Wir wollen gleich hier die Gelegenheit benutzen, um auszusprechen, wie sehr wir wünschten, wir könnten Gewißheit darüber haben, daß Napoleon von diesen Fabrikaten nichts wußte.

Könnten wir die Augen schließen vor dem Nachweise von der Autorschaft der „Capbriefe", oder könnten wir dieses Pamphlet als eine Art von Versuchsballon auffassen, den der Kaiser steigen ließ, ohne sich als Autor zu legitimiren, so würde keinerlei zuverlässiger Beweis von seiner Kenntniß vorliegen. Unglücklicherweise bestehen keinerlei Zweifel in Bezug auf den Autor der „Capbriefe". Montholon übergiebt den unechten Brief an Murat mitten in einem Bericht, welchen Napoleon über spanische Angelegenheiten diktirt. Napoleon soll gesagt haben: „am 29. Mai schrieb ich an den Großherzog von Berg was folgt —" und nun folgt der gefälschte Brief.

Wenn wir also Montholon unbedingt trauen könnten, so hätte Napoleon den Brief für echt erklärt. Unbedingtes Vertrauen aber verdient Montholon nicht. Wir haben die Beziehungen Napoleons zu dem bewußten Brief Enghien's, wie sie von den Chronisten dargestellt sind, mitgetheilt; wir können danach Napoleon von einer Kenntniß dieser Dokumente nicht freisprechen. Las Cases überschüttet uns in seinem Tagebuch mit Sternschauern kleiner Randnotizen, welche, wie er uns versichert, Unterhaltungen mit Napoleon von der allergrößten Wichtigkeit und Heimlichkeit enthalten. Mystifikationen mögen wohl bei diesen, in Dunkel gehüllten Unterredungen zurechtgemacht worden sein: man kann nicht annehmen, daß der anbetungsvolle Bewunderer Las Cases sich dergleichen Freiheiten erlauben würde, ohne wenigstens ein Zeichen von seinem Idol empfangen zu haben.

Uebrigens ist darauf hinzuweisen, daß ein Offizier an Bord des „Northumberland" gehört haben will, wie Napoleon gelegentlich eines Diktates dem Grafen Las Cases gesagt habe, es wären ihm Beweise von Enghien's Unschuld und ein Anstellungsgesuch Enghien's zugegangen, nachdem die Hinrichtung bereits vollzogen war. Thiers, welcher sich der mit weniger Nachdruck auftretenden Ansicht Méneval's anschließt, erklärt, es sei unzweifelhaft, daß der Brief an Murat vom

Kaiser herrühre, man erkenne ihn am Stil; Thiers aber ist nichts weniger als unfehlbar.

Man stellt sich Alledem gegenüber mit Recht die Frage, ob Napoleon wohl der Mann war, sich mit Fälschungen zu identifizieren, welche so leicht als solche erwiesen werden konnten. Es müßte sein — und dies wäre allerdings nicht unmöglich — daß Napoleon die unwahre Nachricht auszugeben gestattet hätte, um, abgesehen von einem späteren Urtheilsspruch der Geschichte, einen augenblicklichen, ihm günstigen Eindruck hervorzurufen; gerade so wie er es auf der Höhe seiner Macht that, wenn er im „Moniteur“ erdichtete Depeschen seiner Marschälle veröffentlichte.

Wir enthalten uns eines definitiven Urtheilsspruches in der Sache, denn wir betreten diese Wege nur, um Las Cases' Unzuverlässigkeit zu charakterisiren. Wir haben genug gesagt, um zu zeigen, daß verschiedene Fabrikate eine Barriere vor die Glaubwürdigkeit dieser dickleibigen Bände stellen und uns verhindern, den Angaben des Autors, wenn er irgend einen Grund für dieselben haben könnte, zu trauen.

Geringfügigere Ungenauigkeiten nachzuweisen, wäre darnach unnöthig. Pasquier — und dies sei erwähnt — beschwert sich darüber, daß Las Cases einen völlig erdichteten Bericht über seine (Pasquiers) Zusammenkunft mit Napoleon gelegentlich seiner Ernennung zum Polizei-Präfekten bringt. Pasquier erwähnt noch weitere Ungenauigkeiten, die es jedoch, noch besonders nach dem schon Gesagten anzuführen nicht verlohnt.

Wir haben noch eine, allerdings weniger schwerwiegende Einwendung gegen die Mittheilungen Las Cases, die dahin geht, daß dieser Autor ein ausgesprochener Buchschreiber ist: er schreckt vor keiner Ausschmückung zurück.

Trotzdem ist sein Buch nicht uninteressant, ja von einem gewissen Werth; es sind mancherlei Vorkommnisse darin erwähnt, die er für irgend welche Interessen zurechtzumachen nicht nöthig hatte, die wir sonst nirgend finden: es sind längere Darstellungen der Ge-

wohnheiten Napoleons, für deren Wahrscheinlichkeit die Umstände sprechen.

Las Cases ist von allen in Rede kommenden Biographen der, der am meisten Boswell ähnelt, am meisten detaillirt und am wenigsten Gefühl für das Lächerliche hat, deshalb ist er oft recht unterhaltend. Einige seiner Bemerkungen streifen freilich an das entgegengesetzte Extrem. Wenn er z. B. vor innerer Erregung ganz außer sich geräth, als eines Tages Napoleon sich den Magen reibt: der Kaiser hatte nämlich zum Frühstück Kaffee erhalten, den er mit Wohlgefallen kostete. „Einige Augenblicke später," so berichtet unser Autor, „sagte Napoleon, indem er sich die Magengegend mit der Hand rieb, daß er dort einen guten Einfluß verspüre — schwer könnte ich meine Empfindungen bei diesen einfachen Worten wiedergeben!"

Ein anderes Mal sagte Napoleon zum Autor, er (Napoleon) werde, sobald er mit Lowe spräche, stets derartig zornig erregt, daß er in seiner linken Wade ein Zittern verspüre: eines der verhängnißvollen Symtome, von welchen er seit Jahren nichts mehr gewußt habe.

An einer anderen Stelle verfällt Las Cases in den richtigen Boswell-Styl, indem er erzählt, Napoleon habe ihn einen „Simpel" geheißen und ihn zugleich mit der Versicherung getröstet, daß er dieses Epitheton stets als ein Certificat der Ehrenhaftigkeit verwende.

Mit Bewunderung spricht Las Cases von der völligen Verleugnung persönlichen Grolls bei Napoleon. „Napoleon sieht," sagt Las Cases, „die Dinge völlig aufgelöst in der Masse und von einer solchen Höhe, daß ihm die Personen total verschwinden. Niemals hat ihn irgend Jemand bei der leisesten Empörung über Diejenigen überrascht, über welche er sich am meisten zu beschweren hatte."

Wäre es möglich, in jeder Beziehung dem Grafen Las Cases unbedingt Glauben zu schenken, wir würden vor einem so außerordentlichen Charakter eines ehrfurchtsvollen Staunens uns nicht erwehren können.

Die Memoiren Montholon's sind, wie dieser Herr selbst, sehr

milde, sehr „gentlemanlike“. O'Meara sagt, Montholon wäre in seinen Briefen an das englische Commando unwahr — hier wäre O'Meara ja der allerbeste Richter, und wir meinen in der That, daß soweit Montholon die „Strategie“ Longwood's behandelt, er ebenso unzuverlässig ist, wie Alle, die 30 Jahre nach Napoleons Tode vor die Oeffentlichkeit traten. Montholon's Buch erschien 1847. Auch seine Daten sind nicht durchweg zuverlässig und diese Ungenauigkeit legt die Vermuthung nahe, daß seine Aufzeichnungen oft erst einige Zeit nach den Ereignissen erfolgten. In Fragen, bei denen es sich nicht um die schlechte Behandlung Napoleons handelt, erwecken die Memoiren Montholon's Interesse. Auch können wir nicht unterlassen, den Ton der Schrift zu rühmen, der wahrscheinlich mit der spät erfolgten Veröffentlichung in Verbindung zu bringen ist. Ein Vierteljahrhundert hatte die Leidenschaften abgekühlt und manche Fehde beigelegt. Gourgaud hatte aufgehört zu rasen, hatte sich mit Montholon in Freundschaft vereinigt zur Abfassung von Memoiren über den Kaiser. Montholon hat kein böses Wort für Gourgaud, keine Erinnerung für die Zeit, da der widerhaarige Gourgaud ihm das Leben so schwer machte. Zur Zeit, da Gorgaud's Herausforderung zum Zweikampf vorlag, sind zehn Tage lang die Berichte fortgeblieben. Handelt es sich dabei um ein von Angst befallenes Gemüth, oder war die ganze Geschichte nur ein Flackerfeuer, und wurden die Aufzeichnungen dieser zehn Tage später ausgemerzt — wer kann es sagen! Wir möchten uns für die letztere Annahme entscheiden und bedauern, daß jetzt, da Gourgaud's Tagebuch veröffentlicht ist, Montholon's Replik nicht zur Hand ist. Wir wissen, daß er im Manuskript eine Menge Notizen hinterließ, eine darunter, welche ein Selbstgespräch Napoleon's vom 10. März 1819 wiedergiebt und unveröffentlicht ist, übertrifft Alles, was in Montholon's Buch steht, an Interesse. Man möchte daher sehr wünschen, daß diese Aufzeichungen alle mit einander noch jetzt in vollem Umfange veröffentlicht würden! Würde es geschehen, so hätten wir ein Buch, was an Interesse dem Gourgaud's in keiner Weise nachstehen würde.

Was wir an Montholon's Buch auszusetzen haben, sind überhaupt die auffälligen Streichungen, welche offenbar in der blinden Verehrung für Napoleons Andenken und in der Sorge für die politischen Interessen seines Neffen ihren Grund haben. Es läßt gerade da, wo Nachrichten am willkommensten gewesen, zu wünschen übrig, d. h. nach der Abreise der andern Chronisten Las Cases', O'Meara's und Gourgaud's — es bleiben uns dann nur noch die phantasievollen Mittheilungen Antommarchi's.

Für die letzte Lebenszeit Napoleons sind wir hauptsächlich auf diesen Chronisten angewiesen und es ist keiner, der so wenig zuverlässig wäre. Antommarchi, ein junger corsischer Anatom, traf auf St. Helena 18 Monate vor Napoleons Tod ein. Auf ihn, als einen Corsen, war die Wahl des Cardinal Fesch gefallen; es sollte mit derselben dem Kaiser eine Artigkeit erwiesen werden. Es traf sich leider so unglücklich, daß Antommarchi zu verschiedenen Malen, gerade wenn Napoleon nach ihm verlangte, abwesend war. Uebrigens hielt ihn auch sein berühmter Patient, der keine besondere Freude an Aerzten hatte, für zu jung und für zu unerfahren. Hinzu kam, daß, wie Montholon sagt, der junge Arzt die Krankheit Napoleons nicht ernst genug behandelte, daß er dieselbe sogar für simulirt hielt. Montholon meint es im Uebrigen gut mit Antommarchi und nennt ihn einen „ausgezeichneten jungen Mann“, hatte also keinerlei Absicht, ihn schlecht zu machen.

Als im März 1821 Napoleon über innere Stiche, wie von einem spitzen Messer herrührend, klagte, veranlaßt durch die schreckliche Krankheit, welche ihn damals beinahe schon getödtet hatte, lachte Antommarchi.

„Sieben Wochen vor dem Schluß wollte er,“ sagt Montholon, „von der Schwere der Krankheit nichts wissen; er war der festen Ueberzeugung, daß die ganze Krankheit nur ein politisches Spiel war, dem die Absicht innewohnte, die englische Regierung zu bewegen, den Patienten zurück nach Europa zu schicken. Er beruft sich mit ungläubigem Lächeln am 20. März darauf, daß Napoleons Puls normal sei; am

21. März endlich wird ihm der Ernst der Krankheit klar und er erklärt, daß er untrügliche Zeichen von Gastritis (Magenentzündung) feststelle." Darauf willigte Napoleon mit großem Widerstreben ein, etwas Limonade mit einem Brechmittel einzunehmen. Am nächsten Tag wird denn auch ein viertel Gramm Brechweinstein, in Limonade aufgelöst, dem Kranken eingegeben. Napoleon wurde darauf sehr krank und wälzte sich vor Schmerz auf der Erde. Schrecklich müssen die Schmerzen gewesen sein, man denke nur an die inneren Geschwüre. Antommarchi erklärt, daß die Wirkung allerdings eine sehr starke, das Mittel jedoch nothwendig sei. Napoleon aber weigerte sich, noch einmal eine solche Mixtur zu nehmen. Als er am andern Tage einem Diener befahl, ihm ein Glas Limonade zu bringen, gelang es dem jungen Arzt, der auf der Lauer stand, abermals dieselbe Dosis von seinem Lieblingsmittel in den Trank zu werfen; Napoleon roch etwas Ungewöhnliches und gab Montholon zu trinken. Dieser aber wurde innerhalb von zehn Minuten schwer krank. Der Kaiser gerieth außer sich vor Zorn, nannte Antommarchi einen Mörder und erklärte, er wolle ihn nicht mehr sehen.

Der junge Aesculap, den längst seine Absperrung und die Behandlung langweilte, die er seitens des Kaisers fand, verbrachte seine Zeit vielfach in Jamestown oder außerhalb der gezogenen Grenzen, natürlich zum großen Mißfallen der Ordonnanz, welche ihn zu begleiten hatte.

Endlich im Januar 1821 benachrichtigte er Sir Thomas Reade von seiner Absicht, den Dienst beim Kaiser und die Insel zu verlassen. Am 31. Januar 1821 schrieb er an Montholon, daß er nach Europa zurückzukehren wünsche und daß er mit Schmerzen seine Unfähigkeit, das Vertrauen des Kaisers zu gewinnen, einsähe. Napoleon willigte sofort in einem Briefe, welchen Montholon als „bien dure" bezeichnet, ein. Der Schlußsatz des Briefes möge hier angeführt sein: „während der 15 Monate Ihres Aufenthaltes auf dieser Insel haben Ihre moralischen Eigenschaften Sr. Majestät keinerlei Vertrauen eingeflößt. Sie können für ihn in seiner Krankheit

von gar keinem Nutzen sein, es hat daher auch keinen Sinn, wenn Sie Ihren Aufenthalt hier noch verlängern." Trotz dieser sehr deutlichen Ablehnung brachten Bertrand und Montholon eine Aussöhnung zu Stande, sodaß Antommarchi am 6. Februar die Behandlung wieder aufnehmen durfte.

Am 23. März aber kam es zu einem abermaligen Zerwürfniß und Montholon berichtet unter dem 31. März, daß Napoleon untersagt hätte, auch nur den Namen des Arztes zu nennen. Trotzdem erhielt Antommarchi die Erlaubniß, am 3. April bei der Visite des englischen Arztes, Doktor Arnott, zugegen zu sein. Als er dann am 8. April abermals abwesend war als man seiner bedurfte, wurde ihm in aller Form erklärt, daß der Kaiser ihn nicht mehr sehen wolle. Antommarchi verfügte sich am 9. April zu Sir Hudson Lowe und erwarb die Erlaubniß, nach Europa zurückkehren zu dürfen. Lowe aber erklärte, er müsse erst nach England berichten, so kam es, daß, zumal Doktor Arnott darauf bestand, der corsische Arzt doch wieder zu den Visiten hinzugezogen werde. Nun dictirte unter dem 17. April Napoleon einen Brief, in welchem er darauf bestand, daß Antommarchi gewisse Bedingungen, unter denen sein ferneres Verbleiben zugelassen werden sollte, unterzeichne. Der Doktor, hieß es darin, werde übler Reden geziehen und mache Witze über seines Herrn Gewohnheiten. Antommarchi unterschrieb und nahm am 18. April wiederum an der Visite Theil. Am 21. April fand jedoch eine Consultation der englischen Aerzte ohne Antommarchi statt; als am 29. April Montholon ihn herbeizurufen wünschte, lehnte Napoleon zweimal voller Zorn ab.

In den fünf ersten Tagen des Mai, d. h. den fünf letzten Lebenstagen Napoleon's, durfte Antommarchi in einem Nebenzimmer Wache halten. Als er dem mit dem Tode ringenden Kaiser die Lippen zu befeuchten suchte, stieß ihn Napoleon, indem er Montholon ein Zeichen machte, von sich.

Am 5. Mai starb Napoleon: Antommarchi allein findet keinerlei Erwähnung in seinem letzten Willen.

Wir erinnern an diese Einzelheiten, weil in dem Buche Antommarchi's von denselben garnichts enthalten ist. Das Werk spricht eigentlich nur über die aufopfernde Thätigkeit des Arztes und die liebevolle Erkenntlichkeit des Kranken. An dem Tage, an welchem Napoleon Antommarchi zweimal abwies, berichtet dieser, daß der Patient widerstrebend eine seiner Mixturen nahm und sagte: „Sie können aus meiner Gefügigkeit meine Dankbarkeit für Sie entnehmen." Napoleon, so erklärt der Doktor, fügte vertrauliche Anordnungen in Bezug auf sein Begräbniß hinzu: es sollte, wenn nicht in Paris, in Ajaccio und wenn nicht in Ajaccio, neben der Quelle von St. Helena stattfinden. Am 26. März, an dem Tage, an welchem Napoleon Nichts von ihm wissen wollte, giebt Antommarchi sich den Anschein, als habe er Napoleon beredet, den Doktor Arnott zu empfangen. Montholon aber sagt, Napoleon habe zum ersten Mal am 31. darein gewilligt, daß nach Arnott geschickt werden sollte, und fügt hinzu: „in Bezug auf Antommarchi besteht er darauf, daß dessen Name nicht mehr in seiner Gegenwart genannt werde."

Täglich verzeichnete Antommarchi die genauesten Krankheitssymptome und erzählt ausführlich von vertraulichen Unterhaltungen mit dem Patienten — kein Wort davon, daß ihm der Zutritt zum Krankenzimmer untersagt war: Nichts von seiner schimpflichen Entlassung und seinen Bemühungen, die Insel zu verlassen. Man sollte doch annehmen können, daß in den zwei Bänden seiner Berichte, die sich über 18 Monate ausdehnen, Raum dazu gewesen wäre. Es ist unmöglich, daß Montholon einer leichtfertigen Fälschung schuldig wäre, zumal er dem Arzt wohlgewogen war; seine Angaben sind im Uebrigen gestützt durch Dokomente sowohl, als durch das Zeugniß Lowe's.

Nein! Wir können den Erzählungen Antommarchi's nur sehr wenig Werth beimessen! Wie kann man glauben, daß mitten in dieser Zeit des Mißtrauens und der Abneigung Napoleon folgende Worte an ihn gerichtet haben könnte: „Wenn ich todt bin, wird Jeder von Euch die süße Genugthuung haben nach Europa zurückzukehren.

Ihr werdet, der Eine seine Verwandten, der Andere seine Freunde wiedersehen. Ich aber werde in den elyseischen Gefilden meine tapferen Gefährten antreffen: Kleber, Desaix, Bessières, Duroc, Ney, Murat, Massena, Berthier. Sie alle werden mich begrüßen; sie werden mir von Dem sprechen, was wir gemeinsam vollführt haben. Ich werde ihnen die letzten Ereignisse meines Lebens erzählen; wenn sie mich sehen, werden sie außer sich gerathen vor Begeisterung und Ruhmesfreude. Wir werden über unsere Kriege mit einem Scipio, einem Hannibal, einem Caesar, einem Friedrich sprechen."

Dieses Gefasel, das man Napoleon mitten in seinem Todeskampf schwerlich zutrauen kann, soll zwei Zeugen, Antommarchi und Montholon, gehabt haben: Antommarchi, der in Ungnade gefallen war und Montholon, der, trotzdem er auf jedes Wort seines Herrn lauschte, mit keiner Silbe dieser Aeußerung des Sterbenden gedenkt! Wir können wohl mit vollster Sicherheit annehmen, daß Napoleon so nicht gesprochen hat, wie uns Antommarchi Glauben macht.

Einen Dienst aber leistete Antommarchi und zwar einen Dienst, den wir ihm hoch anrechnen und der uns über sein verlogenes Buch hinweghilft: wir verdanken ihm die Todtenmaske Napoleons. Das Original, das sich jetzt in England befindet, zeigt die große, ursprüngliche Schönheit der Züge, nachdem Krankheit die Leidenschaft in Geduld umgewandelt und der Tod mit heiliger Hand dem Antlitz die Regelmäßigkeit und Zartheit der Jugend zurückgegeben hatte. Alle, die die Leiche sahen, waren erstaunt über diese Wandlung. „Wie schön," riefen die Engländer, welche den Todten sahen. Antommarchi aber blieb es vorbehalten, für die Authenticität seiner Todtenmaske eine Lanze einzulegen. Die Phrenologen fielen nämlich über ihn her; sie erklärten, der Schädel habe nicht die beulenartigen Erhöhungen, die Knochenentwickelung, wie sie ein Attribut von Heldenschädeln wären. Andere sagten: es wären eher die Züge des ersten Consuls als die des Imperators — und das ist allerdings wahr. Noch Andre erinnerten daran, daß Antommarchi erst 1830 seine Maske hergestellt habe. Wir können unsere Meinung nur dahin

aussprechen, daß wir an die Treue der Todtenmaske glauben und nicht mit den Herren Phrenologen übereinstimmen.

Das Warden'sche Buch besteht aus Briefen, gerichtet an die Dame, welche der Autor später heirathete; zurecht gemacht wurde die Herausgabe durch einen Litteraten. Es trägt stellenweise sehr auffällige Spuren von der handwerksmäßigen Mache dieses Herrn, welche dem Autor Betrachtungen von einem bedauerlichen Pathos beilegt; jedenfalls hat das Buch nur wenig Werth aus dem einfachen Grunde, weil Napoleon nur wenig Englisch verstand und Warden des französischen Idioms garnicht mächtig war; als Dolmetscher fungirte zwischen Beiden: Las Cases. Wir fragen uns jedoch verwundert, wer wohl in Bezug auf zwei treffenden Bemerkungen Warden's über Napoleon der Uebersetzer gewesen sein könnte. Napoleon hatte die Frage aufgeworfen, ob in England die Flotte oder die Armee populärer wären. Warden giebt in edelmüthiger Weise Auskunft, indem er sagt: „Ein Schlachtfeld wie das von Waterloo kann im Herzen eines Engländers den verdienten Dank kaum finden." Napoleon erwiderte Nichts darauf. Bei einer anderen Gelegenheit sagte Warden zu Napoleon: „Das englische Volk scheint ein großes Interesse daran zu nehmen, welche Anschauungen Sie, Sire, über die militärischen Fähigkeiten des Herzogs Wellington haben. Es zweifelt nicht an der Gerechtigkeit Ihres Urtheils; vielleicht schmeichelt es sich mit der Erwartung, daß Ihre Gerechtigkeit ein Lob aussprechen würde, auf welches der Herzog stolz sein könnte." Napoleon aber gab wiederum keine Antwort. Wir möchten glauben, daß die Aufgabe, diese Bemerkungen zu übersetzen, keinem Dolmetscher übertragen war, sondern daß sie von dem Herrn Litteraten, dem litterarischen Gentleman, herstammen, der Antworten zu erfinden nicht in der Lage war.

Sollte jemand diesen Erzählungen Glauben schenken wollen, so möchten wir ihm nur rathen, sich Einsicht in den Brief des Sir Thomas Reade, des Chefs vom Stabe Lowe's, zu verschaffen; darin werden drei Viertel des Buches als Unwahrheiten hingestellt. Reade fügt übrigens hinzu — wie wir glauben mit Recht — daß in Bezug

auf gewisse Dinge, z. B. den Tod des Capitän Wright, die Hinrichtung des Herzogs von Enghien, Las Cases den Befehl hatte, Warden mit Angaben zu versehen, welche in England veröffentlicht werden sollten.

Napoleons Entgegnungen auf Warden's Buch wurden in jener kleinen Schrift, betitelt „Briefe vom Cap" veröffentlicht; dieselben sind gerichtet an eine Lady C.; es ist unzweifelhaft Lady Clavering gemeint, eine Französin, welche einen englischen Baronet geheirathet hatte und eine treue Anhängerin des Kaisers und zugleich eine intime Freundin des Grafen Las Cases war. An sie waren die vom Cap datirten Briefe gerichtet, die Welt sollte glauben, sie wären von Las Cases, der damals am Cap war, geschrieben. Die Wichtigkeit dieses Buches erhellt daraus, daß die officiellen Herausgeber der Correspondenz Napoleons, es für ein Werk des Kaisers halten und es Seite an Seite mit der übrigen Correspondenz veröffentlichen. Das ist bestimmend; hinzu tritt das Factum, daß ein erster Abzug dieser Briefe mit zahlreichen Correcturen und Ergänzungen von Napoleons eigener Hand existirt. Abgesehen davon ist es durchaus erwiesen durch das Zeugniß Gourgaud's und Montholon's, daß der Kaiser selbst die Briefe dictirt hat. Wer dieselben ins Englische übersetzt hat, ist nicht bekannt. Wurden sie auf St. Helena übersetzt, so wird wohl Madame Bertrand die Uebersetzerin gewesen sein, denn O'Meara scheint von den Schriftstücken keine Kenntniß gehabt zu haben.

„Der Kaiser," so berichtet Gourgaud, „sagte mir, er beabsichtige nicht, auf Warden zu erwidern; Las Cases, der zur Zeit am Cap ist, werde dies thun."

Gourgaud erklärte weiter kurz und bündig, er selbst habe mehr als zehn Briefe gesehen, welche der Kaiser Bertrand behufs Veröffentlichung dictirt habe. Schließlich zog der Kaiser Gourgaud ins Vertrauen und händigte ihm die Briefe ein, damit er sie corrigire und ergänze. Am 16. August 1817 legte Gourgaud dem Kaiser seine Anmerkungen vor und dieser giebt für mehrere derselben seine Zu-

stimmung. Unter dem 22. August vermelden Gourgaud und Montholon übereinstimmend, daß der Kaiser sich am Abend den 5., 6., 7. und 8. Brief seiner Entgegnung auf Warden habe vorlegen lassen.

Die Verbannten waren keine Bewunderer der „Cap-Briefe" *): die Montholons finden, daß der Kaiser ihnen lächerliche Redensarten in den Mund legte, Madame Montholon geht sogar so weit, zu sagen, die Briefe wären schlecht geschrieben, voller „Sottisen" und persönlicher Bemerkungen. Sie ärgerte sich darüber, daß der Name ihres Mannes erwähnt wird. Es ist nichts wie Unrath, sagte sie, und je mehr man darin rührt, desto übler riecht es. Sie glaubte, daß das „Pamphlet" feindliche Angriffe zur Folge haben würde. Es ist ja in der That nur eine auf die Zeitgenossen berechnete Schrift mit gewissen Erörterungen, welche bestimmt waren, die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Es hat keinen anderen Werth als den, daß Napoleon der Autor ist und den, daß der Brief des Herzogs von Enghien als in der That existirend bezeichnet ist und daß trotzdem dieser Brief ein Fabrikat ist.

O'Meara's „Stimme von St. Helena" ist vielleicht die populärste von allen Longwood-Erzählungen, es haben selten Veröffentlichungen ein solches Aufsehen erregt, als dieses werthlose Buch. Werthlos ist es ohne Zweifel, trotz seines lebhaften Tenors und der interessanten Dialogue. Niemand kann das Werk Forsyth's, in welchem die Briefe O'Meara's an Lowe abgedruckt sind oder die bemerkenswerthe Abhandlung Seaton's, in welcher aus den Forsythschen Bänden ein Extrakt enthalten ist, lesen und noch das geringste Vertrauen in die Mittheilungen O'Meara's setzen.

Er mag ja wohl ab und zu Unterhaltungen korrekt wiedergeben, in den meisten Fällen aber ist gar kein Verlaß auf ihn. Er war

*) Anmerkung des Uebersetzers. Den idealisirten Inhalt der vielgeschmähten „Cap-Briefe" findet man wieder in einer 1818 an das englische Parlament gerichteten Petition Las Cases' zu Gunsten Napoleons; dieselbe wird in ihrem edlen Tenor auch den Unwillen der Mad. de Montholon gebändigt haben. (Parlamentsberichte: 1818.)

der vertraute Diener Napoleons und zugleich der geheime Agent Lowe's, war hinter dem Rücken Beider der Berichterstatter für die englische Regierung: seine Briefe hatten die Bestimmung, bei den Kabinetsmitgliedern zu zirkuliren — Berufungen auf O'Meara als geschichtliche Quelle sind unmöglich!

Das Buch Santini's ist völlig belanglos; es wurde geschrieben vom Oberst Maceroni, einem anglo-italienischen Herrn aus dem Gefolge Murat's, der lesenswerthe Memoiren hinterlassen hat. Santini, ein Rock- und Haarschneider und Jäger Napoleons, konnte kaum Zeit zum Schreiben haben, hat aber allerdings in der Geschichte der Gefangenschaft seines Herrn eine gewisse Rolle gespielt. Als er eines Abends bei Tisch aufwartete, schrie Napoleon ihn an mit den Worten: „Wie, Du Bandit, Du wolltest den Gouverneur tödten? Du Elender! Laß Dir das noch einmal beikommen und Du hast es mit mir zu thun." Darauf gab der Kaiser seinen Gästen die Erläuterung, daß Santini, der in letzter Zeit weite, einsame Ausflüge mit einer geladenen Doppelflinte im Arm unternähme. einem anderen Corsen erzählt habe, daß er die eine Kugel für den Gouverneur, die andere für sich selbst bestimmt habe. Santini sah in seinem Vorhaben etwas Selbstverständliches: er wollte die Welt von einem Monstrum befreien: „Meine ganze kaiserliche, meine priesterliche Autorität war nöthig," fügte Napoleon hinzu, „um ihn von seinem Vorhaben abzuhalten." Santini wurde durch Sir Hudson Lowe von St. Helena entfernt; er soll den großen Protest Napoleons, gerichtet an die europäischen Mächte, auswendig gelernt und zuerst nach Europa gebracht haben. Maceroni berichtet, daß dieses corsische Faktotum in Holland von preußischer Kavallerie aufgegriffen sei. Nichts mehr von ihm wurde gesehen oder gehört. Dies ist ein Märchen: Santini wurde allerdings genug geplagt, allein er durfte schließlich in Brünn unter Aufsicht wohnen. Von Brünn ist er schließlich nach Paris zurückgekehrt und hat sein Leben als Wächter am Grabe seines Herrn im Invaliden-Dom beendet.

Der Werth des von Lady Malcolm veröffentlichten Buches, besteht in der Schilderung Lowe's und in der lebendigen Wiedergabe der Unterhaltungen Napoleons; sie scheinen in frischer Erinnerung, sozusagen brühwarm, vom Admiral diktirt zu sein. Malcolm gefiel dem Kaiser, obwohl er gelegentlich von diesem „ein Narr“ genannt wurde (l'amiral qui est un sot). Lady Malcolm ihrerseits soll ganz bezaubert von Napoleon gewesen sein. Napoleons Unterhaltungen mit Malcolm dauerten manchmal 3 bis 4 Stunden, setzen durfte sich der Admiral aus Rücksicht für die Etiquette nicht. Beide Herren gingen umher oder standen, bis sie ermüdet sich an irgend einen Gegenstand des Mobiliars lehnten. Die pointirte Art der Gespräche ist selbst in der Uebersetzung bemerkenswerth. „Ossian“, sagte u. A. der Kaiser, „wurde durch mich Mode“ — „die Einkommensteuer ist eine gute Steuer, weil Jeder über sie schimpft, woraus zu ersehen ist, daß Jedermann zahlt.“ — „Lappalien spielen in Frankreich eine große Rolle, Vernunft spielt keine Rolle.“ — Napoleon erzählte die Geschichte vom Dey von Algier, welcher, als er hörte, daß Frankreich eine Expedition ausrüste, um die Stadt zu zerstören, sagte, daß, wenn der König ihm die Hälfte des Geldes, welches die Expedition koste, schicken wollte, er selber die Stadt niederbrennen wolle.

Es ist nicht nöthig anzuführen, daß Lowe aus verschiedenen Gründen die Besuche Malcolm's nicht gern sah. Er hatte sich mit Napoleon gezankt, deshalb sollte Jeder sich mit Napoleon zanken. Er konnte Napoleon nicht sehen, deshalb sollte Niemand Napoleon sehen.

Es ist erwiesen, daß eine Unterredung mit Napoleon als die höchste Auszeichnung auf St. Helena galt und es ist auch erwiesen, daß dies den Gebieter auf St. Helena, mit dem Jeder eine Unterredung gern vermied, gewaltig ärgerte. Was konnte nicht Alles in einer Unterhaltung gesagt werden! Es konnten Fluchtpläne verabredet werden, heimliche Benachrichtigungen erfolgen, es könnte — und das wäre das schwerste Vergehen — das Verhalten des Gouverneurs besprochen werden. Daher wurde vorausgesetzt, daß ein Jeder, der mit Napoleon spreche, zum Gouverneur eilen müsse, um

über die Vorgänge zu berichten, wobei noch stets als Dank der Verdacht auf ihm haften blieb, irgend Etwas verheimlicht zu haben. Ein englischer Leutnant wurde von der Insel entfernt, weil er einige Tage hatte verstreichen lassen, ehe er dem Gouverneur über eine ganz triviale Bemerkung, welche die Bertrands gelegentlich eines Spazierganges mit ihm gemacht hatten, berichtete. Auch dem Admiral war nicht zu trauen und bald hörte jeder Worttausch zwischen Sir Hudson Lowe und ihm auf; der Admiral aber berichtete heimlich über seine Gespräche mit dem Kaiser nach London. Auf seinen letzten Bericht erwiderte der Gouverneur, indem er den Admiral beschuldigte, wichtiges Material zu unterschlagen und so wurde denn dem Admiral klar, daß auf der Insel ein regelrechtes Spionage-System bestände und der geringfügigste Vorfall dem Gouverneur berichtet wurde. — „Dies ist," so fährt die geistvolle Lady Malcolm fort, „Etwas, was jedem ehrlichen Engländer im höchsten Grade zuwider ist, ein solches System muß unberechenbaren Nachtheil zur Folge haben."

Es kam schließlich zu einem Briefaustausch zwischen den beiden hohen Personen, der bald in einen so heftigen Ton überging, daß es für gut befunden wurde, ihn zu vernichten. Eine vorhergehende Korrespondenz aber, welche überaus charakteristisch für Lowe ist, der seinen stets regen Verdacht in knappe, barsche Worte faßt, wurde aufbewahrt.

Wer diese Briefe liest, muß sich sagen, daß Lowe ein durchaus ungeeigneter Vertreter Englands in einer so delikaten und schwierigen Stellung war.

Capitel III.

Gourgaud.

Einen überaus schätzenswerthen Bericht über das Leben auf St. Helena liefert Gourgaud in seinem Tagebuch, welches, in der Hauptsache wenigstens, für seine eigene Erinnerung geschrieben und daher einen völlig privaten Charakter hat; es enthält keine schmeichlerische, keine voreingenommene Bemerkung, ja es ist in seinem Realismus oft brutal. Gourgaud allein unter allen Chronisten war bemüht, exakt und wahr zu sein; er hatte damit im Großen und Ganzen auch Erfolg. Es wird sich so leicht Niemand bereit finden, ein Porträt, ein solches Porträt von sich selbst zu entwerfen, wie Gourgaud es Seite für Seite in seinem Buch thut. Er giebt sich die größte Mühe, nachzuweisen, daß es kein tadelsüchtigeres, schwatzsüchtigeres, mürrischeres Wesen auf der Welt gäbe, als ihn selber. Er überwachte seinen Herrn wie ein eifersüchtiges Weib; sagt doch Napoleon selbst: „Gourgaud war mir gut, wie ein Verliebter seiner Maitresse, Gourgaud war ein Unicum."

Nannte Napoleon Bertrand einen ausgezeichneten Ingenieur, Las Cases einen treuergebenen Freund, Montholon in aller Zärtlichkeit seinen „lieben Sohn" und Gourgaud hörte dies, so gerieth er stets außer sich vor Zorn, der sich in den Zeilen seines Tagebuchs entlud. Und doch, so sonderbar wie es scheint, brachte Gourgaud mitten in

seinem an Irrsinn grenzenden Zorn, das ansprechendste Porträt Napoleons zu Stande, welches vorhanden ist. Es ist ein unleugbares Factum, daß Gourgaud nicht am richtigen Platze war. Im Dienst, auf dem Schlachtfelde wäre er für seinen Chef von allergrößtem Vortheil gewesen: ein furchtloser, intelligenter, bis zur Aufopferung ergebener Adjutant. In der Unthätigkeit auf St. Helena richtete sich seine, der Entfaltung nach Außen beraubte Energie gegen seine eigene Person, sein Nervensystem, seine Beziehungen zu Andern litten. Die Folge war die, daß er zufrieden nur dann war, wenn er zanken und schelten konnte. Dem Kaiser ging es ganz ebenso. Sein inneres Feuer, ohne daß „nachgelegt wurde,“ wie Madame de Montholon sagt, verzehrte den Kaiser mitsammt seiner Umgebung. Napoleon aber hatte die Verfügung über Das, was es auf der Insel an Luxus und Geselligkeit gab: die übrigen Mitglieder der kleinen Colonie hatten ihre Frauen, ihre Kinder — der arme Gourgaud hatte nichts!

Napoleon selbst scheint eingesehen zu haben, daß Gourgaud nicht auf seinem Platze war. Er hatte sich ursprünglich für Planat entschieden, einen Mann von einfachem Charakter und unzweifelhafter Ergebenheit. Dem treuen Planat standen, wie Maitland an Bord des „Bellerophon“ bemerkt hatte, die Thränen in den Augen, als er am ersten Tage am Frühstückstisch saß und den gefallenen Gebieter anschaute; Maitland hatte in Folge dessen eine hohe Meinung von Planat. Planat bereitete sich vor, nach St. Helena zu gehen, um — es war kurz vor dem Tode Napoleons — Montholon dort zu ersetzen; als Gourgaud davon hörte, kam es zu einer furchtbaren Eifersuchtsscene: der Kaiser war für ihn Ein und Alles, dabei stieß er tagtäglich durch sein mürrisches Wesen, seine Empfindlichkeit den Kaiser vor den Kopf. Wir begegnen in seinen Aufzeichnungen fortwährend Winken Napoleons, daß es besser wäre er ginge, Winke, die mit der Zeit immer deutlicher wurden.

Endlich reiste denn auch der mürrische Gefährte ab, nachdem er zuvor Montholon gefordert hatte. Der Kaiser legte sich ins Mittel — ob das Duell nur eine Comödie war? Wer könnte es sagen.

Die Herausgeber von Gourgaud's Tagebuchblättern behaupten es; sie stützen sich dabei auf ein Dokument, welches sie in die Vorrede aufnahmen und unter den Papieren Gourgaud's vorgefunden haben: es ist ein Brief Montholon's an Gourgaud, geschrieben vierzehn Tage nach der Forderung, aus welchem hervorgeht, daß die Beziehungen der Herren zu einander damals durchaus keine unfreundlichen waren und daß die Abreise Gourgaud's vom Kaiser selbst geplant war.

„Der Kaiser, mein lieber Gourgaud", so schreibt Montholon, „glaubt, daß Sie eine zu große Thätigkeit entwickeln; er fürchtet, Hudson Lowe werde es gewahr werden."

Wir bemerken dazu, daß, wenn es Las Cases wäre, der den Brief veröffentlichte, wir seine Authencitität bezweifeln würden; dazu aber liegt hier keine Veranlassung vor.

Was an Gourgaud's Abreise von St. Helena dramatisch, was „strategisch" war, wie viel davon auf Rechnung von Abspannung und Aerger kommt, kann man nicht wissen, wahrscheinlich von Allem etwas. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß zwei Monate vor dem zu Tage tretenden Bruch Montholon berichtet, der Kaiser wäre entschlossen, Gourgaud fortzuschicken mit dem Auftrage, einen Appell an den russischen Kaiser zu richten. Nach Montholon stünde Gourgaud's Abreise lediglich mit dieser Mission im Zusammenhange. Von einem Zank ist gar keine Rede! Wir glauben, Folgendes ist die Wahrheit:

Gourgaud hatte das Leben auf St. Helena satt, Napoleon hatte Gourgaud satt; Napoleon nutzte Gourgaud's deutlich zu Tage tretende Eifersucht auf Montholon aus, um Gourgaud loszuwerden und um gleichzeitig mit Europa durch einen Offizier, der genau Bescheid wußte mit den Zuständen in Longwood, in Verbindung zu treten.

Der Werth der Tagebuchblätter Gourgaud's liegt natürlich nicht in seinem Selbstporträt, sondern in dem Porträt, welches er von Napoleon entwirft. Gelegentlich wird es aber doch nothwendig sein,

mehr von Gourgaud selbst zu berichten, denn Gourgaud dient als Folie für eine ganz neue Auffassung vom Charakter Napoleons. Ohne diesen Umstand würden wir den jungen brillanten Offizier, der seinem Herrn mit so unvernünftiger, mit so lärmender Eifersucht diente, daß seine Ergebenheit geradezu unerträglich wurde, bald laufen lassen. Zu Tode gelangweilt von der Eintönigkeit der Insel, von der Absperrung, verstimmt durch den Mangel an Frauenumgang, angeekelt von dem höfischen Leben in einer aufstaffirten Hütte, von einem Ceremoniell, dem der Prunk des Palastes fehlte, gefoltert von Unthätigkeit, sich selbst quälend, weil er sich gequält fühlte, kam er allmählich dahin, seine verrostende Energie scharf zu halten durch Zänkereien, durch unwirsches, aufbrausendes Wesen auch dem Kaiser gegenüber, durch Zornesausbrüche wider Las Cases, und als dieser deportirt ist durch Feindschaft mit Montholon — wahrscheinlich weil sonst Niemand da war, mit dem er sich zanken konnte; Bertrand war ein stiller, arbeitsamer Mann und Nichts bedeutend in seiner Friedensliebe. Die ewige Klage Gourgaud's ist Langweile, zersetzt mit Melancholie. Hier die Aufzeichnungen einer Woche:

„Dienstag, den 25.: Langeweile, Langeweile! Mittwoch, den 26.: item; Donnerstag, den 27.: item; Freitag, den 28: item; Sonnabend, den 29.: item; Sonntag, den 30.: gräßliche Langeweile; ich erstické vor Langerweile!"

Wir müßten in der That befürchten, daß soweit es sich um Gourgaud selbst handelt, das schwerwiegende Wort Langeweile das einzige Gegengewicht für die 1200 Octavseiten seines Journals abgeben würde, allein es ist glücklicher Weise nicht Gourgaud, der in Frage kommt.

Wir müssen bekennen, daß er uns mehr und mehr gefällt, jemehr wir von ihm sehen. Bekannt wurden wir mit ihm zunächst durch den Krieg zwischen Walter Scott und ihm. Scott hatte angedeutet, daß Gourgaud, des Doppelspiels schuldig, eine Art geheimer Agent der brittischen Regierung gewesen wäre; Gourgaud wollte sich in Folge dessen mit Scott duelliren, da dieser den Zweikampf aus-

schlug, griff Gourgaud zur Feder, allein — der Feind Walter Scott's ist auch der Feind Englands! Gourgaud ward in unseren Augen zu einem Raufbold und Prahlhans. Scott's Beschuldigungen lassen wir unerörtert, weil uns ein Urtheil fehlt. Was Gourgaud auf Scott's Anschuldigungen erwiderte, beschränkte er auf die Erklärung, daß während seines ganzen Aufenthaltes auf St. Helena er auch nie ein Wort mit Hudson Lowe gesprochen habe und daß er Den sehen möchte, der ihm eine einzige, von ihm geschriebene Zeile vorweisen könnte, welche nicht der Ausdruck seiner Ergebenheit für Napoleon wäre. Als er diese Erklärung abgab, muß er sich doch bewußt gewesen sein, daß seine eigenen Aufzeichnungen unzählige Stellen enthalten, welche derselben nicht entsprechen. Ferner berichtet er ja doch in seinen eigenen Schriften von mehreren Zusammenkünften mit Lowe während seines Aufenthaltes in Longwood.

Wo steckte denn in aller Welt — diese Frage tritt Einem wieder und wieder entgegen — auf St. Helena die Wahrheit?

Scott weiß zu vermelden, daß Gourgaud, ehe er St. Helena verließ, sowohl Herrn Lowe als Herrn Sturmer, dem österreichischen Commissar, gegenüber sehr mittheilsam war in Bezug auf geheime Hoffnungen, mit denen man sich auf St. Helena trug und in Bezug auf Pläne aller Art. Als im Frühjahr 1818 Gourgaud in England eintraf, war er nicht minder gesprächig den Vertretern der englischen Regierung gegenüber, unterrichtete dieselben von verschiedenen Fluchtprojekten, welche dem Kaiser vorgelegen hätten, und den Gründen, weshalb dieselben verworfen worden wären und weshalb Napoleon es vorgezogen hätte, auf der Insel zu bleiben.

Scott beruft sich auf gewisse Schriftstücke im englischen Staatsarchiv und den Bericht Sturmer's, welcher sonderbarer Weise in der französischen Sammlung der Berichte des österreichischen Bevollmächtigten fehlt, welcher aber, des Datums beraubt, in den düstern Verstecken von Forsyth's Glossen zu finden ist.

Wir lehnen ein Richteramt in der Angelegenheit ab, glauben aber nicht, daß Gourgaud, der ein ehrenwerther und verdienter fran-

zösischer General war, den Herren Lowe, Bathurst oder Sturmer leichtfertiger Weise die Geheimnisse seines Kaisers, dem er so treu ergeben war, verrathen hätte. Wir glauben vielmehr, daß Gourgaud, um das Vertrauen dieser Herren zu gewinnen, oder um einer humoristischen Laune willen, oder — und das ist das Wahrscheinlichste — um den Verdacht der Herren abzulenken, sich Mystifikationen erlaubt hat: daß er, wie Montholon sagt, seine Rolle überladen, seine Pflicht überschritten hat. Wenn wir in den Berichten Balmain's lesen: „Seine (Gourgaud's) Denunciationen, betreffend seinen einstigen Gebieter, widerstreben allem Schamgefühl", oder wenn er (Gourgaud) zu Balmain sagt, er habe die Absicht gehabt, auf dem Schlachtfelde von Waterloo Napoleon niederzuschießen und könne jetzt nicht begreifen, warum er es nicht gethan habe, so glauben wir mit Montholon: „Gourgaud überladet seine Rolle". Seine Offenherzigkeit erregte ja auch schließlich Verdacht: die Russische Regierung redet in ihrem Memorandum von dem „Ton de franchise suspect". Wir können uns nicht entschließen, zu glauben, daß der Vorschlag gemacht worden ist, Napoleon in einem Koffer voll schmutziger Wäsche, in einem Bierfaß, oder in einer Zuckerkiste wegzuschaffen, oder ihm, als Bedienten verkleidet, zum Entwischen zu verhelfen. Darin aber hätten, wie wir hören, die Enthüllungen Gourgaud's bestanden! Die 10 000 Pfund Sterling, welche Napoleon in spanischen Dublonen erhalten haben soll, thun wir zu dem Uebrigen. Eine diese Summe enthaltende Kiste müßte doch einen ziemlichen Umfang haben und schwer wiegen; die Verausgabung derartiger Münzstücke müßte doch bemerkt worden sein; wir kennen genau die Geldsumme, welche Napoleon bei seinem Tode hinterließ: Dublonen waren nicht dabei — sie sind sicherlich von Gourgaud geprägt worden — für Lowe's Verbrauch.

Wir halten es für sehr möglich, daß der nervöse, reizbare Gourgaud manches unüberlegte Zeug schwatzte: wie Balmain sagt: „toll vor Eifersucht", wie Montholon sagt: „seine Rolle überladend". Wir sind dabei aber überzeugt, daß er Nichts, was irgendwie wichtig

hätte sein kennen, jetzt oder später in London verrathen hätte. Er wurde ja sehr bald aus England ausgewiesen wegen seiner thatkräftigen Verwendung für Napoleon.

Zugeben müssen wir zugleich, daß Gourgaud gelegentlich auf St. Helena Worte hat fallen lassen, die mehr als doppelsinnig sind; wir folgen seinen eignen Angaben. Eines Tages, in einem Gespräch mit Montchenu, dem französischen Kommissar, bemerkte Gourgaud:

„Sie sprechen zu einem Ritter des St. Ludwig-Ordens: wenn ich 1814 auch noch Anhänglichkeit an den Kaiser gehabt haben mag, Nichts hätte mich meiner Pflicht dem König gegenüber abspenstig gemacht, Nichts mich den Dank vergessen machen, den ich dem Herzog von Berry schuldete; das können Sie auch daraus ersehen, daß mein Freund Lallemand meinte, ich wäre dem Herzog zu sehr zugethan, um mich in das Geheimniß seiner Verschwörung einzuweihen. Nach der Abreise des Königs und Entlassung des königlichen Haushaltes erklärte ich mich für den Chef der französischen Nation. Ich hätte allzeit dem Könige die Treue bewahrt, wenn er bei der Armee geblieben wäre, allein ich dachte, er ließe uns im Stich. Am 3. April ernannte der Kaiser mich zu seinem ersten Ordonnanz-Offizier — so kam es, daß ich hier bin."

Leute, welche eine solche Sprache führen, können sich nicht wundern, wenn sie mißverstanden werden, oder wenn man sie für doppelzüngig hält.

Gourgaud war — das darf man ebenfalls nicht vergessen — geachtet von Allen, die ihn kannten und — nicht mit ihm zu leben brauchten. Der Fluch seines Charakters war seine Eifersucht, welche ihn als Gefährten sozusagen unmöglich machte; Eifersucht vergiftete sein Leben auf St. Helena. Lange, nachdem er die Insel verlassen hatte, machte ihn der Erfolg von Ségur's „Geschichte des russischen Feldzuges" der Art rasend, daß er ein von Mißgunst und Galle triefendes, dickes Buch veröffentlichte, dessen Verbreitung aber weit hinter der des Ségur'schen Werkes zurückblieb. Bei Andern, die von seiner Eifersucht verschont blieben, genoß Gourgaud hohe Achtung.

Lowe zum Beispiel hielt ihn für einen tapfern und loyalen Soldaten, der im Unglück an seinem Kaiser festhielt, ohne sich in Klagen und Zänkereien zu mischen: als solchen hat er ihn auch stets geschildert. Dasselbe sagt Jackson. „Er ist ein braver, verdienter Offizier", sagt Sturmer, „aber kein Höfling". Mit diesen Worten ist Alles gesagt; er war so wenig Höfling, daß ihn die Alluren der Höflinge verletzten. Las Cases, wenn er Napoleon von einzelnen Kriegsepisoden erzählen hört, ruft entzückt aus, daß diese Berichte die der Iliade überträfen. Gourgaud aber ruft wie Burchell im Vikar von Wakefield: „Aufschneiderei" oder etwas dem Aehnliches. Diese Kriegsbilder waren Diktate Napoleons, an denen Las Cases noch feilte; Gourgaud machte dazu die ingrimmige Bemerkung: „Den Achilles sehe ich deutlich, aber in Las Cases kann ich keinen Homer erkennen." Gourgaud fühlt sich so abgestoßen von dieser Art, die Dinge zu behandeln, daß Napoleon, der es merkte, aufhörte, ihm seine Entwürfe mitzutheilen und dieselben für die weniger scharfe Kritik Las Cases' aufhebt.

Gourgaud hatte das Hofleben in den Tuilerien in vollem Prunk gesehen zu einer Zeit, da er an ganz andere Dinge dachte als an die Gunst von Höflingen; jetzt sah er nichts mehr als die Kehrseite, dachte an Nichts mehr als an das Vertrauen, das Andern geschenkt und an die Kälte, mit der er behandelt wurde. So wird er mit der Zeit immer mürrischer, und daher ein immer weniger angenehmer Gesellschafter. Man höre Folgendes: Napoleon frägt, wie spät es ist. — Zehn Uhr, Sire. — Ach, wie lang sind doch die Nächte! — Und die Tage, Sire! — Dann bricht Napoleon plötzlich in die Worte aus: Welches Recht haben Sie, sich zu beschweren, daß ich Montholon so oft sehe und mit ihm zu Mittag speise? Sie sind immerfort mürrisch und schelten: weiter thun Sie Nichts. Seien Sie so mürrisch wie Sie wollen, seien Sie es aber nicht in meiner Gegenwart.

Kann man dem armen Gourgaud Etwas anhaben, wenn er melancholisch wurde? Napoleon aber hatte Recht. In einer Gesellschaft von Personen, von denen der Eine, verletzt in Folge eines schweren Falles, die zarteste Behandlung erfordert, hätte man allseitig

bemüht sein müssen, die Niedergeschlagenheit zu bekämpfen, zu verstecken. Nach dieser Richtung hin machte Gourgaud jedoch keinerlei Anstrengungen, er war die verkörperte Krittelei und Schwermuth, konnte dabei aber gar nicht begreifen, wie es nur möglich wäre, daß man seine Gesellschaft nicht aufsuchte.

Zu dem trostlosen, öden Dasein auf der einsamen Felseninsel paßte ein Ritter von der traurigen Gestalt schlecht. Ja, bei mehr als einer Gelegenheit setzte Gourgaud seinen Herrn in große Verlegenheit und Bestürzung, wenn er mitten in der Unterhaltung zu weinen begann. „Ich weine" — das sind Worte, die uns in seinen Aufzeichnungen nicht selten begegnen.

Gourgand wurde zuletzt eine förmliche Last für die kleine Colonie. Bei jeder Gelegenheit fing er an, von seinen Dienstleistungen und seinen Ansprüchen zu erzählen: was er sagte, war entweder die Einleitung oder die Schlußbetrachtung zu einer langen Liste des ihm zugefügten Unrechts. Bertrand hatte viel darunter zu leiden, ertrug es aber mit beispielloser Geduld. Gourgaud characterisirt seine Gespräche mit Bertrand durch die knappe Bemerkung in seinem Tagebuch: „Er spricht von seinen Qualen, ich von den meinigen." Zuletzt aber ward auch Bertrand ungeduldig und sagte dem Allerwelts-Quälgeist, er habe das Lamentiren satt. Eine von Gourgaud's großen Thaten, auf die er gerne zu sprechen kam, war die Rettung Napoleons in der Schlacht von Brienne. Warden erzählt, daß auf Gourgaud's Pallasch ein kurzer Bericht über das Ereigniß eingravirt sei. Napoleon, der schon zu viel von der Geschichte gehört haben mochte, bemerkte eines Tages, als Gourgaud wieder davon anfing und behauptete, er habe einen Husaren getödtet, der auf den Kaiser habe einhauen wollen: „Ich besinne mich dessen nicht." Außer sich vor Zorn ruft Gourgaud: „Das ist aber stark!" und läßt seinen Zorneswellen freien Lauf. Endlich fällt der Kaiser ihm ins Wort und erklärt, Gourgaud wäre ein braver junger Mann, aber es wäre sonderbar, daß er trotz seines gesunden Verstandes dabei ein solches Kind wäre.

Daß Gourgaud gesunden Verstand hatte, kann man den

Streitigkeiten mit Sir Hudson Lowe entnehmen. Mit Bezug auf einen Beschwerdebrief fällt eines Tages die Bemerkung von seinen Lippen: „je weniger man über Essen und Trinken schreibt, desto besser; diese elenden Details machen Einen lächerlich.“ Ein anderesmal sagt er vom Kaiser: „Er ist beschäftigt mit einer Antwort für Lord Bathurst: aus einer Nahrungsmittel-Frage kann man aber keine vornehme Erwiderung machen.“ Er erhebt Einspruch gegen die überflüssige Menge der Diener in Longwood und macht die sehr verständige und angemessene Bemerkung: „in unserer Lage wäre es das Beste, sich mit dem Wenigsten zu begnügen.“

Ueber die Zustände in Longwood überhaupt schreibt er mit großer Einsicht: er findet, daß die beste Richtschnur für das Verhalten die wäre, Herrn Hudson Lowe weder zu beleidigen noch sich mit ihm zu befreunden. „Es wäre,“ schreibt er, „unpassend für Seine Majestät, auf freundschaftlichem Fuß mit dem Manne zu stehen. Des Kaisers Lage ist eine so difficile, daß die einzige Art, wie Seine Majestät seine Würde behaupten kann, die ist, sich resignirt zu zeigen und Nichts zu thun, um eine Aenderung der Absperrungsmaßregeln herbeizuführen. Wir müssen Alles mit Gelassenheit hinnehmen! Hätte der Kaiser die ganze Insel für sich selbst, es wäre doch Nichts im Vergleich zu Dem, was er verloren hat.“

O, wäre doch Napoleon diesem Rath gefolgt! Die häuslichen Zustände in Longwood waren der Art, daß von einem glücklichen Beisammenleben keine Rede sein kann; besser hätte freilich Alles sein können als es war. Glückliche Zustände waren von vornherein wegen des furchtbaren Wechsels der Lebensverhältnisse nicht möglich. Unmöglich konnte eine Gesellschaft von Parisern, zusammengedrängt auf einem Felsen unter tropischer Sonne wie verkrüppelte Seevögel, guter Dinge sein. St. Helena war auserlesen, weil es eine der entlegensten Inseln ist; schon aus diesem Grunde war sie der dorthin verschlagenen Gesellschaft zuwider, was Geschmack, Naturell, Lebensgewohnheiten erklärlich genug machen. Es fehlte an Raum, an Geselligkeit, an Unterhaltung: Alles in Allem aber ertrugen die

Verbannten ihr qualvolles, grausames Geschick mit Muth und philosophischer Ruhe; sie hätten wohl etwas weniger unglücklich sein können, wenn die Eifersüchteleien, die jedem Hofhalt und wäre er noch so klein, eigen sind, nicht gewesen wären. An diesem kläglich kleinen Hofe, an welchem weder Glücksgüter noch Aemter zur Austheilung kamen, gab es nur eine Würde, nur eine Auszeichnung, welche darin bestand, vom Kaiser bemerkt zu werden, daher: Zorn, Neid, Thränen. Bertrand war schon im April 1816 dahintergekommen, denn er schreibt: „Seine Majestät ist das Opfer von Ränkeschmieden, Longwood durch deren Zänkereien unerträglich." Im Allgemeinen tröstete sich Bertrand indem er erklärte, der Kaiser wäre im Grunde genommen gerecht, wenn er auch vorübergehend Intriguanten die Oberhand ließe, er kehre über kurz oder lang stets zu einem gesunden Urtheil zurück.

Schon in der ersten Nacht auf der Insel kam es zu eifersüchtigen Auftritten. Napoleon hatte in seiner eigenen engen Behausung nur für einen seiner Gefährten Raum; seine Wahl fiel auf Las Cases: Las Cases, eine Bekanntschaft der allerletzten Zeit! Las Cases wurde sofort zum Feinde der Menschheit, soweit diese von der kleinen Gesellschaft repräsentirt war. Man haßte ihn bis er ging, dann aber fielen ihm Alle um den Hals und verziehen ihm.

Später spielte der Streit zwischen Montholon und Gourgaud; er währte solange, bis Gourgaud ging. Nachdem zwei von den Vieren fort waren, scheinen die übrigen Beiden in einem leidlich friedlichen Zustande gelebt zu haben, allein der Vorzug, dessen sich Montholon erfreute, scheint doch bei Bertrand manch unbehagliche Stimmung zur Folge gehabt zu haben.

Ein anderes Thema beständiger zänkischer Erörterungen war das Geld. Die Speculation bemächtigte sich der vermeintlichen Schätze des Kaisers: es waren die Erben, die sich mit ahnungsvoller Pfiffigkeit im Krankenzimmer eines Geizhalses einstellen: soviel hat er dem Einen gegeben — nein, es ist nicht wahr — einem Andern gab er das Doppelte — nein, er that es nicht — womit

bestreitet denn Dieser oder Jener seine Kleidung, den Luxus, den er treibt? Sie quälten sich selbst, sie quälten einander mit dergleichen Fragen. Der Kaiser, mit der ganzen Bosheit eines Erblassers, ermuthigte derartige Erörtungen und sagte oft: „ich habe Niemanden, als meine Gefährten, denen ich Geld hinterlassen kann!“

Diese Geldfrage war es vielleicht hauptsächlich, die Gourgaud's Eifersucht stachelte. Er gefällt sich darin, wiederholt von oben herab zu erklären, er werde vom Kaiser Nichts annehmen; in Wahrheit aber steigt er oft von seiner Höhe herab und nimmt Etwas an. Durch einen ganzen Band hindurch läuft in verschiedensten Lesarten die Geschichte von einer Pension für seine Mutter. Gourgaud mochte nicht darum bitten, bat aber doch darum . . er will sie nicht nehmen . . er will sie nehmen u. s. w. Der Leser kann garnicht klug werden, ob denn bei dieser Delikatesse, die wieder und wieder auftritt und wieder und wieder verschwindet, Gourgaud's Mutter überhaupt Etwas bekommen hat. Feststeht, daß die Dame und deren Pension wie ein Alp auf Napoleon lasteten; er war aufgeregt, bewegt von so vieler Sorge des Sohnes um die zurückgelassene Mutter. Gourgaud stellte in der That zu oft seine große Verehrung für die Mutter zur Schau und es ist nicht zu verwundern, wenn mit der Zeit Napoleon ärgerlich wurde. Zunächst schöpfte er Verdacht — wohl nicht mit Unrecht — daß die häufige Erwähnung der Mutter und deren dürftige Verhältnisse ein indirekter Appell an seine Hilfe wären; er war auch bereit, dieselbe zu leisten, aber: ohne sich dazu drängen zu lassen. Endlich, ärgerlich und ungnädig, gab er doch nach. Sodann aber veranlaßte der gute Sohn dadurch Unzuträglichkeiten, daß er zum Troste seiner Mutter die Zustände auf St. Helena in rosigem Lichte darstellte. Seine Briefe wurden natürlich von Lowe oder von Bathurst oder von Beiden gelesen und machten denselben viel Freude, weil sie eine authentische Widerlegung der Beschwerden Napoleons enthielten. Bathurst und Lowe hatten in Folge dessen auch eine gewisse Vorliebe für Gourgaud — angenehm war das für Napoleon nicht!

Hinzu kommt, daß der Kaiser es nicht leiden konnte, wenn Jemand, der ihm ergeben war, dies auch einem Anderen gegenüber war. Er verlangte eine ungetheilte Zugehörigkeit. Bertrand's Frau und Gourgaud's Mutter waren ihm nicht recht. „Sie sind nicht bei Sinnen, Gourgaud, Ihrer Mutter so zugethan zu sein," rief er eines Tages", „wie alt ist sie denn?" — Siebenundsechzig Jahre, Sire. — „Nun, da werden Sie sie wohl nicht wiedersehen, sie wird todt sein, ehe Sie nach Frankreich zurückkehren." Gourgaud bricht in Thränen aus.

Napoleons Aeußerung war nur der vorübergehende Ausdruck seines Aergers über eine Anhänglichkeit, welche er für seine Person allein beanspruchte. Eines Tages sprach er sich ganz offen darüber zu Montholon aus: „Jedermann," sagte er, „hat ein dominirendes Zuneigungsobjekt; von Denjenigen, denen ich zugethan bin und die ich mit meinem Vertrauen beehre, verlange ich, daß ich dieses Objekt bin: ich will mit Niemandem theilen." Bei einer anderen Gelegenheit waren seine Worte noch cynischer: „Fürsten," sagte er, „lieben nur Diejenigen, die ihnen nützen und lieben sie nur so lange, als sie ihnen nützlich sind." Ein anderes Mal wendet er sich wieder an Gourgaud mit den Worten: „Kurzum, ich mag nur solche Leute, die mir nützlich sind, und mag sie nur so lange, als sie es sind." Seine Anhänger waren von diesem Prinzip zur Genüge unterrichtet. Bertrand theilt in einem Augenblick übler Laune Gourgaud mit, er habe seit einiger Zeit die erstaunliche Entdeckung gemacht, daß der Kaiser ein Egoist sei. „Es interessiren den Kaiser," sagt Bertrand, „nur Die, von denen er Dienstleistungen erwartet. — Ja, mein lieber Gourgaud, der Kaiser ist nun einmal so — wir können seinen Charakter nicht ändern. Dieser Charakter ist der Grund, daß er keine Freunde hat, sondern so viele Feinde, ist auch der Grund, daß wir hier auf St. Helena sind, daß weder Drouot, noch die Anderen, die auf Elba waren — mit Ausnahme von mir und meiner Frau — ihm hierher gefolgt sind."

Bertrand hatte gewiß Recht mit seiner Behauptung, daß Napoleon keine Freunde hatte: die Freunde seiner Jugend waren

todt; in den Tagen seiner Macht hatte er sich selbst den Trost der Freundschaft versagt. „Ich habe," pflegte er öfter zu sagen, „Höflinge gemacht, mir Freunde zu schaffen, lag nie in meiner Absicht." Sein Kaiserbewußtsein, seine Erhabenheit ließen den Gedanken der Freundschaft nicht zu. Nun kam der Rückschlag: als er nach Freunden verlangte, fand er nur Höflinge. Mit Eifer und Mühe war er jetzt darauf aus, zu der vernachlässigten Kunst zurückzukehren und sich Freunde zu machen — daß er nur theilweise Erfolg hatte, ist erklärlich genug.

Es ist kein angenehmer Charakterzug in Napoleon, daß er die blinde Verzichtleistung auf alle menschlichen Banden und menschlichen Interessen, deren ein Messias allein fähig wäre, verlangte, daß er von seinen Anhängern forderte, sie sollten Alle und Alles verlassen und ihm folgen. Allein es giebt auch viele Entschuldigungen für einen Egoismus, der die unausbleibliche Folge der Huldigungen sein mußte, welche ihm die Welt dargebracht hat.

Obwohl Gourgaud viel litt, namentlich unter den Torturen, die er sich selbst auferlegte, so hatten, wie wir seinen Berichten entnehmen, seine Gefährten doch noch mehr zu leiden. Vor Allen aber hatte Napoleon, wenn man ihn unter die Gefährten zählen will, viel auszustehen.

Es wurde schon erwähnt, daß der Hauptwerth von Gourgaud's Buch nicht in der Porträtirung, so interessant dieselbe auch ist, liegt. Vom höchsten Werth ist die originelle und neue Auffassung von Napoleons Charakter und die zuverlässige Wiedergabe von Napoleons Unterhaltungen in deren ganzer Eigenart: wir schätzen Gourgaud nicht um Gourgaud's, sondern um Napoleons willen: Napoleon ist das Bild, Gourgaud die Folie.

Wir bilden uns meist ein, wir hätten für Napoleons Eigenart ein volles Verständniß: er ist in unseren Augen selbstsüchtig, herrschsüchtig, gewaltthätig u. s. w. In diesem Buch sehen wir einen ganz anderen Napoleon, fremd und unserer Auffassung widersprechend: einen Napoleon, wie ihn bisher außer Rapp vielleicht Niemand ge-

schildert hat. Rapp, der unabhängigste und am wenigsten zu Schmeicheleien aufgelegte General Napoleons, der als sein Adjutant ihm stets zur Seite war, sagt von seinem Herrn: „viele Leute schildern Napoleon als einen rauhen, gewaltthätigen, jähzornigeu Mann. Das kommt daher, weil sie ihn nicht kannten. Von Geschäften in Anspruch genommen, in seinen Plänen, in seinen Unternehmungen gestört, war er zuweilen wohl ungeduldig und übel gelaunt. Allein er war so gut, so edel denkend, daß er bald wieder beruhigt war, obwohl Diejenigen, die eingeweiht waren in seine Sorgen, weit entfernt dieselbe zu lindern, im Gegentheil darauf aus waren, seinen Ingrimm zu steigern.“ Der nüchterne, gradsinnige Drouot, der den Aufenthalt des Kaisers auf Elba theilte, wiederholt stets, Napoleons Zorn ginge nicht tiefer, als durch die Haut. Sein Privatsekretär erklärt: „Ich habe ihn stets freundlich, geduldig und nachgebend gesehen.“ Derartige Zeugnisse sind, allerdings, von zweifelhaften Quellen ausgehend, in Menge vorhanden. Gourgaud war jedenfalls einer der Eingeweihten, wie sie Rapp im Auge hatte. Ohne sich dessen selbst bewußt zu sein, stellt Gourgaud sich als aufbrausend, mürrisch und überaus tadelsüchtig dar, während Napoleon höflich, geduldig, gutlaunig vor uns hintritt, bemüht, seinen empfindlichen, nervösen Gefährten zu beschwichtigen, mit der Zärtlichkeit, die etwas von der eines Verwandten einem unartigen Kinde gegenüber hat. Einmal nennt er auch Gourgaud „ein Kind“. Gourgaud wird ärgerlich darüber und ruft: „Ich ein Kind? Ich bin bald 34 Jahre alt! Ich habe 18 Jahre gedient; habe theilgenommen an dreizehn Feldzügen: bin dreimal verwundet worden . . und soll mich so behandeln lassen! Mich ein Kind nennen, heißt so viel als mich einen Narren nennen.“ Mit solchen Worten fiel er über seinen nachsichtigen Herrn her.

Der Napoleon, der uns vorschwebt, hätte einen also redenden Untergebenen sofort hinausgewiesen, der Napoleon aber, der uns hier geschildert wird, handelt anders. „Er suchte mich,“ erzählt Gourgaud weiter, „zu beruhigen; ich sagte Nichts. Wir gingen in's Nebenzimmer. Seine Majestät wünschte Schach zu spielen, stellte aber die

Figuren ganz falsch auf; sich freundlich zu mir wendend, sagte der Kaiser: Ich weiß, Sie haben Truppen, Sie haben Batterien kommandirt, sind aber doch noch sehr jung. Ein mürrisches Schweigen war meine Antwort." Ihm Jugend vorzuwerfen, hielt Gourgaud für eine Beleidigung.

So ist der Mann, den wir als General Gourgaud kennen lernen, aber ist denn der Napoleon, der so sanft und beschwichtigend spricht, wirklich der richtige Napoleon?

Es war auf St. Helena Niemand, der mehr auszustehen hatte, schwerer geprüft wurde, als der Kaiser, Niemand, den das Leben weniger zu Geduld und Duldsamkeit angeleitet hatte: nach dem Studium von Gourgaud's Werk sind wir überzeugt, daß nur wenige Menschen einen so reizbaren Gefährten mit solcher Geduld ertragen hätten. Zuweilen wird Napoleon so bewegt, daß er unumwunden von der Ungleichheit der den Mitgliedern der kleinen Gesellschaft aufgebürdeten Lasten spricht. Als Gourgaud eines Tages abermals von seinem „chagrin", seinem Kummer, spricht, wendet sich Napoleon zu ihm mit den pathetischen Worten: „Sie reden von Kummer? Und ich? Was für Kummer und Sorgen habe ich nicht gehabt! Welche Vorwürfe lasten auf mir! Sie haben doch nichts zu bereuen!" Und dann wieder: ‚Glauben Sie mir, wenn ich des Nachts aufwache, wird mir zuweilen schrecklich zu Muthe . . . wenn ich denke, was ich war und was ich bin!"

Bei einer andern Gelegenheit schlägt Napoleon ein Beruhigungsmittel für Gourgaud's üble Laune vor, welches wohl in seiner Art einzig dasteht: Gourgaud solle doch das „Annual-Register" ins Französische übersetzen! „Sie würden dadurch unendlichen Ruhm ernten", meint er, der unglückliche Gourgaud aber erwidert: „Sire, dieses Urkundenbuch ist ja unzweifelhaft ein verdienstliches Werk, aber . ." und nun lehnt er den Vorschlag ab. Dies ist eine von den wenigen humoristischen Episoden in den Annalen der Gefangenschaft! Zuweilen baut der Kaiser Luftschlösser, um den düstern Gefährten auf andere Gedanken zu bringen. „In England, wo wir innerhalb eines Jahres

sein werden," begann er eines Tages, „werde ich in London für Gourgaud eine Braut aussuchen mit – sagen wir — 30000 Pfund Sterling". Er werde sich bei dem glücklichen Paar zur Fuchsjagd einstellen. Der Kaiser beschäftigt sich überhaupt viel mit einer passenden Parthie Gourgaud's, manchmal war es eine Engländerin, manchmal war es eine Französin, wohl auch eine Corsin, immer aber gehörte zu der Braut eine ansehnliche Mitgift.

Gourgaud's Buch bringt auch Enthüllungen über die langen Leiden Napoleons und seinen Duldermuth. Unzählig sind trotzdem die Beispiele von Gourgaud's unverschämtem und beleidigendem Auftreten. Eines Tages befiehlt ihm der Kaiser, einen Brief abzuschreiben, der von den ausgestandenen Kränkungen handelt. Derselbe war von Montholon geschrieben und trug dessen Unterschrift. „Ich bin nicht der Schreiber des Herrn Montholon", erklärt Gourgaud. Der Kaiser hält ihm sein respektwidriges Betragen vor und fügt in aller Güte hinzu, Gourgaud schiene allabendlich in übler Laune zu sein. Als Las Cases fortging, schrieb ihm der Kaiser einen Brief, der für Gourgaud's Geschmack einen zu warmen Ton hatte. Aufgebracht über seine anmaßende Kritik, setzt der Kaiser gar noch unter den Brief die Worte: „Votre dévoué (Ihr ergebener). Nun kann Gourgaud nicht länger an sich halten; der Kaiser fragt ihn, warum er so außer sich wäre und ladet ihn zu einer Parthie Schach ein. Gourgaud erwidert: „Sire, ich habe einen großen Fehler. Ich bin Ihnen zu sehr zugethan. Ich bin nicht eifersüchtig, fühle mich aber verpflichtet, zu sagen, daß dieser Brief Ihrer nicht würdig ist. Gütiger Gott! Jetzt weiß ich, daß mein Vater ein zu ehrenhafter Mann war; er erzog mich unter den strengen Grundsätzen von Ehre und Tugend. Jetzt weiß ich, daß man Souveränen nie die Wahrheit sagen soll und daß Schmeichler und Ränkeschmiede besser mit ihnen auskommen. Eure Majestät werden eines Tages gewahr werden, was der Mann da (Las Cases) für ein Hypokrit ist." Napoleon, halb gleichgültig, halb feierlich, erwidert: „Was meinen Sie, Gourgaud? Meinen Sie, daß er mich hintergeht. Ja, ja, Berthier, Marmont und die Andern, die

ich mit Wohlthaten überschüttet habe, thaten es. Die Menschheit muß sehr schlecht sein, um so zu sein, wie sie mir vorkommt."

Dieser Auftritt hatte zur Folge, daß Gourgaud beinahe rasend wurde und der Kaiser sich nicht anders zu helfen wußte, als dadurch, daß er ihm Stubenarrest gab. Gourgaud, davon in Kenntniß gesetzt, schickt eine Forderung zum Zweikampf an Montholon. So gestalten sich die Dinge immer ernster. Inzwischen kommt es auch noch zu einer Auseinandersetzung mit dem Kaiser wegen des um das doppelte höheren Gehaltes, welches Montholon bezieht. Napoleon weist darauf hin, daß Montholon Frau und Familie hat, Gourgaud aber nicht. Gourgaud hört nicht auf, zu brummen und zu knurren; endlich verliert der Kaiser die Geduld und erklärt gerade heraus, ihm wäre Montholon lieber wie Gourgaud. Nun ist dem Faß der Boden ausgeschlagen. Gourgaud bricht vor Zorn in Thränen aus und ruft, alle Generäle, welche ihn ausgezeichnet hätten, müßten sich in ihm geirrt haben. „Durchaus nicht," erwidert der Kaiser, „die Generäle sahen Sie auf dem Schlachtfelde als eifrigen, braven Soldaten — nicht aber, wie Sie sich hier zeigen."

Nach Allem, was man Gourgaud's eigenen Berichten entnehmen kann, dürfte es erklärlich sein, daß Montholon, der nicht so unangenehm war, wie Gourgaud, diesem vorgezogen wurde. Die ärgerlichen Auftritte erneuern sich beständig. Der Kaiser geduldig, freundlich — der Adjutant verdrießlich, widerspenstig, ja beleidigend. So bricht er zum Beispiel eines Tages ein Gespräch ab mit den Worten: „Ja, Sire, vorausgesetzt, daß Frankreich nicht eines Tages erklärt, es hätte vor Napoleon groß dagestanden, aber zerstückelt nach ihm." Napoleon läßt sich auch dadurch nicht aus der Ruhe bringen. Ein anderes Mal, nach ermüdendem Streit, sagt Napoleon gutlaunig, Gourgaud möge zu Bett gehen und sich beruhigen. Gourgaud antwortet, daß, wenn er nicht mehr Philosophie und Geistesstärke besäße als der Kaiser, er nicht wissen würde, wie er durch die Nacht kommen sollte.

Einige Wochen nach dieser sonderbaren Erklärung hatte der Tagebuchführer Gelegenheit, seine Philosophie und Seelenstärke an den

Tag zu legen; er theilte nämlich Bertrand mit, seine Geduld wäre zu Ende, er müsse Montholon ohrfeigen.

Ein anderes Mal, als Napoleon in die traurigen Worte ausbrach: „noch habe ich lange Lebensjahre vor mir und schon bin ich todt! Welcher Zustand!“ bemerkte Gourgaud mit wohlwollender Offenheit: „Ja, Sire, es ist schrecklich in der That! Besser wäre es gewesen, zu sterben, statt hierher zu kommen. Aber da man nun einmal hier ist, muß man auch den Muth haben, die Lage zu ertragen, es wäre schmachvoll, hier zu sterben.“

An einem andern Tage bricht der Kaiser wiederum in Klagen aus und ruft: „welche Trostlosigkeit, welche Trübsal!“ — „Es schmerzt mich tief,“ ergänzt Gourgaud, „den Mann, unter dessen Befehl Europa stand, so herabgekommen zu sehen.“ Diesmal kommt übrigens in den Tagebuchblättern sein Mitleid mit Napoleon zu längerem und pathetischem Ausdruck.

Alle diese Vorgänge erscheinen bei unserem vorgefaßten Urtheil über Napoleon unglaublich, und, da wir doch eigentlich nur mit ihm zu thun haben, so erzählen wir dieselben, um zu zeigen, welchen von seinen Freunden ausgehenden Aergernissen er fortwährend ausgesetzt war und mit welch' großer Güte und Geduld er dieselben ertrug.

Nein! Seine Gefährten waren kein Trost für ihn: Bertrand wurde von seiner Frau viel in Anspruch genommen; Montholon war nicht sehr zuverlässig und geeignet; Las Cases, ein gewandter und unterrichteter Schwätzer, war beständig die Veranlassung zu Eifersüchteleien der Anderen; Gourgaud war sozusagen unerträglich. Napoleon mußte sehen, wie er mit ihnen fertig wurde, mußte sie trösten, aufmuntern, der Madame Bertrand Visiten, der Madame Montholon Geschenke machen, Gourgaud dahin bringen, daß derselbe sich mit irgend einer Arbeit, sei es einer die Mathematik oder einer die Geschichte betreffenden, beschäftige, und dadurch auf andere Gedanken käme. Der Kaiser versuchte auf alle erdenkliche Weise, Gourgaud's Verstimmung zu beseitigen. Sechs Wochen vor der Krisis that er noch alles Erdenkliche, wie Gourgaud selbst zugiebt, um ihm angenehm

zu sein: er kneift ihn in die Ohren — ein seit lange gebräuchliches Zeichen von Zuneigung: „warum so traurig? Was fehlt Ihnen? Schütteln Sie sich und seien Sie vergnügt, Gorgo, Gorgotto! Wir wollen uns gemeinschaftlich über ein Buch hermachen, mein Sohn, mein Gorgo!" — Wie Gorgotto dieses Entgegenkommen aufnahm, sagt er nicht. Am nächsten Tage spielt dieselbe Scene: „Gorgo, Gorgotto, mein Sohn!"

Nur manchmal ist der Kaiser, wie wir den Tagebuchblättern entnehmen, kalt und übel gelaunt. Allein es findet sich dazu meist eine Veranlassung, vielleicht eine wichtige Nachricht, oder wohl auch das Betragen unseres Chronisten. Einmal in dieser letzten Zeit kam es zu folgendem Mißverständniß: „Ich werde sterben", sagte der Kaiser, „und Ihr werdet davon gehen"... „Vous vous en irez", sagte er; Gourgaud aber verstand: vous vous en rirez (Ihr werdet darüber lachen), und fand darin die Veranlassung zu einem Zornausbruch ohne Gleichen. „Obwohl Eure Majestät gewöhnlich mir gegenüber rauh sind — so ist mir dies denn doch zu viel! — Ich glaube, Sie meinen das nicht so, Sire, wie Sie es sagen, Sire!" Es kommt zu einer Erklärung und der Sturm legt sich wieder, allein dieses Leben wie Hund und Katze dauert fort. Was immer Napoleon sagt und thut: es wird zum Aergerniß. Als Las Cases fort war, steckten sich die Montholons hinter Alles, berichtet Gourgaud, und es war von einem Besserwerden keine Rede. — Der Leser fühlt sich förmlich erlöst, als endlich die unvermeidliche Katastrophe eintritt.

Nach einer Scene, an welcher Gourgaud, wie er selbst sagt, die Schuld trug, ersuchte er Bertrand, er möchte seine (Gourgaud's) Abreise vorbereiten. Ehe er ging aber hielt er es für angezeigt, Montholon zu fordern. Da Madame de Montholon ihrer Niederkunft nah war, wurde die Sache noch hingezogen. Eine Woche nach dem an Bertrand gerichteten Avis wurde das Kind geboren: an dem Tage der Geburt erklärte Gourgaud: der Moment sei gekommen, die Forderung an Montholon abgehen zu lassen.

Es waren jetzt neun Jahre, daß er mit dem Kaiser zusammen

war — an diese Bemerkung schließt sich in seinem Tagebuch wiederum ein Bericht über die von ihm geleisteten Dienste. „Ach, Herr Marschall“, ruft Gourgaud, „der Kaiser war ein großer Feldherr, aber was hat der Mann für ein Herz!“ Er wartet ruhig noch eine Woche; dann aber kommt es zu einer Unterredung mit Napoleon, in welcher er seine blutdürstigen Absichten in Bezug auf Montholon entwickelt. Der Kaiser fährt auf und nennt ihn einen Wegelagerer, einen Mörder... Montholon werde ihn todtschießen. „Um so besser“, erwidert Gourgaud, „besser in Ehren sterben als in Schande leben“. — „Was verlangen Sie eigentlich“, beginnt Napoleon wieder. „Sie wollen es vor Montholon voraushaben, mich täglich zweimal zu sehen — ist es das?“ — Gourgaud erwidert stumpfsinnig, ein Wegelagerer und Mörder habe kein Recht, Etwas zu fordern. Nun bittet der Kaiser um Entschuldigung: Gourgaud möge die gefallenen Worte vergessen. Gourgaud wird weich, erklärt, er wolle von einer Forderung absehen, wenn Napoleon ihm dazu schriftlich den Befehl ertheile; dann aber setzt er dem Kaiser auf ziemlich confuse Art auseinander, daß er entschlossen wäre, St. Helena zu verlassen. Der Wirrwarr in seinen Auseinandersetzungen lag wohl daran, daß die Beweggründe für seine Abreise sehr verschiedener Art waren. Einmal war es für ihn unmöglich, in seiner derzeitigen Stellung zu verbleiben; sodann war er dem Kaiser lästig geworden, der Kaiser für ihn eine stete Qual... obwohl er unter diesen Verhältnissen St. Helena verlassen wollte, sei er bereit, in Europa für die Sache des Kaisers einzutreten.

Aus Allem, was nun folgte, scheint hervorzugehen, daß die Befürchtung wach wurde, Gourgaud könnte als Abgesandter des Kaisers aufgefaßt werden; man hielt es für gut, daß als Grund seiner Abreise geschwächte Gesundheit, gegründet auf ein Attest O'Meara's, angegeben würde.

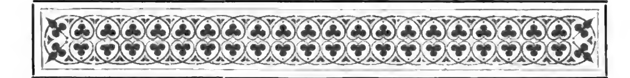
Napoleon sagte ihm Lebewohl. Trotzdem sollten sich Beide noch wiedersehen. Da nämlich Gourgaud den schriftlichen Befehl, von dem die Rede war, nicht erhielt, so erfolgte nun definitiv die Herausforderung zum Zweikampf. Gourgaud überschickte mit ihr zugleich

dem Herrn von Montholon eine Pistole und 6 Louisd'or, welche Summe er demselben schuldete. Montholon erklärte, er habe seinem Herrn sein Ehrenwort gegeben, sich unter den obwaltenden Umständen nicht zu schlagen. Jetzt verfügte sich Gourgaud zu Lowe, um diesen wegen seiner Abreise um Rath zu fragen. Lowe meinte, die Einen würden glauben, der General ginge, weil man ihn langweile, die Andern, weil er einen Auftrag habe. Darauf bat Gourgaud, man möchte ihn mit der äußersten Strenge behandeln und scharf beobachten. Er kehrte nämlich nach Longwood zurück; in einem Schreiben an Napoleon bat er um seine Entlassung wegen Krankheit. Der Kaiser giebt seine Einwilligung und spricht sein ernstes Bedauern aus, daß das dem Klima der Insel eigenthümliche Leberleiden — aus verschiedenen Gründen hielt es der Kaiser für gut, sich selbst als von dem Leiden befallen hinzustellen — ein weiteres Opfer gefordert habe. Noch einmal empfängt er Gourgaud: dieser, wenn auch leider nur sehr flüchtig, giebt eine Schilderung der Vorgänge. Der Kaiser fordert ihn auf, die Prinzeß Charlotte zu besuchen, weil er bei dieser Dame auf eine günstige Stimmung rechnet. — Als ein Beispiel, wie schwierig auf St. Helena für den Forscher nach Wahrheit die Wege waren, sei erwähnt, daß Napoleon, dem jene Worte in den Mund gelegt sind, vor mehreren Tagen schon von dem Tode der Prinzessin Charlotte benachrichtigt war. Auch Prophetenworte fallen von Napoleon's Lippen: er sah im Geiste Gourgaud die französische Artillerie gegen die Engländer führen. „Sagen Sie den Leuten in Frankreich", rief er, „daß ich diese Elenden, diese Schufte ebenso sehr hasse wie früher." Waren diese Worte eine Glosse zu einem Diktat vom Tage vorher, welches also lautete: „ich habe das englische Volk stets hochgeschätzt und trotz des mir von seinen Ministern aufgenöthigten Martyrerthums ist meine Achtung vor ihm eine unwandelbare." Er klopft dem Scheidenden freundlich auf die Wange. „Adieu! In einer andern Welt sehen wir uns wieder. Umarmen Sie mich." Gourgaud, mit Thränen in den Augen, umarmt ihn — damit hatten die Beziehungen Beider ihr Ende erreicht.

Von anderer Seite erfahren wir noch, daß am Tage vor dem Abschied Napoleon Montholon einen langen Brief an den Kaiser von Rußland diktirt hat, den vermuthlich Gourgaud verwerthen sollte. Wir kommen später noch auf denselben zurück. Napoleon hat dem Scheidenden bestimmte Instruktionen in Bezug auf sein Verhalten bei der Ankunft in Europa ertheilt. Der General sollte, versteckt in die Sohlen seiner Stiefel, gewisse Vermerkungen mitnehmen, auch eine Strähne von des Kaisers Haar für Marie Louise. Geheimnisse steckten in diesen Noten wohl weniger als in Dem, was mündlich besprochen wurde.

Gourgaud, der Apostel, stellte sich also bei den Heiden ein: er hielt sich bei Jackson auf, speiste zu Mittag mit Lowe und den Kommissaren, schimpfte weidlich auf Napoleon und erzählte tolle Geschichten: — „er überlud", mit einem Worte, seine Rolle.

Inzwischen erfahren wir durch Montholon, daß Gourgaud auf heimlichem Wege die Resultate seiner Unterhaltungen mit Sturmer und Balmain nach Longwood meldete. Nachdem er auf diese Weise einen Monat noch auf St. Helena zugebracht hatte, reiste er ab, begleitet von den Segenswünschen seiner neuen Freunde, ausgestattet mit Empfehlungsbriefen von Montchenu, mit klingendem, ihm von Lowe zugestecktem Lohn, ausgerüstet mit geheimen Aufträgen Napoleons — in den Sohlen seiner Stiefel!



Capitel IV.

Die Deportation.

Wenn es anginge, so hätten wir diese ganze Litteratur, in welche sich ein Engländer ja nur mit dem widerwärtigsten Empfinden vertiefen kann, unbeachtet gelassen.

Wir Engländer können nur bedauern, daß unsere Regierung die Ueberwachung Napoleons übernahm, mehr noch aber müssen wir es beklagen, daß in so unedler Weise der übernommenen Verpflichtung entsprochen wurde und daß so wenig geeignete Persönlichkeiten mit der Erfüllung derselben beauftragt wurden. Wenn St. Helena bei den Franzosen schmerzliche Erinnerungen wachruft — die Erinnerungen, welche uns verblieben, sind peinlich im höchsten Grade!

Wir sind heute vielleicht — das geben wir gerne zu — keine ganz unparteiischen Beurtheiler mehr in Bezug auf die Lage der Dinge, wie sie damals der englischen Regierung aufgenöthigt war: unsere Regierung stand an der Spitze einer Coalition, welche den Kaiser Napoleon zweimal über den Haufen geworfen hatte. Die Ueberführung desselben nach Elba hatte dem brittischen Reiche, wie aus authentischen Documenten zu ersehen ist, über achthundert Millionen Pfund Sterling gekostet. Napoleons Rückkehr von dort hatte abermals eine Ausgabe von Millionen verschlungen — die

Erschütterung im Nervensystem der Völker Europa's kam hinzu. Wieviel Menschenleben dabei zu Grunde gegangen sind, wird genau wohl niemals ermittelt werden — weniger kaum als 2 Millionen.

Die Hauptaufgabe für die Verbündeten — eine Pflicht ihren eigenen Völkern gegenüber, die so viele Opfer gebracht hatten — war die, ein abermaliges Entweichen Napoleons zu einem Ding der Unmöglichkeit zu machen. Es leuchtet uns ein, daß Napoleon nie und nimmer und unter keinen Umständen Europa noch einmal erobern durfte; seine Energie war allerdings erschöpft, Frankreichs Kräfte desgleichen für die Dauer von Napoleons Leben, allein dies konnten die Verbündeten nicht wissen. Sie hätten auch, wenn sie es gewußt und diese Umstände in Betracht gezogen hätten, Tadel verdient; Napoleon wäre auf freiem Fuß, gleichviel ob in Wohlbefinden oder Krankheit, ob thätig oder unthätig, ein gefahrdrohender Sammelpunkt für die revolutionären Kräfte Europas geworden.

Wir mögen es als zugegeben, als feststehend aussprechen, daß Napoleon nie wieder freie Hand bekommen durfte. Hart war es für ihn — hart aber war er selbst mit der Welt verfahren und in gewisser Beziehung war es die größte Aufmerksamkeit, die man ihm erweisen konnte.

Napoleon lieferte sich selbst an Großbritannien aus und die Verbündeten wünschten, daß Großbritannien für ihn verantwortlich sein sollte.

In welchem Sinne faßte Großbritannien nun diesen Auftrag auf?

„Wir wünschen," so schreibt der damalige Premierminister Lord Liverpool an Lord Castlereagh, den Minister des Aeußern, „daß der König von Frankreich Buonaparte hängen oder erschießen ließe, so wäre das Geschäft am besten erledigt." Und an Eldon schreibt er: „entweder kehrt Napoleon zurück in seine Stellung als französischer Unterthan oder er erklärt sich selbst für vogelfrei: hostis generis humani." Es kamen offenbar für Lord Liverpool damals zwei Auswege in Betracht: entweder Napoleon an Ludwig XVIII auszuliefern

als einen rebellischen Unterthan, oder Napoleon von der Bildfläche der Menschheit zu entfernen und ihn als Ungeheuer, als Drachen zu behandeln.

Hernach schreibt Liverpool nochmals an Castlereagh und sagt im Tone des Bedauerns: „sollte der König von Frankreich sich nicht stark genug fühlen, den Buonaparte als Rebellen zu behandeln, so sind wir bereit, die Verwahrung seiner Person auf uns zu nehmen u. s. w.“ Sir Walter Scott giebt zu, daß im Jahre 1816 noch eine bedeutende Partei in England vorhanden war, welche dafür hielt, daß Napoleon an Ludwig XVIII ausgeliefert werden und daß dieser mit ihm umspringen sollte, wie mit einem rebellischen Unterthan. Glücklicherweise blieb uns diese Erinnerung erspart: Napoleon an Frankreich ausgeliefert, wie Ney erschossen . . .!

Wir sehen aus Allem, daß nicht die geringste Hoffnung vorhanden war, unsere Regierung werde sich in der Angelegenheit irgend wie großmüthig zeigen, obwohl ein englischer Prinz, der Herzog von Sussex, in Gemeinschaft mit Lord Holland öffentlich Protest erhob gegen den eingeschlagenen Weg.

Napoleon, dem erst Themistocles, dann Hannibal vorschwebte, appellirte — wohl nicht mit dem Vertrauen, welches er zu haben versicherte — an die Gastfreiheit des englischen Volkes. Er hatte gehofft, unter dem Namen Oberst Muiron in England als „country gentleman“ leben zu können. (Muiron, wie in Parenthese bemerkt sein mag, war ein Jugendfreund Napoleons und wurde bei Arcola, indem er den General mit seinem Körper zu decken suchte, erschossen.) Dies allerdings — wir müssen es mit Bedauern zugeben — war unmöglich. England lag zu dicht bei Frankreich, als daß eine solche Lösung zulässig gewesen wäre. Der Thron der Burbonen, der aus irgend welchen geheimnisvollen Gründen nun einmal der Drehpunkt für unsere äußere Politik geworden war, wäre nicht mehr in Sicherheit gewesen, sowie es allgemein bekannt wurde, daß einige Meilen entfernt von der französischen Küste ein französischer Oberst von mittleren Jahren lebte, der früher Napoleon Buonaparte hieß. Alle Vorsichtsmaßregeln,

selbst die, von denen Danae umringt war, hätten Schlimmes nicht abwenden können. Napoleon war der Genius der Ruhelosigkeit von Europa gewesen. Die Tradition wäre am Oberst Muiron, so ehrenhaft derselbe auch sein, so häuslich still er sich auch verhalten mochte, haften geblieben. Napoleon platzte auch auf St. Helena vor seiner kleinen Umgebung eines Tages mit der Wahrheit heraus. Er hatte gerade einen Brief erhalten mit der Nachricht von einem großen Umschwunge der öffentlichen Meinung in Frankreich: „Ach“, rief er, „wären wir doch in England!“ Außerdem aber wäre Muiron der unschuldige Veranlasser von allen möglichen Rechtsfragen geworden, welche die englische Regierung in Verlegenheit setzen mußten. Der Admiral Lord Keith wurde ja einen ganzen Tag lang um seine eigenen Schiffe von einem Advokaten, der im Besitze eines „Gerichtsbefehls in Sachen Napoleons“ war, herumgejagt.

Endlich, und dies war wohl das für unser Cabinet bestimmende Moment, Napoleon wäre ein Gegenstand der Sympathie, der Bewunderung in England selbst geworden — denn England, wenn auch siegreich, war nichts weniger als zufrieden. Rufen wir uns die inneren Zustände Englands von Waterloo bis zum Tode Napoleons in's Gedächtniß zurück, so können wir wohl begreifen, daß die Anwesenheit des siegreichen Sohnes der Revolution innerhalb der Grenzen der vereinten Königreiche für ein Tory-Cabinet gerade keine Stütze gewesen wäre.

„Sie wissen ja zur Genüge,“ schreibt Liverpool an Castlereagh, „wie hier zu Lande das Volk denkt und können wohl begreifen, daß er (Napoleon) sofort zu einem Gegenstande der Neugier, wenn nicht gar innerhalb weniger Monate zu einem Gegenstande der Theilnahme werden würde.“

Die zahllose Menschenmenge, welche nach Plymouth eilte, um Napoleon zu sehen, bestätigt des Premiers Voraussicht. In der That, ein magischer Glanz war über den Entthronten gebreitet, und er wußte es gut genug. Er sagte auf St. Helena in voller Ueberzeugung, daß, wäre er nach England gegangen, er die Herzen der

Engländer erobert haben würde. Maitland, der ihn nach England brachte, war ganz bezaubert von ihm, so hatte Napoleon auch Ussher, der ihn nach Elba schaffte, ganz für sich gewonnen. Maitland veranlaßte, nachdem Napoleon den Bellerophon verlassen hatte, Erkundigungen bei der Schiffsmannschaft und — was sagten die Leute?

„Well", sagten sie, „man mag den Mann lästern, so viel man will; wenn das englische Volk ihn so kennen würde, wie wir ihn kennen, es würde kein Haar auf seinem Haupte krümmen."

Als Napoleon den Northhumberland verließ, hatte die Schiffsmannschaft dieselbe Meinung und sagte: „Er ist ein ausgezeichneter Kerl und verdient sein Schicksal nicht." Die Besatzung vom Schiff, mit welchem Montchenu segelte, ließ sich ähnlich vernehmen.

Als Napoleon den Undaunted verließ, welcher ihn nach Elba gebracht hatte, nahm der Hochbootsmann im Namen der Schiffsmannschaft von ihm Abschied mit den Worten: „Mögen Sie auf Elba ein langes und glückliches Leben führen — ein anderes Mal mehr Glück!" Nach zwei kurzen Begegnungen mit Napoleon war bei Hotham, dem Admiral, und bei Senhouse, dem Flaggenkapitän, jedes frühere Vorurtheil verschwunden.

„Der Admiral und ich selber," schreibt Senhouse, „wir sind alle Beide gewahr geworden, daß unsere eingefleischten Anschauungen abgenutzt waren, wie der Muth des „Acres" in den „Rivalen"."

Eine noch schlimmere Gefahr lag in der Luft. „Verfl ... Kerl", brummte Lord Keith, nachdem er Napoleon gesehen hatte, „wäre ihm eine Unterredung mit Seiner Königlichen Hoheit (Prinz-Regent) bewilligt worden, in einer halben Stunde wären sie die besten Freunde mit einander geworden!"

Napoleon wurde schließlich gewahr, daß man seinen Aufenthalt in England für gefahrbringend hielt. Ein Reisender hatte ihm mitgetheilt, daß die englische Regierung ihn in England nicht dulden könnte, weil die Unruhstifter ihn zu ihrem Führer ausersehen würden. Ein Anderer theilte ihm mit, er habe gehört, wie die Lords Liverpool und Castlereagh gesagt hätten: der Hauptgrund, weshalb

sie ihn nach St. Helena schickten, wäre die Furcht, Napoleon möchte sich mit der Opposition einlassen.

Weiteres darüber zu sagen, ist wohl unnöthig: Napoleon in England wäre eine Gefahr gewesen für die Regierung von Frankreich sowohl, als für die von England.

Auf dem europäischen Kontinent hätte er nur in einer Festung untergebracht werden können: in einigen Ländern wäre er ein Vulkan, in anderen wäre er Beschimpfungen ausgesetzt gewesen, vielleicht gar ermordet worden.

In den Vereinigten Staaten wäre er der Ueberwachung derjenigen Staaten entzogen gewesen, welche das größte Interesse an seiner Freiheitsbeschränkung hatten, aber — in einem Lande, in welchem ein Burr nach Herrschaft gestrebt hatte, wäre ein Napoleon doch sicherlich das Centrum aller Unruhen geworden. Napoleon selbst gab unumwunden zu, daß, wenn er dort gelebt hätte, er sich nicht wie Joseph mit Anpflanzen und Bebauen beschäftigt, sondern versucht hätte, einen Staat zu schaffen. Montholon erzählt, daß auf St. Helena die mexikanische Krone dem Verbannten angeboten worden wäre, allein das ist wohl ein Märchen!

Unter den obwaltenden Umständen war es nicht so erstaunlich, daß die Wahl auf St. Helena als besonders geeignet fiel. Der Wiener Kongreß hatte bereits die entlegene Insel als ein möglicher Weise nothwendiges Gefängniß für den Souverän von Elba im Auge gehabt; St. Helena galt für ein tropisches Paradies; Napoleon hätte dort, wie Lord Liverpool verkündete, eine sehr schöne Residenz zur Verfügung — unter der Hand aber erließ Lord Liverpool Befehl, daß von dieser Residenz abgesehen werden solle. Auch der Herzog von Wellington hielt das Klima St. Helena's für entzückend. Er brauchte ja allerdings nicht dorthin zu gehen! Die Insel hatte, auch dies ist wichtig, nur einen Ankerplatz, der zudem nur klein war; sich nähernde Schiffe konnte man schon auf eine ungeheure Entfernung sehen.

Die Wahl St. Helena's ließe sich wohl rechtfertigen; der Schlag für Napoleon und sein Gefolge aber war ein furchtbarer. Der Kaiser hatte sich gedacht, schlimmsten Falles würde man ihm Dumbarton Castle oder den Tower in London als Aufenthalt anweisen. Kein echter Franzose fühlt sich für längere Zeit außerhalb Frankreichs glücklich, und St. Helena lag doch am Ende der Welt!

Napoleon erklärte zunächst, lebendig würde man ihn nicht dorthin bringen, dann aber wurde er ruhiger und benahm sich würdevoll und gefaßt. Von Anfang an hatte er viel zu erdulden. Savary und Lallemand durften ihn nicht begleiten. Die Trennung von ihnen wird von wetterfesten Briten als eine qualvolle Scene geschildert. Die Genannten und andere Personen seines Gefolges wurden nach Malta geschafft und dort internirt. Napoleon selbst ward an Cockburn übergeben, der sich mit Genugthuung in den Geist seiner Instruktionen eingelebt zu haben scheint.

Napoleon war nun der „General Buonaparte" und mit denselben Ehren zu behandeln, wie „ein englischer General außer Dienst". Daß ein solcher auf besondere Berücksichtigung keinen Anspruch habe, mußte der Kaiser bald gewahr werden. Eine Cabine, zwölf Fuß lang und neun Fuß breit, wurde ihm angewiesen; als er den nebenliegenden Raum als Arbeitszimmer zu benützen sich anschickte, wurde ihm bedeutet, daß es ein gemeinsamer Aufenthaltsort für die Schiffsoffiziere wäre. „Er nahm diese Eröffnung mit Unterwürfigkeit und gutlaunig entgegen." Erschien er auf Deck mit entblößtem Haupte, so blieben die Offiziere bedeckt. Wie kämen sie dazu, einem „half pay-Officer, einem auf Halbsold gestellten Offizier, mit besonderer Höflichkeit zu begegnen? Napoleon, der nicht daran gewöhnt war, länger als zwanzig Minuten bei Tisch zu sitzen, fühlte sich genirt durch die lange währenden Mahlzeiten und verfügte sich gleich nach dem Essen an Deck. Dies hielt der Admiral für eine Unhöflichkeit. „Ich glaube", sagte er zu seinen Offizieren, „der General hat Lord Chesterfield nicht gelesen". Diese ironische Bemerkung blieb seitens des kaiserlichen Gefolges nicht ohne treffende Bemerkungen. Die Dame, von der

dieselben ausgingen, hätte nur noch hinzufügen sollen, der Admiral selbst schiene Lord Chesterfield nicht mit großer Aufmerksamkeit gelesen zu haben, sonst müsse er wissen, daß der höfliche Philosoph es eine Unsitte nannte, stundenlang beim Wein zu sitzen.

„Es ist klar," bemerkte der Admiral, „daß er noch immer Neigung hat, gelegentlich den Souverän zu spielen, allein das kann ich nicht erlauben." Einige Tage später folgt eine weitere Einzeichnung in das Gedenkbuch des Admirals: „Ich habe den heutigen Tag über vom General Buonaparte wenig Notiz genommen, er scheint wiederum ungeeignete Alluren annehmen zu wollen; ich hielt daher absichtlich Distanz."

Ein Löwenbändiger dieser Herr! Es lag doch wahrhaftig die Zeit des schwarzen Prinzen weit hinter uns. Sogar Montchenu, der französische Commissar, dessen Anschauungen betreffs der Behandlung Napoleons die allerrauhesten waren, findet, daß Cockburn seinem Gefangenen gegenüber doch allzu cavalièrement, d. h. allzu hochfahrend und rücksichtslos verfahren sei. Er erwähnt folgende Aeußerung Napoleons:

„Mögen sie mich doch an Ketten legen, wenn es ihnen so gefällt, sie sollen mich aber wenigstens mit der Achtung behandeln, die mir zusteht."

Cockburn, von seinem Standpunkte urwüchsiger Ritterlichkeit aus, findet, daß Napoleon seiner Natur nach wenig Politur habe, daß er jedoch so höflich ist, als sein Naturell es zuläßt. Am Geburtstage Napoleons läßt der Admiral sich soweit herab, daß er auf die Gesundheit des Kaisers trinkt, „der diese Höflichkeit zu würdigen schien."

Sir Georges erklärt ferner unter besonderer Berücksichtigung der beiderseitigen Lebensstellung: „Ich bin stets bereit, ihm halbwegs entgegenzukommen, sobald er die geziemende Bescheidenheit und eine richtige Auffassung seiner jetzigen Lage an den Tag legt."

Napoleons Betragen war schließlich so „decent", so geziemend, daß er folgendes Lob seitens des Admirals erntete: „er hat durchweg

in der letzten Zeit weit weniger Ungeduld über Wind und Wetter gezeigt und weniger Schwierigkeiten gemacht, als seine Begleiter."

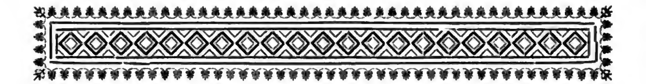
Dabei hatte Napoleon sowohl als sein Gefolge manchen Grund zur Klage, sie waren zusammengepackt wie Heringe in einem Faß. Es hieß, der Northumberland wäre auf seiner Rückkehr von Indien bestimmt worden, Napoleon zu befördern; das Wasser an Bord war auch in Indien gewesen: es war trübe und von sonderbarer Farbe, auch war es nicht in genügender Quantität vorhanden. Die Aussichten der Deportirten für die Zukunft waren wahrlich die allertraurigsten und unter solchen Verhältnissen wäre ein wenig Aergerlichkeit wohl verzeihlich gewesen, namentlich insofern die beiden französischen Damen in Frage kamen. Allein es scheint, daß sie viel Geduld hatten, denn der schwer zu befriedigende Cockburn verschont sie mit tadelnden Bemerkungen.

Der Admiral selbst war übrigens durchaus nicht in einer Lage, wie er sie sich gewünscht hätte: die Schiffsmannschaft befand sich in einem kaum zu verheimlichenden Zustande von Meuterei. Die Leute weigerten sich in Portsmouth, die Anker zu lichten; einer an Bord kommenden größeren Militärabtheilung erst gelang es, sie gefügig zu machen. Während der Fahrt waren die Reden, die sie führten, war ihr Betragen unglaublich; einen Midshipman zu prügeln, hielten sie für unverfänglich. Vor der Cabine des Kaisers war ein Posten aufgestellt, um den Verkehr zwischen dem Gefangenen und der Mannschaft zu verhindern. Napoleon soll zu Cockburn gesagt haben, er zweifele nicht daran, daß er Viele von der Bemannung für sich gewinnen könne. Sir George, der hier dem Gefangenen „Manieren beizubringen", dort die Disciplin der Bemannung aufrecht zu erhalten hatte, war in der That in keiner beneidenswerthen Lage.

Napoleon landete auf St. Helena genau drei Monate nachdem er sich Maitland ausgeliefert hatte. Er verblieb jedoch noch unter Obhut des Admiral Cockburn, bis der neue Gouverneur der Insel eingetroffen war. Den derzeitigen Gouverneur, Mr. Wilkes, einen

Beamten der ostindischen Compagnie, hielt man wohl nicht für die geeignete Persönlichkeit, um den neuen, ihm zufallenden Pflichten zu genügen. Wellington allerdings ist der Meinung, daß man besser gethan hätte, den Mr. Wilkes zu behalten.

Cockburn blieb bis zum April 1816 in seinen Funktionen, die alsdann auf Sir Hudson Lowe übergingen.



Capitel V.

Sir Hudson Lowe.

Es giebt wenig Namen in der Geschichte, die einen so üblen Klang haben, als der Lowe's.

Wäre Lowe nicht auf einen so schwierigen und verantwortungsvollen Posten, wie den eines Gouverneurs von St. Helena während Napoleon's dortigem Aufenthalt gestellt worden, er wäre durchs Leben und aus demselben hinaus geschritten mit derselben schlichten Anerkennung, wie sie andern Offizieren und Ranggenossen zu Theil wird.

Es war ein verhängnisvoller Schritt, eine Stellung anzunehmen, in welcher es schwierig, für ihn geradezu unmöglich war, Erfolge zu verzeichnen. Lowe war ein engherziger, unwissender, reizbarer Mann, ohne jede Spur von Takt oder Mitgefühl.

„Seine Manieren," sagt der zu Entschuldigungen stets bereite Forsyth, „waren nicht gewinnend, selbst nicht in den Augen ihm wohlgesinnter Freunde." — „Seine Augen," sagte Napoleon, als er ihn zum ersten Mal gesehen hatte, „sind die einer in die Falle gegangenen Hyäne!" Lady Granville, die ihn zwei Jahre, nachdem er St. Helena verlassen hatte, sah, erklärt, er habe eine diabolische Physionomie. Wir befürchten, wir müssen dem noch hinzufügen, daß

Lowe kein Gentleman, wenigstens nicht im besten Sinne des Wortes, war. Einer Regierung, welche den Kaiser Napoleon am liebsten an den Galgen gehängt oder todtgeschossen hätte, ist es natürlicher Weise nicht zuzutrauen, daß sie einen edelmüthigen, hochherzigen Mann zum Wächter über den Lebensrest Napoleons aussuchen würde. Die Wahl Lowe's aber war eine ganz besonders üble aus Gründen, die außerhalb seiner Persönlichkeit liegen. Lowe hatte das Obercommando über die corsischen Wildererbanden gehabt; das heißt über Unterthanen und Landsleute Napoleons, die sich gegen Frankreichs Herrschaft erhoben hatten, die in den Augen ihres Souveräns Rebellen waren. Hierdurch allein schon war Lowe dem corsischen Kaiser ein Dorn im Auge und Napoleon ließ es an Sticheleien nicht fehlen.

Auch war es gerade nicht vortheilhaft für Lowe, daß er durch die geringeren Streitkräfte des General Lamarque sich damals hatte von Capri wegjagen lassen. Keinenfalls, obwohl wir annehmen wollen, daß er gute Absichten hatte, und obwohl er sich eben mit einer liebenswürdigen Dame verheirathet hatte, deren taktvoller Führung er sich anvertrauen konnte, war Lowe der richtige Mann.

Wir stehen mit dieser unserer Auffassung durchaus nicht vereinzelt da: das Verdict der Geschichte ist ein übereinstimmend ungünstiges. Es sind uns nur zwei Autoren bekannt, die Günstiges über Lowe berichten, ausgenommen seine officiellen Vertheidiger. Der Eine ist Mr. Henry, ein nach St. Helena commandirter Militärarzt, ein Freund und häufiger Gast Lowe's, der nebenbei bemerkt, eine vortreffliche Schilderung der Begrüßung seines Regimentes durch Napoleon lieferte. Henry legt in seinem zweibändigen Buch eine loyale Verehrung für jeden Gouverneur, Lowe natürlich eingeschlossen, an den Tag. Er redet von Sir Hudson als von einem viel verlästerten Mann, giebt aber zu, daß der erste Eindruck von dem Äußern des Gouverneurs auch auf ihn ein ungünstiger war und macht Anspielungen auf Lowe's brüskes, unhöfliches Wesen und auf den Ruf großer Strenge, der ihm anhaftete. Alles dies aber ist aufgewogen in den Augen des Autors durch das Talent Sir Hudson's, die beständigen von Longwood

ausgehenden Intriguen und Anschläge zu entdecken und denselben mit nie ermüdender Wachsamkeit zu begegnen. Diese Wachsamkeit leugnet wohl Niemand; allein für von Longwood ausgehende Anschläge und Intriguen giebt es, mit Ausnahme vom Briefschmuggel, keine Beweise. Viel Werth haben Henry's Angaben also nicht. Ihnen nahe steht das anonym erschienene Buch, welches den Titel „Edward Lascelles“ führt. Die ursprüngliche Meinung des Autors weicht der Gastfreiheit, die er im Hause des Gouverneurs findet, weicht der Liebenswürdigkeit von Lady Lowe; diese Umstände muß man bei der Lectüre des Buches wohl im Auge behalten.

Wir kommen nun zu Walter Scott, einem Hoch-Tory und Anhänger der Politik Liverpool's. „Es wäre,“ sagt dieser berühmte Schriftsteller, „vor allem nöthig, daß Sir Hudson Lowe sich selbst energisch vertheidigte . ., um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß er der hochveranlagte Mann war, dem allein ein so bedeutungsvolles Amt übertragen werden konnte.“ Lowe's Biograph, dessen eifriges Bemühen zu Gunsten Lowe's bei Denen nicht in Frage kommen könnte, welche der Lektüre seines Buches Stand hielten, ist doch schließlich genöthigt einzuräumen, daß — allerdings nur bei einer Gelegenheit — des Gouverneurs Anordnungen durch nichts veranlaßt und voreilig waren. Eine ähnliche Anschauung scheint jedoch, wenn auch unausgesprochen, in Bezug auf andere Gelegenheiten zu Tage zu treten.

Alison, eine andere starke Stütze der nämlichen politischen Richtung, meint doch, die Wahl Lowe's habe sich als eine unglückliche erwiesen. Lowe's Art und Weise, sich zu geben, wäre zu starr und ohne Entgegenkommen, seine inneren Eigenschaften wären nicht der Art gewesen, daß sie die Qualen Napoleons während seiner Gefangenschaft zu lindern beitrugen. Die Auswahl von „Sir Hudson Lowe“, sagt der Herzog von Wellington, „war verfehlt; Lowe war ein Mann, dem es an Erziehung, an Urtheil fehlte; er war beschränkten Geistes, es fehlte ihm jede Weltkenntniß und wie Alle, denen dieselbe fehlt, war er argwöhnisch und ängstlich.“ Dieses Urtheil ist sehr bemerkenswerth, denn Wellington war durchaus kein edelmüthiger

Feind, vielmehr der Meinung, Napoleon könne sich über Nichts beschweren.

Es sind auch andere unanfechtbare Zeugen, die den Gouverneur gut kannten und damals an Ort und Stelle waren, zum Worte zuzulassen; ihr Urtheil ist für uns entscheidend. Da ist namentlich Sir Pulteney Malcolm, der als Stations-Admiral und Kommissar fungirte. Malcolm war der Regierung treu ergeben und offenbar aufrichtig und loyal dem Gouverneur gegenüber. Das verhinderte aber nicht, daß der Gouverneur mit ihm in Streitigkeiten gerieth. Malcolm bemerkte, wie bereits erwähnt werden konnte, daß die Insel von Spionen des Gouverneurs wimmelte, daß Lowe ihn nicht als Gentleman behandelte, ihn mit allen Anzeichen unmotivirten Verdachtes in ein förmliches Kreuzverhör seine Unterhaltungen mit Napoleon betreffend, nahm. Die Herren trennten sich in sehr gereizter Stimmung von einander.

Die Kommissare waren dem Gefangenen im Allgemeinen nicht wohlgesonnen, dagegen bemüht, mit Lowe auf gutem Fuß zu stehen. Allein dies erwies sich mit der Zeit als rein unmöglich. Der Franzose Montchenu war der dem Gouverneur am günstigsten Gestimmte, er schreibt aber doch: „Es sollte mich nicht wundern, demnächst zu hören, daß Lowe's Fähigkeiten unter der ungeheuren Last der Vertheidigung eines völlig unzugänglichen Felsens erlegen wären. Was ist das für ein Mann! Ich bin überzeugt, daß, wenn man auf die Suche ginge, man seines Gleichen nicht finden würde."

Sturmer, der Oesterreicher, sagt: „Eine schlechtere Wahl zu treffen, würde kaum möglich gewesen sein. Schwierig müßte es sein, einen noch ungeschickteren, einen noch überspannteren, noch unangenehmeren Menschen zu finden. „Ich weiß nicht," sagt Sturmer, „wie es zugeht, daß Sir Hudson Lowe stets damit endet, mit aller Welt in Streit zu gerathen. Erdrückt von der Last seiner Verantwortlichkeit, martert und quält er nicht nur sich selbst unaufhörlich, sondern hat auch den Drang, Jedermann zu quälen." Dann wieder sagt er: „Lowe macht sich verhaßt; die Engländer scheuen ihn

und gehen ihm aus dem Wege, die Franzosen lachen über ihn, die Kommissare beschweren sich über ihn, Alle sind dahin einig, daß Lowe halb verdreht ist."

Balmain, der russische Kommissar, war ein bevorzugter Gast im Hause Lowe's, und heirathete schließlich des Gouverneurs Stieftochter. Allein er ist stets dabei, auf den unglückseligen Mann zu schelten. „Der Gouverneur," sagt er, „ist kein Tyrann, aber er ist eine Last, ist unvernünftig bis zur Unerträglichkeit." An anderer Stelle: „Lowe kommt mit Niemandem aus; er sieht überall Verrath und Verräther."

Daß Lowe seinerseits für die Kommissare Nichts übrig hatte, steht fest, sie repräsentirten ja eine von der seinigen getrennte Autorität. „Er hielt es für gut, zu schweigen, wenn sie Etwas sagten, begegnete ihnen aber mit einer unfaßbaren Grobheit." Darin läge allerdings noch kein Beweis, daß er für seinen Posten völlig ungeeignet gewesen wäre.

Eine von Lowe's Marotten den Kommissaren gegenüber ist zu komisch, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. Er hielt fest daran, mit ihnen in englischer Sprache zu verkehren. Montchenu, der kein Wort englisch verstand, beschwerte sich darüber, worauf Lowe, der sehr gut französisch schrieb, ihm das Lateinische, als die diplomatische Sprache des sechzehnten Jahrhundert, als Aushilfe vorschlug.

„Die Pflicht, Napoleon in Verwahrsam zu halten," sagt Walter Scott, „erforderte einen Mann von außergewöhnlicher Charakterstärke, der nie, auch nur für einen Augenblick, seinen Empfindungen sein Urtheil unterordnen durfte; er mußte gleichzeitig die Befähigung haben, Alles zu entdecken, auf Alles zu erwidern, was an falschen Argumenten vorgebracht werden konnte, um ihn der strikten und mannhaften Erfüllung seiner Pflicht abwendig zu machen. Zu diesen seltenen Eigenschaften aber hätte eine Seelenruhe gehört, welche beinahe eben so selten ist, auch jener Edelsinn, welcher, stark im Gefühl eigener Ehre und Unbescholtenheit, mit Gleichmuth und Mitleid auf

die täglichen, die stündlichen um allen Verstand bringenden Einflüsse blicken konnte, welche das ihnen ausgesetzte außerordentliche Wesen (Napoleon) in eine fortwährende, unerträgliche Aufregung hineinmarterten."

Diese bombastische, geschraubte Definition läßt sich auf Lowe nicht anwenden. Lowe war es in erster Linie, der durch eine Art Monomanie, durch die Angst vor Komplotten und Fluchtversuchen gemartert war: es war eine an Wahnsinn grenzende Angst! Wir meinen, man könnte aus den umfangreichen Angaben seines Biographen zur Genüge Beispiele seines Charakters herausschälen, ebenso wie seiner Ungeeignetheit für einen so schwierigen und ein klares Urtheil erfordernden Posten.

Montholon bietet dem Herrn Montchenu weiße und grüne Bohnen zum Anpflanzen an; dabei ist gewiß nichts Außergewöhnliches, allein Hudson Lowe ist anderer Meinung: er wittert ein Komplott, er sieht in diesem harmlosen Gemüse eine Anspielung auf die weiße Flagge der Burbonen und die grünfarbige, von Napoleon meist getragene Uniform. Er richtete daher den nachfolgenden Brief voll ernster Bedenken an Bathurst:

„Ob diese weißen und diese grünen Bohnen in Beziehung stehen zu der weißen Fahne der Burbonen und der grünen Uniform Buonaparte's, der grünen Livree seiner Diener in Longwood, kann ich nicht bestimmt sagen, allein der Marquis de Montchenu würde meiner Ansicht nach passender gehandelt haben, wenn er die Annahme der beiden Bohnenarten abgelehnt oder sich darauf beschränkt hätte, für die weiße allein zu bitten." „Sir Hudson Lowe," so erklärt Forsyth, „dachte, die Sache wäre von einer gewissen Bedeutung und kam nochmals in einem zweiten Brief an Lord Bathurst auf die Bohnen zu sprechen." Forsyth sogar macht dazu eine scherzhafte Bemerkung:

Hier noch ein weiteres Beispiel: ein junger Priester, der Corsica seine Heimath nannte und sich als Abgesandter von dort auf St. Helena eingefunden hatte, wurde besonders streng beobachtet, auch vielfach belästigt: hatte sich doch das Gerücht verbreitet, der An-

kömmling — ein Priester — könne weder lesen noch schreiben — sehr verdächtig! Als der junge Mann sich eines Tages im Reiten versuchen wollte und in nicht geringe Verlegenheit gerieth, als er bemerkte, daß er bei seinen ungeschickten Uebungen beobachtet wurde, da machte seine Verlegenheit einen im höchsten Grade verdächtigen Eindruck! Nun wollte es zudem auch noch der Zufall, daß der junge Mann ein grünes Jacket trug, welches entfernt dem Rock Napoleons ähnlich sah. Ueber alle diese „verdächtigen" Einzelheiten wurde dem Gouverneur Bericht erstattet. Forsyth ist der Meinung, daß es sich um einen Versuch gehandelt hätte, dem Kaiser ein Ebenbild zu schaffen und mit diesem den diensthabenden Offizier zu täuschen; es stünde fest, daß an jenem Tage, als die Reitversuche stattfanden, der Kaiser sein Zimmer nicht verlassen hätte, — das wäre offenbar im höchsten Grade verdächtig gewesen!

Welche Wichtigkeit Lowe diesen Vorgängen beilegte, ist nicht zu ersehen: die Annahme aber, daß der junge schwächliche Fremdling den damals so wohlbeleibten, auch schon bejahrten Kaiser hätte darstellen sollen, ist in der That weit hergeholt und zeigt, welchen verwirrenden Einfluß eine beständige Angst auf die geistige Thätigkeit eines Menschen ausüben kann.

Eines Tages waren Bertrand's Kinder zum Frühstück bei Montchenu. Der kleine Knabe sieht ein Porträt Ludwig XVIII und ruft: „Wer ist denn dieser Dickling?" Als man ihn aufgeklärt hat, fährt er fort; „O! das ist ein großer Spitzbube!" Das kleine Mädchen Hortense bekundet ihrerseits eine starke Abneigung gegen die weiße Cocarde, das Symbol der Partei, welche ihre Familie zu Grunde gerichtet hatte.

Es ist kaum glaublich, daß dieses kindische Geschwätz von dem mehr als gewissenhaften Gouverneur von St. Helena nach London an das auswärtige Amt berichtet wurde!

Balmain spricht von einer Aeußerung Lowe's, die nicht minder charakteristisch ist: „Dr. O'Meara," so ließ sich eines Tages der

Gouverneur vernehmen, „hat unverzeihliche Dinge begangen. Er unterrichtete diese Leute (in Longwood) von Allem, was sich in der Stadt, auf dem Lande, an Bord der Schiffe zutrug; er suchte förmlich nach Neuigkeiten für sie und schmeichelte ihnen auf's aller Schimpflichste. Dann händigte er auch im Auftrage Napoleons heimlicher Weise einem Engländer eine Tabaksdose ein. Eine Nichtswürdigkeit! Und ist es nicht ehrenrührig von diesem Grandissime-Kaiser, die Bestimmungen derart zu verletzen?"

Der Mann scheint wirklich über seiner Verantwortlichkeit und dem Bewußtsein, daß er sich vor den Franzosen wie vor seinen eigenen Landsleuten lächerlich machte, während sein Gefangener der Mittelpunkt von Bewunderung und Theilnahme war und blieb, den Verstand verloren zu haben. Stundenlang schlich er um Longwood herum als könne er nicht davon lassen, obwohl Napoleon es abgelehnt hatte, ihn zu empfangen. Er hatte im Ganzen nur sechs Zusammenkünfte mit Napoleon und diese in den ersten drei Monaten seiner amtlichen Thätigkeit. In den letzten fünf Lebensjahren Napoleons wechselten Beide kein Wort mit einander.

Napoleon wußte, daß er, sowie er mit seinem Kerkermeister, der ihm auch noch persönlich zuwider war, zusammentraf, alle Fassung verlor; er wußte auch sehr wohl, daß er sich durch seine Zornesausbrüche eine Blöße gab — deshalb ging er allen Begegnungen mit Sir Hudson aus dem Wege. Vier Tage vor der letzten — am 18. August 1816 — die einen überaus stürmischen Verlauf nahm, sagte Napoleon, was ihm ja auch Niemand verdenken kann, er wünsche den Gouverneur nicht zu sehen, weil er bei jeder Begegnung mit demselben verleitet würde, sich in einer Weise auszusprechen, die seiner Würde nicht entspräche. Am 18. erscheint Lowe in Longwood, Napoleon macht sich unsichtbar, Lowe aber besteht darauf, den „General Buonaparte" zu sehen; Napoleons Befürchtungen in Bezug auf seinen Mangel an Selbstbeherrschung bestätigen sich. Nach Beendigung der Unterredung kehrt indeß alsbald der alte Gleichmuth zurück; der Kaiser bereut es bitterlich, den Mann gesprochen zu haben und faßt

den Entschluß, an welchem er auch von nun an festhielt, auf keinen Fall wieder mit dem Gouverneur zusammenzutreffen.

Trotz all seiner Vorsichtsmaßregeln, die in einer förmlichen Verdachtsmanie ihren Ursprung hatten, war Lowe nicht im Stande, sein eigenes Hauspersonal zu überwachen — das ist sonderbar genug. Balmain ist überzeugt, daß Alles, was im Gouvernementsgebäude passirte, sofort in Longwood bekannt wurde, er bringt auch Beweise für seine Behauptung.

Von der unglaublichen Taktlosigkeit Lowe's war schon die Rede; hier ein schlagender Beweis: gleich nach Uebernahme seines Postens lud der Gouverneur Napoleon zum Diner ein. Das betreffende Schriftstück ist zu eigenartig, als daß wir es mit Stillschweigen übergehen könnten:

„Sollten die vom General Buonaparte getroffenen Anordnungen es zulässig erscheinen lassen, so würden Sir Hudson und Lady Lowe gern der Ehre seiner Gesellschaft zu einem Zusammentreffen mit der Gräfin am Montag um 6 Uhr entgegensehen. Sie ersuchen den Grafen Bertrand um die Güte, den General von dieser Einladung in Kenntniß zu setzen und Sir Hudson und Lady Lowe den Bescheid zuzustellen.“

Bertrand unterzog sich seinem Auftrage, der Kaiser aber bemerkte kurz:

„Das ist zu dumm! Antworten Sie garnicht.“

Die in dem Einladungsschreiben erwähnte Gräfin war Lady Loudon, die Gemahlin des Lord Moira, Gouverneurs von Indien.

Jemand, der einem Andern, der noch vor Jahresfrist den Thron Frankreichs innehatte, zu Tisch einladet, um „mit der Gräfin“ zusammen zu treffen, kann doch unmöglich auf der Höhe amtlicher Funktionen stehen, welche die größte Feinfühligkeit erforderten. Sir Hudson behandelte Napoleon wie einen englischen General außer Dienst und hielt es für eine liebenswürdige Herablassung, wenn er ihn einlud, „mit der Gräfin“ bei ihm zu Mittag zu speisen. Außerdem wußte er sehr

wohl, daß der Kaiser einen Titel, wie den angeführten, als eine Beleidigung Frankreichs sowohl wie seiner eigenen Person auffaßte.

Gedrängt von gastfreundlichen Gesinnungen und ohne Rücksicht auf die frühere Ablehnung erneuerte Sir Hudson drei Monate später den Versuch einer Einladung, und zwar zu der bei ihm stattfindenden Geburtstagsfeier des Prinzregenten. Bertrand, der dieselbe dem Kaiser auch diesmal übergeben sollte, lehnte ab, es zu thun. Lady Lowe war verständig genug mit vergnügter Miene zu erklären: „er will nicht zu uns kommen und ich kann es ihm durchaus nicht verdenken!“

Es ist kaum nöthig, die Zahl der Beispiele noch zu vermehren, um zu beweisen, wie wenig Sir Hudson für seinen Posten paßte. Wir entsprechen jedoch einem Gefühl von Genugthuung, indem wir darauf aufmerksam machen, daß Napoleon an seinem Feinde durch das Unglück, welches denselben verfolgte, gerächt wurde.

Die Billigung, welche Lowe für sein Verhalten seitens seiner Regierung fand, war eine nur kühle; es wurde ihm trotz seiner fortwährenden Eingaben nur wenig bewilligt: seine Gratifikationen waren und blieben dürftig und ungenügend. Georg IV schüttelte ihm zwar gelegentlich einer Kur die Hand aufs wärmste, verlieh ihm auch ein Regiment; vier Jahre später erhielt er dann das Kommando über die britischen Truppen auf Ceylon, allein das war auch Alles! Drei Jahre darauf kehrte er nach England zurück in der Hoffnung, seine Lage würde eine bessere werden; auf seiner Reise besuchte er St. Helena: das Haus zu Longwood diente damals schon profanen Zwecken. Durch einen Ferkelstall gelangte man zum Eingange, aus dem Billardzimmer hatte man einen Aufbewahrungsraum für Heu gemacht, die Stube, in welcher Napoleon starb, war zum Stall geworden. Von dem Garten, für welchen Napoleon so viel gethan, in welchem er sich auch noch in den letzten Lebenstagen aufgehalten hatte, war beinahe jede Spur verschwunden: es war ein Kartoffelfeld daraus geworden.

Welche Empfindungen den früheren Gouverneur bei diesem Anblick überkamen, ist schwer anzugeben, feststeht aber, daß Lowe in

London kein Entgegenkommen fand. Zunächst machte er seinem alten Gönner Lord Bathurst seine Aufwartung; dieser rieth ihm, sofort nach Ceylon zurückzukehren. Sodann fand sich Lowe beim Herzog von Wellington ein und bat, man möchte ihm versprechen, für den Gouverneurposten auf Ceylon baldigst seinen Nachfolger zu bestimmen. Wellington erwiderte, er könne, ehe nicht eine Vacanz vorlege, Nichts versprechen, fügte aber etwas zweideutig hinzu, daß keine politische Rücksicht ihn abhalten würde, Sir Hudson da zu verwenden, wo dessen Dienste von Vortheil sein könnten. Nun kam der Bittsteller um Pensionirung ein und wiederum lautete des Herzogs Antwort etwas zweideutig: weder das Parlament würde eine solche Bewilligung machen, noch Mr. Peel sich dazu verstehen, einen dahingehenden Antrag im Hause der Gemeinen zu stellen. Das war allerdings nicht sehr aussichtsvoll für einen Mann, der in den Augen Wellington's doch hart behandelt war. Als die Zeit seiner amtlichen Stellung auf Ceylon abgelaufen war, erhielt er weder einen anderen Posten, noch eine Pension.

Wir sind nicht über die Höhe seiner Belohnungen unterrichtet, feststeht jedoch, daß Hudson Lowe von Denen, welche ihn verwendet haben, schlecht behandelt worden ist.

Als O'Meara's Buch erschien, entschloß sich Lowe, gerichtliche Schritte zu thun, um seiner beleidigten Ehre zu genügen; er engagirte Copley und Tindal, die von ihm die schlimmsten Stellen des Buches einforderten, um darauf ihren Appell an die Gesetze zu begründen. Dies aber war leichter gesagt, als gethan, denn das Buch war mit „außerordentlicher Geschicklichkeit abgefaßt". Lowe sagt: „Wahrheit und Lüge waren so geschickt mit einander vermengt, daß ich es für außerordentlich schwierig hielt, in bündiger Form Widerspruch einzulegen."

Lowe fand dies in der That so schwierig, daß er zu lange mit seiner Widerlegung wartete. O'Meara hatte sein Buch im Juli 1822 veröffentlicht, erst zu Ende der Hilariusfeier 1823 erschienen Lowe's Advokaten mit ihrer Klage vor Gericht. Die Richter hielten dieselbe

für zu spät eingebracht — Lowe hatte für die entstandenen Kosten aufzukommen und — der Makel blieb auf seinem Ruf haften. Er machte auch fürder keinerlei Anstrengungen; den Worten seiner bewunderungsvollen Biographen entnehmen wir aber, „daß er an die Regierung Eingaben über Eingaben richtete um seiner Ehrenrettung willen, obwohl er in eigener Hand dazu die umfassendsten Mittel hatte.“ Diese „umfassenden Mittel“ scheinen in einer ungeheuren Masse von Schriftstücken gesteckt zu haben, welche zunächst dem Sir Harris Nicolas, dann aber Herrn Forsyth ausgehändigt wurden.

Als endlich die Rechtfertigung, das heißt Forsyth's „Gefangenschaft Napoleons“ erschien, um Lowe's besudeltes Andenken zu reinigen, war Lowe schon 9 Jahre todt. In drei umfangreichen Bänden sind Auszüge aus den unverdaulichen Schriften Sir Hudson's durch Forsyth — diesen ehrenwerthen Schriftsteller, welchen Brougham, auf ein früheres Werk desselben anspielend, seinen „theuersten Hortensius“ nannte — zusammengetragen. Es ist schwerfälliges, wirres, uninteressantes Zeug und doch war die Zeit, um welche es sich handelt, so hochinteressant: das lederne Buch ist mit einem ganz trockenen Index geschmückt. Wir möchten glauben, die Verdienstlosigkeit des Werkes käme mehr auf Rechnung des Helden, als auf Rechnung des Verfassers. Als eine Vertheidigungsschrift Lowe's können wir das Buch nicht gelten lassen — es ist nicht werth, gelesen zu werden.

Seaton aber hat, indem er das Material Forsyth's sichtete, eine geistvolle und werthvolle Widerlegung O'Meara's zu Stande gebracht.

Für den Forscher kann Forsyth's Buch nur insofern von Vortheil sein, als es Original-Dokumente vorlegt und durch diese die Unglaubwürdigkeit O'Meara's vielfach veranschaulicht ist.

Capitel VI.

Die Titelfrage.

Eine Besprechung von Lowe's Charakter rollt allerhand Fragen auf, namentlich auch über das Wesen der Unzuträglichkeiten, welche dem Kaiser Veranlassung zu Klagen gaben und über das Maaß der Verantwortung, welches dabei dem Gouverneur zufiel.

Es liegen drei Arten von Beschwerden des Gefangenen vor: diejenigen, welche die Titulirung, diejenigen, welche die Geldangelegenheiten und diejenigen, welche die Ueberwachung betrafen. Die Titelfrage war weitaus die wichtigste, denn sie umfaßte nicht nur den größten Theil aller Widerwärtigkeiten der Gefangenschaft Napoleons, sondern bildete auch eine unpassirbare Barriere für den Verkehr und ein absolutes Veto für Alles, was eine freundschaftliche Besprechung anderer Kümmernisse betraf.

Wir haben schon von der verfehlten Einladung gesprochen, welche Sir Hudson an Napoleon gerichtet hatte: es handelte sich um eine in der That große Ungeschicklichkeit! Der Gouverneur hätte sich doch selber sagen müssen, daß es eine Stelle in dem Einladungsschreiben gab, welche Napoleon abhalten mußte, von der Angelegenheit Notiz zu nehmen: der Kaiser wurde darin als „General Buona-

parte" bezeichnet. Dies war nach Napoleons Auffassung ein ihm zugefügter Schimpf.

Bald nach seiner Landung auf der Insel hatte Cockburn eine an den „General Buonaparte" gerichtete Einladung zum Ball erlassen. Als dieselbe von Bertrand überreicht wurde, hatte Napoleon dem Großmarschall bemerkt: „Sie müssen diese Karte an den General Buonaparte schicken; ich hörte zum letzten Mal von ihm bei den Pyramiden und am Tabor."

Für gewöhnlich nahm Napoleon die Sache nicht so leicht. Am Kaisertitel, sagte er, läge ihm so besonders viel nicht, allein wenn sein Anrecht darauf mißachtet würde, so halte er sich für gebunden, an der Titulirung festzuhalten. Wir sind außer Stande, den Grund ausfindig zu machen, aus dem diese ihm versagt wurde. Napoleon war von allen Mächten der Welt offiziell, mit Ausnahme von England, als Kaiser anerkannt worden; als erster Konsul hatte ihn auch England anerkannt und sich auch bereit finden lassen, zu Paris und zu Châtillon mit ihm in Friedensunterhandlungen zu treten. Napoleon war vom Papste selbst zum Kaiser gesalbt, er war zweimal feierlich gekrönt worden, das eine Mal zum Kaiser, das andere Mal zum König; er hatte die volle Sanktion, welche Ueberlieferung, Religion oder Diplomatie dem Titel als Kaiser nur bieten konnten, gefunden. Er war de facto der mächtigste Kaiser gewesen seit Karl dem Großen. In Frankreich waren alle Titel, die er verliehen hatte, die Herzogs- Grafen- und Rittertitel anerkannt; mit ihnen zugleich die souveräne Quelle, aus der sie stammten, als zu Recht bestehend aufgefaßt worden. Die Kommissare, welche bestimmt waren, Napoleon nach der Insel Elba zu begleiten, waren dahin instruirt worden, ihn „Kaiser" zu tituliren und ihm die entsprechenden Ehren zu erweisen. Wellington sogar pflegte in seinen Noten an Joseph diesen, der vom Kaiser zum Beherrscher Spaniens ernannt war, „König" zu tituliren.

Aus all diesen Gründen ist es unersichtlich, weshalb Englands Regierer Napoleon's Zugehörigkeit zur Kaste der Könige leugnen konnten — man müßte denn kleinliche Chikane als Grund annehmen.

Consalvi hatte in Wien 1814 die treffende Bemerkung gemacht: „Es ist nicht anzunehmen, daß der Papst nach Paris ging, um einen Strohmann zu salben und zu krönen.“

Die Weigerung Englands war der Ton, auf welchen die Politik seiner damaligen Regierer gestimmt war: eine zusammenhanglose Politik war es, eine Politik der Leidenschaft; wir haben ein sehr beachtenswerthes Anzeichen für die „Weisheit“ dieses Kabinets vor Augen; in jener Parlamentsakte, in welcher es heißt „um ihn erfolgreicher zu beaufsichtigen und zu verwahren“, ist vorsorglich von „Napoleon Buonaparte“ die Rede, als wolle man besonders erklären: Napoleon ist kein Franzose. Wäre es nicht lächerlich, so müßte hier Mitleid zum Worte kommen.

Cockburn hatte an Bord seines Schiffes, wie man hörte, mit der Farce den Anfang gemacht; sobald er gelandet war, antwortete er auf eine Zuschrift Bertrand's, in welcher dieser den „Kaiser“ erwähnt: „ich habe die Ehre, Ihnen den Empfang Ihrer Zuschrift vom gestrigen Tage zu bestätigen; in Folge derselben sehe ich mich genöthigt, Ihnen offiziell zu erklären, daß ich keine Kenntniß von einem sich auf dieser Insel aufhaltenden „Kaiser“ habe, oder von irgend sonst Jemandem, der mit uns an Bord des Northumberland hierher gekommen wäre und diesen Rang besäße. In Bezug auf Sie selbst und die anderen verdienten Offiziere in Ihrer Gesellschaft u. s. w.“ Einer von diesen „verdienten Offizieren“ war Napoleon. Cockburn schickte den Briefwechsel an Bathurst mit einem Begleitschreiben, in welchem er vom „General Buonaparte“ — „falls der Briefschreiber diesen mit der Bezeichnung „Kaiser“ gemeint hat“ — spricht. Selbst für Forsyth geht dies zu weit!

Lowe lieferte zu diesem kindischen Gebahren mit größter Gewissenhaftigkeit die Fortsetzung. Hobhouse schickte sein Buch über die „Hunderttage“ an Napoleon und schrieb auf die innere Seite des Buchdeckels die Worte: „Imperatori Napoleoni.“ Deshalb erfolgte die Konfiskation durch den Gouverneur, der sich seitdem Folgendes zur Richtschnur nahm: Briefe, welche mit der Kaiser-Titulatur von

Verwandten oder früheren Unterthanen für Napoleon eintrafen, ließ er passiren. Sobald aber ein Engländer der Absender war, geschah es nicht. Ein Herr Elphinstone, der dankbar für die seinem bei Waterloo verwundeten Bruder erwiesenen Aufmerksamkeiten war, schickte dem Kaiser aus China ein schönes Schachspiel. Lowe machte Schwierigkeiten, das Geschenk abzuliefern, weil die Figuren eine Krone und ein N zeigten — wir sind in der That versucht, anzufragen, ob denn das Leinzeug des Kaisers, das doch mit der mißfälligen Chiffre gezeichnet war, der Ehre der Wäscherei auf St. Helena theilhaftig werden durfte.

Es wäre leicht, Beispiele derartiger, von Lowe begangener Kindereien in Menge zu bringen; nur von einer sei noch die Rede. Es war drei Wochen vor seinem Tode, als der kranke Napoleon Coxe's „Leben Marlborourgh's“ als ein Zeichen seines Wohlwollens den Offizieren des 20. Regimentes überschickte. Unglücklicher Weise war das Buch von früherher mit dem Kaiserlichen Stempel versehen: deshalb wurde auf Anordnung des Gouverneurs das Geschenk abgelehnt.*)

Es ist beschämend, zu sehen, daß diese Erbärmlichkeiten Napoleon sogar noch überlebt haben. Die Gefährten des Kaisers wollten auf einer Metallplatte des Sarges die einfache Inschrift „Napoleon“ mit den Daten der Geburt und des Todes anbringen lassen. Lowe erklärte, dies nur unter der Bedingung gestatten zu können, daß die Inschrift „Napoleon Bonaparte“ lautete. Hierzu wollten sich die hinterbliebenen Gefährten nicht verstehen, weil der Kaiser sich nur Napoleon genannt hatte. So blieb denn jede Inschrift fort — es klingt unglaublich, ist aber doch wahr!

---

*) Die Offiziere des Regimentes sind, wie wir mit Vergnügen feststellen, dem Wunsche Sir Hudson's nicht ohne Weiteres nachgekommen, sondern haben sich mit einer Anfrage an den Höchstkommandirenden gewendet und dieser hat erklärt: ein solches Geschenk Napoleons an ein britisches Regiment wäre für dasselbe eine schmeichelhafte Auszeichnung. (Geschichte des 20. Regiments, S. 167.)

Wiederholt legt man sich die Frage vor, welche Gründe wohl die englische Regierung für ein so unritterliches, würdeloses Verhalten hatte. Scott läßt dieselben in Parade aufmarschiren und zwar in demselben melancholischen Rechtfertigungstone, mit dem er seinen Caleb Balderstone das Souper des Herrn auf Ravenswood auftragen läßt.

„Es ist kein Grund erfindlich," sagt er, „weshalb Großbritannien in theilnahmsvoller Höflichkeit seinem Gefangenen einen Titel beilegen sollte, welchen es ihm de jure verweigert hatte, als er de facto das französische Kaiserreich regierte."

Präciser ausgedrückt hätte diese Sentenz wohl lauten müssen:

Es ist kein Grund vorhanden, weshalb Großbritannien, da es eine Gegenleistung von seinem Gefangenen nicht zu erwarten hatte, diesem einen Titel beilegen sollte, welchen es bereitwillig anerkannt hätte, wenn dabei etwas zu profitiren gewesen wäre.

Großbritannien hatte die Lords Yarmouth und Lauderdale zu den Verhandlungen mit dem Kaiser im Jahre 1806 accreditirt; der Kaisertitel ist in den Protokollen des Congresses von Châtillon, zu welchem Napoleon und der Prinzregent ihre Bevollmächtigten entboten, gebührendermaßen zur Geltung gekommen und blieb die Unterzeichnung eines Vertrages zwischen Beiden nur in Folge des Verdachtes, oder der Unvernunft Napoleons, oder auch der Tücke des Schicksals aus.

Gegenüber den Vorgängen in den Jahren 1806 und 1814 ist es ein starkes Stück, wenn Scott erklärt: „bei keiner Gelegenheit, weder direkt noch indirekt, hätte Großbritannien den Titel seines Gefangenen als den eines souveränen Fürsten anerkannt." Sind denn Bevollmächtigte überhaupt bei andern als souveränen Fürsten oder bei Republiken accreditirt worden? Sind Bevollmächtigte von anderer Seite überhaupt bei Congressen zugelassen worden? Will man uns vielleicht glauben machen, daß, als Yarmouth und Lauderdale mit ihren Vollmachten nach Paris gingen, oder als Castlereagh und Caulaincourt die ihrigen zu Châtillon austauschten, die britische

Regierung nicht „direkt“ und „indirekt“ Napoleon als Kaiser anerkannt habe? Mit wem verhandelten denn Yarmouth und Lauderdale 1806 und Castlereagh 1814? Wir wissen von durchaus zuverlässiger Seite, daß bei den Verhandlungen, welche zum Frieden von Amiens führten, die britischen Bevollmächtigten angedeutet haben, ihre Regierung wäre bereit, den ersten Consul als König von Frankreich anzuerkennen. Napoleon begegnete ihnen mit taubem Ohr. Pasquier, ein vorurtheilsfreier Mann, weist darauf hin, daß in Châtillon Großbritannien, „welches so lange und so hartnäckig sich gesträubt hatte, Napoleon als Kaiser der Franzosen anzuerkennen, sich als diejenige Macht erwies, welche am meisten dazu drängte, mit ihm zu verhandeln wie mit einem Souverän, dessen Rechte unanzweifelbar anerkannt waren.“

Ferner: in welcher Eigenschaft und bei wem war denn Sir Neil Campbell auf Elba accreditirt? Durch das Protokoll vom 27. April 1814 hatte Großbritannien die Souveränetät von Elba anerkannt. Wer war denn der Souverän? War es etwa der „General Buonaparte“? Sir Neil unterzeichnete ja doch Dokumente, in welchen von „Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon“ die Rede war!

Wahr ist es ja, daß Großbritannien in Berücksichtigung des Umstandes, daß sich ganz Europa vor Napoleon beugte, Veranlassung hatte, gewissermaßen stolz darauf zu sein, daß es nie sein Knie gebeugt und Napoleon nie formell anerkannt hatte. Dies war ja ein Erfolg seiner Politik und hatte für Napoleon große Unannehmlichkeiten.

Darum aber ist es doch nicht minder wahr, daß ihm die Gelegenheit geboten war, eine Hochherzigkeit an den Tag zu legen, die ihm nichts gekostet und es höher gehoben hätte; durch Gunstbezeugung dem besiegten Feinde gegenüber hätte es sich einen Ehrentitel erworben, welchen es nie dem triumphirenden Souverän des Westens als rechtmäßig zustehend hatte bewilligen wollen.

„Der wirkliche Grund aber,“ so läßt sich Walter Scott weiter vernehmen, „liegt viel tiefer. Wäre Napoleon einmal als Kaiser anerkannt gewesen, so verstand es sich von selber, daß er auch als

Kaiser behandelt werden mußte; dann aber war es unmöglich, Bestimmungen zu treffen, wie sie seiner sicheren Ueberwachung wegen nothwendig waren." Eine Regierung, die einen solchen Grund für „tief" hielt, müßte eine recht einfältige gewesen sein. Sie hätte ja etwaigen übermäßigen Ansprüchen Napoleons nur Präcedenzfälle gegenüber zu halten brauchen, Vorfälle aus seiner eigenen Regierung; obwohl nach unserer Auffassung es sowohl der Wahrheit als der Höflichkeit entsprochen hätte, zu erklären, daß in diesem Falle die Umstände ebenso wenig ihres Gleichen hätten, als der Gefangene selbst einen Vorgänger hatte. Es ist in der That nie zuvor der Friede und die Sicherheit der Welt von der Bedingung der Einkerkerung eines einzelnen Individuums abhängig gewesen!

Für eine Regierung, welche sich gern auf Präcedenzfälle berufen wollte, würde sich z. B. die scharfe Gefangenschaft, welche der König Ferdinand von Spanien in Valençay über sich ergehen lassen mußte, zu empfehlen gewesen sein. Napoleon konnte dabei allerdings darauf hinweisen, daß er Ferdinand nicht als König anerkannt gehabt hätte, obwohl Ferdinand durch die Abdankung seines Vaters, durch die Zustimmung des spanischen Volkes und auf Grund von Erbrechten König war. Napoleons Entgegnung hätte unserer Regierung eine Stütze geboten, denn sie brauchte nur darauf hinzuweisen, daß auch sie ihn nicht anerkannt habe.

Noch ein bedeutsamerer Präcedenzfall liegt vor: es giebt einen Souverän, der mit seinen Prärogativen eben so hoch über jedem Kaiserreich, über allen irdischen Thronen und Reichen steht, wie diese über ihren Unterthanen: es ist der Papst. Der Papst beansprucht eine Autorität, die nur — wenn überhaupt — der der göttlichen Weltregierung nachsteht: er beansprucht, der Vice-Regent und Vertreter Gottes auf Erden, der Verleiher und Aberkenner aller Kronen zu sein. Napoleon that sich darauf zugut, ein gesalbter Souverän zu sein: der Papst hatte ihn gesalbt! Dieser Oberherr über alle Souveräne war, ohne seines erhabenen Charakters beraubt zu sein, von Napoleon in Gefangenschaft gesetzt worden, und zwar nicht so,

wie Napoleon in Gefangenschaft gesetzt war, sondern so, wie Uebelthäter eingesperrt zu werden pflegen. Damals gab es keine müßigen Erörterungen über die Mißachtung vor einem gekrönten Haupte oder auf der anderen Seite über eine Verleugnung der päpstlichen Würde. Der Träger der dreifachen Krone wurde von Napoleon hinter Schloß und Riegel gesetzt, weil es Napoleons Plänen entsprach, gerade so wie Napoleon im Interesse und zur Sicherheit der Coalition in Gewahrsam gethan wurde.

Wir können nicht in Abrede stellen: Napoleon hat zur Genüge Beweise geliefert, daß er es nicht für unmöglich hielt, einen Kroninhaber gefangen zu halten, ohne „dessen Ansprüche auf die seinem Titel zustehende Immunität“ zu respectiren und daß er nicht in der Lage war, ein Argument beizubringen, welches unsere Regierung nicht leicht hätte umdrehen können wie einen Spieß.

„Aber“, so meint Sir Walter, „wenn er nun als Kaiser von Frankreich anerkannt gewesen wäre, von welchem Lande war denn Ludwig XVIII der König?“

Zunächst wäre zu bemerken, daß Napoleon sich niemals Kaiser von Frankreich genannt hat, auch wünschte er jetzt nur „Kaiser Napoleon“ genannt zu werden. Niemand könnte doch dafür halten, daß dieser Titel dem derzeitigen Inhaber des französischen Thrones zu nahe träte und derselbe war ja ohne allen territorialen Zusatz, vielleicht konnte man sich dabei einen „Kaiser von Elba“ vorstellen

Vor Allem wolle man auch daran denken, daß die englischen Minister eine Regierung repräsentirten, die eben den Fehler begangen hatte, gegen den sie jetzt glaubte vorgehen zu sollen. Ueber 40 Jahre lang hatte der regierende Souverän Englands sich König von Frankreich genannt, obwohl dort Ludwig XV und Ludwig XVI drei Viertel der Zeit auf dem Throne saßen. Für 33 Jahre bis 1793 gab es zu gleicher Zeit zwei Könige von Frankreich, von denen der britische König der unberechtigte Prätendent war. Den britischen Titel „König von Frankreich“ ließ man erst, als Napoleon Consul war, fallen (die Vereinigung mit Irland bedingte einen neuen Titel),

nicht unwahrscheinlich war wohl auch die Absicht bestimmend, sich die Consular-Regierung günstig zu stimmen.

Es ist merkwürdig, daß ein so bewanderter Alterthumsforscher wie Scott dies Alles vergessen haben sollte; jedenfalls ist es ein Glück für die englische Regierung, daß sie Walter Scott's verspätete Einwendung nicht vor Napoleon selbst zur Geltung brachte; dieser hätte sich ja wie ein Falke auf eine so selbstmörderische Streitfrage gestürzt. Er hätte daran erinnert, daß er ausdrücklich Carl IV die königliche Würde belassen hätte, obwohl er seinen Bruder Joseph auf den Thron von Spanien setzte.

Sir Walter — wir kommen immer wieder auf ihn zurück, weil seine Erörterungen etwas so Ansprechendes und Plausibles haben — spricht Napoleon den Titel Kaiser ab — nicht nur in Beziehung auf Frankreich, sondern auch in Beziehung auf Elba. „Napoleons Bruch des Pariser Vertrages war seinem Wesen nach eine Verzichtleistung auf das Kaiserreich und Elba, die Wiederbemächtigung des Kaiserreichs, Frankreich aber so ganz außerhalb der Zugeständnisse der Alliirten, daß der Congreß zu Wien Napoleon für vogelfrei erklärte." — Wir wissen nichts von einer Verzichtleistung — weder von einer formellen noch einer dem Wesen nach erfolgten — auf den Titel eines Kaisers von Elba. Als Napoleon in Fréjus landete, war er in aller Form, wie wir annehmen dürfen, der Kaiser von Elba, welcher den König von Frankreich mit Krieg überzog.

Wahr ist es ja, daß der Congreß von Wien Napoleon für vogelfrei erklärt hatte. „Indem Bonaparte das Abkommen brach, welches ihn auf der Insel Elba untergebracht hatte, hatte er das einzige Anrecht, an welchem sein Leben hing, vernichtet .... Die Mächte erklären daher, daß Napoleon Bonaparte sich selbst außerhalb des bestehenden Rechtes gestellt und als Feind und Störer des Weltfriedens sich der öffentlichen Rache ausgeliefert hat." In der That ein inhaltschweres Anathema! Die Flüche des mittelalterlichen Papstthumes, der über Spinoza von dem empörten Judenthum gefällte Urtheilsspruch waren wohl detaillirter, aber nicht so effektvoll. Die

erste Bresche in die Bonaparte auf der Insel Elba unterbringende Convention war nicht von seiner, sondern von der andern Seite gelegt worden. Für Napoleon war es doch sehr wesentlich, daß er auf Elba leben konnte. Diesen Umstand im Auge, hatten die Unterzeichner von jenen Pariser Abmachungen bestimmt, daß er ein Einkommen von 2 Millionen Francs, eingetragen im großen Schuldbuch Frankreichs, seine Familie 2½ Millionen, sein Sohn als Erbe die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla nebst dem Titel als Fürst der genannten Staaten erhalten sollten.

Nicht eine dieser Bestimmungen, welche eine Entschädigung für seine Abdankung darstellten, war, als Napoleon Elba verließ, innegehalten worden. Weder er, noch seine Verwandten erhielten auch nur einen einzigen Franken. Die Kaiser von Rußland und Oesterreich, sowie Lord Castlereagh drangen in Talleyrand, den Vertragsbestimmungen nachzukommen; sie sahen dies als eine Ehrensache und Pflicht an. Talleyrand antwortete ziemlich confuse, daß es eine Gefahr in sich schlösse, Mittel zu liefern, welche zu allerhand Ränken verwendet werden möchten. Seinem Herrn deutete er an, daß die Mächte es ernst zu nehmen schienen und daß es möglicher Weise zu einem Arrangement kommen möchte, dahin gehend, daß England die Fonds liefere. Es ist eine schmachvolle, treubrüchige Geschichte: die Schuld liegt nicht an Napoleon. Auf die in seinem Namen ergangene Aufforderung zur Zahlung der Gelder erfolgte nicht einmal eine Antwort von der französischen Regierung. Napoleon wies auf St. Helena nach, daß nicht weniger als zehn klar zu Tage liegende Fälle von Contractbruch seitens der Verbündeten vorgelegen haben. Lafayette, ein verbissener Gegner des Kaisers, meint, es schiene eine feststehende Regel in der Politik der Bourbonen zu sein, Napoleon zu einer verzweifelten That zu bringen. Napoleons Familie, bemerkt ferner der Marquis, wurde ausgeplündert. Es wurde ihr nicht allein das ausgeworfene Einkommen nicht gezahlt, sondern das Ministerium that sich noch förmlich Etwas zu Gute auf seinen Treubruch. Napoleons Ueberführung nach St. Helena, behauptet Lafayette, troß

erhobenen Widerspruches wäre verlangt worden, Napoleon hätte unter der Hand, als der Plan dicht vor seiner Ausführung stand, Kenntniß davon erhalten. Anschläge auf sein Leben fanden eine günstige Aufnahme; wir lassen dieselben, da es sich hier lediglich um das Abkommen handelt bei Seite, wir wünschen nachzuweisen, daß die Alliirten es waren, die das Abkommen von Fontainebleau brachen, daß Napoleon solange an ihm festhielt, bis die Nichterfüllung erwiesen war; erst dann verließ er Elba und landete in Frankreich. Er kann in Wahrheit behaupten, daß die Noth in Folge der Nichterfüllung des Vertrages ihn von Elba verscheucht hat. Die Behauptung der Alliirten, sie hätten Napoleon „wegen Vertragbruches" für vogelfrei erklärt, ist durchaus unzulässig. Wäre die Erklärung eine international berechtigte, so müßten zunächst die Verbündeten für vogelfrei erklärt worden sein.

Nachdem die Aechtung Napoleons ausgesprochen war, hatte sich die Lage der Dinge wesentlich zu des Kaisers Gunsten verschoben. Frankreich hatte durch Plebiscit seine That gebilligt. Nun ist es ja gebräuchlich, geringschätzig über Plebiscite zu denken, sie sind auch nicht immer zuverlässig — allein hier war ein Plebiscit der einzig mögliche Ausdruck der öffentlichen Meinung in Frankreich, die einzige mögliche Form der Billigung, die einzige Art, wie Frankreich dem Geschehenen seine Ratification ertheilen konnte. Ja, der Wille des Volkes verzieh oder billigte Napoleons Rückkehr, ebenso gab das Volk seine Einwilligung dazu, daß die Bourbonen in aller Stille sich außer Landes machten: es rührte sich keine Hand, um sie zurückzuhalten oder sie zu vertheidigen.

Man kann allerdings nicht erwarten, daß die Coalition etwas so Gleichgültiges wie ein Plebiscit, wie die Willensäußerung eines Volkes, in Erwägung ziehen würde; aber es ist schwer einzusehen, weshalb die Wahl des Volkes als außerhalb der Grenzen der Billigkeit liegend aufgefaßt werden soll, während der von der Nation Abgelehnte, der wissentliche Verächter des Vertrages von Fontainebleau, mittelst großen Apparates wieder auf den Thron gesetzt wurde.

Wenn bei dieser Gelegenheit die brittische Regierung sich als schäbig und erbärmlich erwies, war Napoleon nicht noch schäbiger, noch erbärmlicher? Was war ein Titel für Den, dessen Name hochstand, dessen Ruhm gesichert war? Hätte sich Lord Bacon darüber grämen sollen, daß er nicht als „Viscount of Albans" bekannt war? Niemand würde je darnach fragen, meinte Pitt, ob Nelson Baron, Viscount oder Earl war.

Mit dieser Anschauung sind wir vollkommen einverstanden: Napoleon war auf eine geschichtliche Höhe erhoben, welche die Region der Titel weit hinter sich ließ. Der Name General Bonaparte — der junge Aar, der dem Ruhm das Herz aus der Brust gerissen — hat unserer Meinung nach den Vortritt vor dem „Ersten Consul" oder dem „Kaiser".

Wir wollen uns an dieser Stelle erinnern, daß Carl V, als ihm angezeigt wurde, daß der Reichsrath seine Verzichtleistung angenommen hätte, ausrief: „Der Name Carl ist genug für mich, der ich von nun an nichts bin." Er wünschte, daß für die Folge er nicht als Kaiser, sondern als Privatperson angeredet würde; er ließ sich Siegel machen ohne Krone, ohne Adler, ohne Fließ, ohne Devise, und lehnte Blumen, welche man ihm zugeschickt hatte, weil sie in einem mit einer Krone geschmückten Korbe lagen, ab.

Hinzuzufügen ist noch, daß Napoleon von seinem eigenen Neffen, Napoleon III, als „Emporkömmling-Kaiser" bezeichnet wurde. Carl V, dem Eroberer der halben Welt, dem Nachkommen von hundert Königen, konnte es gleichgültig sein, wie er nach seiner Abdankung genannt wurde, sein Blut, seine Geburt konnte ihm Niemand nehmen. Carls Wunsch war der, Mönch zu werden; er hatte die Welt verlassen, sein Blick war auf den Himmel gerichtet — er hatte die ganze Welt verloren, um seine eigene Seele zu gewinnen. Auf den zweitgeborenen Sohn eines corsischen Advokaten mit großer Familie und geringen Mitteln lassen sich freilich diese Betrachtungen nicht anwenden. Die Gewohnheiten, das Gefühl der Souveränetät war bei ihm, der durch gigantische Anstrengungen dazu gelangt

war, stärker, die Souveränetät war werthvoller für ihn als für Den, welcher diese Dinge ohne Frage, ohne Mühe erbte. Napoleon ging in seiner Idiosynkrasie soweit, daß jener sein Gebahren für absurd gehalten hätte.

Bertrand, der „Großmarschall“ in seiner Hütte auf St. Helena, bewahrte das Sanctum der Etikette, sodaß wir nicht selten der Aufführung einer Offenbach'schen Operette beizuwohnen meinen. Im Purpur geborene Fürsten wären vor solchen Dingen zurückgeschreckt. Für Napoleon repräsentirte der Kaisertitel die Krone, erinnerte an den Höhepunkt seiner erstaunlichen Laufbahn — Napoleon hat es abgelehnt, ihn auf die Aufforderung eines Fremden, eines Feindes fallen zu lassen.

Napoleon sah, und wir glauben mit Recht, in der Versagung des Kaisertitels eine Geringschätzung des französischen Volkes, eine verächtliche Abweisung des Rechtes der Franzosen, ihren Souverän zu wählen, einen Versuch, glorreiche Jahre der französischen Geschichte zu ignoriren, den Entschluß, die glänzende Decade der napoleonischen Regierung auszustreichen. Wenn er nicht Kaiser sein sollte, pflegte er zu sagen, so könne er auch nicht der General Bonaparte sein, denn die französische Nation habe dasselbe Recht, ihn zum Souverän wie zum General zu machen. Habe er auf den einen Titel kein Recht, so habe er es auch auf den andern nicht. Wir glauben, daß er, indem er den Titel als Ausdruck des souveränen Rechtes und der Unabhängigkeit des französischen Volkes hinstellte, in vollem Recht war.

Er ist in diesem Punkte in der That unangreifbar. Scott wirft etwas unbedacht die Frage auf, warum Napoleon, der sich doch in England incognito habe niederlassen wollen, wie Ludwig XVIII, der dort als Graf Lille lebte, sich nicht bereit finden ließ, auf St. Helena incognito zu leben. Das ist eine überraschende Frage im Munde von Jemandem, der, wie Scott, den Vorzug hatte, „die Korrespondenz des Sir Hudson Lowe mit der Regierung Sr. Majestät auf Grund einer gütigen Verfügung von Lord Bathurst, früherem Kolonialminister, einsehen zu dürfen.“ Es steht fest, daß Napoleon

im September oder Oktober 1816, bezugnehmend auf einen acht Monate zuvor durch Montholon an Cockburn gemachten Vorschlag, sich dahin erklärt hat, den Namen „Oberst Muiron"*) oder „Baron Duroc" annehmen zu wollen. Es geschah dies in Beantwortung einer Zuschrift des Gouverneurs vom 3. Oktober an O'Meara: in derselben sagte Sir Hudson: „Wenn er (der Kaiser) einen fingirten Namen anzunehmen wünscht, warum bringt er keinen in Vorschlag?"

Die Verhandlungen wurden durch O'Meara geführt und nahmen einige Wochen in Anspruch. Ein- oder zweimal schienen die hohen Contrahenten dicht vor der definitiven Einigung angelangt, allein da unzweifelhaft Sir Hudson Zeit zu gewinnen suchte, um an seine Regierung zu berichten, so kam es vorläufig zu keinem Resultat. Lowe hätte nach Montholon den Titel „Graf von Lyon" vorgeschlagen, welchen Napoleon jedoch ablehnte. „Ich kann," sagte er, „mir wohl den Namen eines Freundes leihen, kann mich jedoch nicht hinter einen feudalen Titel verstecken." Das war ja durchaus erklär-

*) Anmerkung des Uebersetzers. Es existiren zwei Briefe des General Bonaparte aus der Zeit des ersten italienischen Feldzuges, in welchen er von seinem bei Arcola gefallenen Adjutanten, dem Artillerie-Obersten Muiron, spricht. Der eine ist an die Wittwe Bürgerin Muiron gerichtet; er enthält neben Beileidsbezeugungen das Anerbieten, für die Kinder sorgen zu wollen, der andere Brief einen Bericht aus Verona an das Direktorium, welcher einen kurzen Abriß der militärischen Laufbahn des Gefallenen enthält. Wir entnehmen ihm folgende Daten: Bonaparte und Muiron dienten während der Belagerung von Toulon in derselben Artillerie-Abtheilung. „Muiron drang durch eine Schießscharte in die berühmte englische Redoute und wurde verwundet." — Am 13. Vendémiaire kommandirte Muiron einige Batterien. „Ich fragte ihn," berichtet der Sieger von Arcola, „ob die Regierung auf ihn zählen könne." „Ja, erwiderte Muiron, ich habe geschworen, die Republik zu stützen und werde meinem Vorgesetzten gehorchen ..." „Er war an diesem Tage, der die Freiheit rettete, sehr nützlich ... Seit Anfang des italienischen Feldzuges hatte ich den Bürger Muiron zum Adjutanten, er hat bei fast allen Vorgängen wesentliche Dienste geleistet, endlich ist er mit Ruhm auf dem Schlachtfelde von Arcola gefallen." — Es ist, wie man sieht, in diesem offiziellen Bericht keine Rede davon, daß der Oberst in der Schlacht mit seinem Körper den General vor mörderischen Kugeln geschützt und so den Tod gefunden habe. Diese Lesart findet sich im „Mémorial de St. Hélène III, 201: „Muiron, aide de camp du général en chef, fut tué couvrant de son corps son général. Mort héroique et touchante!"



lich, allein Napoleon hatte hier noch einen ganz besonderen Grund. Ueber den vorgeschlagenen Namen kam es nämlich zu Besprechungen und Napoleon war Anfangs der Annahme desselben nicht durchaus entgegen, allein Gourgaud hatte Einwendungen: es wäre doch geradezu lächerlich, meinte er, wenn der Kaiser, da die Domherren von Lyon „Grafen von Lyon“ wären, ein kirchliches Inkognito annehmen würde. Dies war ausschlaggebend. Inzwischen hatte der Gouverneur über die Frage nach Hause berichtet. Wir wissen nicht, in welcher Fassung es geschah, charakteristisch ist es jedenfalls, daß Forsyth in seinen Kompilationen nur die Antwort Bathurst's abdruckt. Diese aber ist geradezu erstaunlich. Napoleon hatte einen einfachen und harmlosen Ausweg vorgeschlagen, um den fortwährenden Aerger los zu werden und ein unbedingtes Hinderniß für den Verkehr zu beseitigen: der Gouverneur ignorirte ja alle Schriftstücke, in denen der kaiserliche Titel vorkam, Napoleon seinerseits ignorirte alle anderen.

„Was General Buonaparte's Vorschlag betrifft“, schreibt Lord Bathurst, „so werde ich Ihnen weiter keine Instruktion ertheilen. Es ist hart, den Vorschlag abzuschlagen, es könnten aber andererseits durch eine formelle Annahme desselben alle möglichen Unzuträglichkeiten entstehen.“

Wir können uns kein Bild von den Unzuträglichkeiten machen, welche der Kolonialminister befürchtete. Forsyth aber war so glücklich, aus den ihm zur Verfügung stehenden Quellen den Standpunkt des Ministers zu errathen; die Annahme eines Inkognito ist, wie es scheint, „ein Vorrecht der Monarchen; die britische Regierung aber war nicht in der Lage, dem General Buonaparte auch nur indirekt Monarchenrechte einzuräumen.“ Das eigenartige Privilegium des Inkognito aber benutzen doch auch reisende Privatpersonen, namentlich auch Gauner, welche sogar einen ausgiebigen Gebrauch davon machen sollen. Man könnte in ebenso scharfsinniger Weise einem Squire vom Lande das Recht absprechen, von seinem Wildpächter „Sir“ angeredet zu werden, weil das nur Prinzen zustände, als man dem Kaiser die Annahme eines Namens verweigern könnte, weil

Souveräne und Andere auf Reisen einen Inkognito-Namen führen.

Wie es kam, daß die Sache schließlich im Sande verlief, ist nicht aufzuklären. Jedenfalls hatte Napoleon sein Bestes gethan; mehr zu thun war für ihn unmöglich. Tadel und Verantwortung für alle weiteren Unannehmlichkeiten in Bezug auf die Titulatur treffen nicht ihn, auch nicht Lowe, dessen Aufforderung uns vorliegt, sondern die Minister Georg IV.

Lowe, nebenbei bemerkt, hat noch einen charakteristischen, von ihm allein herstammenden Vorschlag zur Beilegung der Schwierigkeiten gemacht, dahingehend, Napoleon solle den Titel „Excellenz", wie ihn die Feldmarschälle führen, erhalten. Dieser scharfsinnige Vorschlag hatte aber keine Folgen; und so übernahm er es denn eigenmächtig, den gordischen Knoten zu durchhauen, den Namen „General" fallen zu lassen und an dessen Stelle den Namen „Napoleon" zu setzen: von nun an nannte er den Kaiser „Napoleon Bonaparte", ähnlich wie etwa „John Robinson".



Capitel VII.

Die Geldfrage.

Von der Frage der Titulirung, welche wir eingehend zu behandeln für nöthig hielten, weil sie die Wurzel alles Uebels auf St. Helena war kommen wir jetzt zur Geldfrage, die wir glücklicher Weise — es ist nämlich die garstigste von allen St. Helena-Fragen — kürzer behandeln können.

Die Titulirungsfrage steht in gewissen Beziehungen zur Geldfrage, denn unsere Regierung wird wohl der Ansicht gewesen sein, daß, wenn Napoleon als abgedankter Monarch behandelt würde, ihm eine kostspielige Versorgung zustände — der Krieg hatte schon viel Geld gekostet, der Gefangene durfte nur wenig kosten.

Die größte Ausgabe war zunächst Sir Hudson selbst mit einem Jahresgehalt von 12000 Pfund Sterling; für Napoleon und sein Gefolge, im Ganzen 51 Personen, sollten 8000 Pfund Sterling genügen. Sollte Napoleon mehr brauchen — nun so mußte er selbst dafür aufkommen. Die wirklichen Kosten scheinen sich aber doch auf jährlich 18000 oder 19000 Pfund Sterling belaufen zu haben. Lowe giebt dabei zu, daß Napoleons eigene Bedürfnisse sehr gering waren.

Auf der Insel gab es nicht viel, Alles was es gab, aber war hoch im Preise. Lowe erklärt auch, daß Bathurst's Ausgaben-Grenze eine unmögliche wäre. In einer Anwandlung von Großmuth stellte er den Gefangenen auf eine seinen eigenen Gehaltsbezügen gleiche Stufe, d. h. auf 12000 Pfund, eventuell sogar mehr. Es ist darauf hinzuweisen, daß in diesem Punkte Lowe weniger knauserig war, als sein Chef Lord Bathurst.

Inzwischen aber ereignete sich Mancherlei. Lowe erhält von Bathurst den Befehl, die Ausgaben für die 51 Leute herabzusetzen auf 8000 Pfund jährlich. St. Helena war dabei nach übereinstimmenden Aussagen der theuerste Ort auf der ganzen Welt; jeder Artikel, Nahrungsmittel eingeschlossen, war um das vierfache theurer, als anderswo.

Lowe richtete erhaltener Instruction gemäß eine Verfügung an Montholon, den Verbrauch von Wein und Fleisch betreffend. Napoleon scheint die Angelegenheit in ihrem damaligen Stadium in durchaus passender Weise behandelt zu haben. Er sagte nämlich zu Montholon: „mag er doch thun, was er will, solange er nicht zu mir über die Sache redet und mich in Ruhe läßt.“

Sogar Sir Walter Scott beklagt es, daß Lowe's lebhaftes Pflichtgefühl Veranlassung wurde, über diese Dinge mit Napoleon zu sprechen. „Wir wünschten,“ so drückt sich Sir Walter aus, „der Gouverneur hätte es vermieden, über die Ausgaben der Inhafthaltung mit Napoleon persönlich zu verhandeln.“ Der Kaiser aber sagte recht klar und deutlich: „er feilscht in erbärmlichster Weise um die Kosten unserer Existenz.“ Als Bertrand um eine Verdoppelung der Lieferungen zu Gunsten der Dienerschaft ersuchte, bemerkte Napoleon: „Warum die Engländer in unsere häuslichen Angelegenheiten einweihen? Europa hat seine Fernrohre auf uns gerichtet . . . der Gouverneur wird es herausfinden . . . die französische Nation wird geradezu beschimpft.“ Gleichzeitig aber wies es Napoleon nicht von der Hand, wie er es als regierender Kaiser gethan haben würde, nach seinem Verwalter rufen zu lassen und mit ihm abzurechnen.

Er versuchte es und es gelang ihm auch, einige Streichungen vorzunehmen, allein mit seinem Kerkermeister über diese Dinge zu berathen — das war ihm unmöglich.

Nun schreibt Lowe abermals und Napoleon, der sich inzwischen von der Beköstigung seiner Dienerschaft durch Augenschein Kenntniß verschaffte, hatte herausgefunden, daß in der That nicht genug zu essen da war, — diese Mittheilung fällt allerdings der Verantwortung von Las Cases anheim — so unwahrscheinlich ist es nicht, daß das Haushaltungspersonal eine Demonstration gegen die neuen Einschränkungen ins Werk gesetzt hatte. Sei dem wie ihm wolle, Napoleon ordnet an, daß sein Silbergeschirr verkauft werde, Montholon bittet, es nicht zu thun und befolgt den Befehl schließlich nicht in vollem Umfange. Drei viertel des Silbers aber wird in der That verkauft, Lowe selber spielt den Taxator und bestimmt den Preis. Montholon läßt nunmehr das Mittagessen in gewöhnlichem Geschirr serviren. Napoleon schämt sich seiner selbst, er ekelt sich vor dem Essen — als junger Mann hatte er freilich kein anderes Geschirr! „Wir sind doch große Kinder“, bemerkte er. Seine Freude aber ist allerdings eine kindliche zu nennen, als am anderen Tage Montholon mit dem verheimlichten Geschirr zum Vorschein kommt — als das Lieblingsgeräth wieder auf der Tafel steht.

Dieser Silberverkauf hatte dem Gouverneur einen heilsamen Schrecken eingejagt. Er drückte Montholon, wie dieser berichtet, sein lebhaftes Bedauern aus, und war in sichtlicher Angst, daß ihn ein Tadel wegen des viel Aergerniß erregenden Vorfalles treffen möchte. Jedenfalls blieb Napoleon der Herr des Schlachtfeldes und weitere Unannehmlichkeiten des Geldes wegen kamen nicht vor.

Der ganze Vorgang war natürlich nur eine Comödie gewesen. Napoleon brauchte keinen einzigen Löffel zu verkaufen. Er hatte Fonds genug in Paris und sogar auf St. Helena. Tadeln aber können wir ihn nicht. Er führte wider die englische Regierung einen Kampf, und man kann nicht behaupten, daß diese im Recht war. Ihm standen keine Waffen zur Verfügung, Alles was er thun konnte,

beschränkte sich darauf, daß er auf die eine oder die andere Art an die Außenwelt appellirte. Dies that er, indem er den Verkauf seines Silbergeräthes anordnete. Der Vorgang mußte zur Kenntniß jedes Bewohners der Insel kommen: dies konnte Lowe nicht verhindern. Die Nachricht mußte sich über ganz Europa verbreiten.

Trotz seiner Hülflosigkeit gewann also Napoleon auch diese Schlacht und wir können ihm eine gewisse Bewunderung nicht versagen. Später, in engeren Grenzen, machte er noch einen ähnlichen Versuch: Brennmaterial für Longwood wurde nur knapp geliefert, deshalb befahl Napoleon einem seiner Diener, Noverrazi, er solle seine Bettstelle zerschlagen und verbrennen. Dies aber machte unter den „Yamwurzeln“ — ein Spitzname für die Bewohner St. Helena's — ein ganz gewaltiges Aufsehen, endlich, so sagt in seiner derben Weise Gourgaud: „ist die Tyrannei des Gouverneurs am Verrecken!“

Theaterkunststücke waren für Napoleon durchaus nichts Fremdes. Wie alle großen Männer hatte auch er eine lebhafte Einbildung, und diese machte ihn scenischen Effekten sehr zugänglich. Er hat ja als Throninhaber in dieser Richtung nicht Unbedeutendes geleistet und im Allgemeinen auch Erfolge erzielt. Er liebte es z. B. sehr, seine Depeschen aus den Palästen besiegter Monarchen zu datiren: er konnte in einen an Wahnsinn grenzenden fingirten Zorn gerathen mitten in einem Schwarm von erschreckten Diplomaten; er konnte sich wochenlang als der Busenfreund eines Bruder-Kaisers aufspielen. Er studirte seine Anzüge so eingehend wie ein moderner Bühnenleiter. Er ließ Veteranen, deren Biographien ihm eingereicht waren, an einer besonderen Stelle in die aufmarschirte Truppenfront einreihen, um sie mit seiner Kenntniß über ihre Leistungen im Felde zu erfreuen und in Erstaunen zu versetzen. Metternich theilt mit, daß die Ankündigung seiner Siege ebenfalls mittelst eines theatralischen Apparates erfolgte. Mit Absicht ausgesprengte Gerüchte einer Niederlage gingen stets voran; die Minister erschienen in der Oeffentlichkeit niedergeschlagen und unruhvoll — dann mit einem Mal inmitten allgemeinen Angstgefühls verkündete der Donner der Kanonen einen

neuen Triumph. Der Effect, den dies machte, war stets ein erwünschter. Während des russischen Feldzuges sind zwei weitere hierher gehörige Fälle zu verzeichnen. Während der schrecklichen Zeit seines Aufenthaltes in Moskau, inmitten von Brand und Hungersnoth, als der Winter und Unfälle aller Art seinen Rückzug bedrohten, dictirte Napoleon einen ausführlichen Entwurf für die Reorganisation des Théâtre français und schickte ihn ab. Dies geschah einmal, um den Generalstab glauben zu machen, es läge Nichts vor, was ihn beunruhigen könnte, sodann aber um in Frankreich die Ueberzeugung zu erwecken, daß auch von Moskau aus die Leitung des Staates mit derselben, ins Einzelne gehenden Energie erfolge, wie in Paris. Später als er schreckliche Unglücksfälle einräumen mußte, fand er für das 29. Bulletin noch einen gar sonderbaren Schluß in den Worten: „die Gesundheit des Kaisers ist nie eine bessere gewesen.“ Napoleon dachte sich, dieser Schlußsatz müßte ihn in das Licht eines Halbgottes rücken, der über allem Unglück erhaben ist, und Frankreich in der Ueberzeugung erhalten, daß doch des Kaisers persönliches Befinden Alles in Allem genommen die Hauptsache wäre: daß Armeen verschwinden und untergehen könnten, wenn er nur am Leben blieb. Vielleicht beseelte ihn dabei eine Erinnerung an die souveräne Heiligkeit, in welche Ludwig XIV seine Person einzuhüllen suchte. Jedenfalls war es eine Offenbarung seiner Alles vergewaltigenden Individualität. Wir finden Aehnliches in unserer eigenen Geschichte, obwohl die Umstände andere sind; das berühmte Trafalgar-Signal Nelson's soll in seiner ursprünglichen Lesart gelautet haben: „Nelson erwartet“ und nicht „England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thut.“ Hier ist es dasselbe starke Gefühl der Individualität, das in dem Admiral kurz vor dem Siege und zwar in erhabener Weise zum Ausdruck kommt. Bei Napoleon war der Drang, sein eigenes Ich in den Vordergrund zu stellen, damals ein so starker, ein Alles bei Seite schiebender, daß er sich nicht davon losmachen konnte, auch wenn die Gelegenheit eine noch so ungünstige war. Auch wollen wir daran erinnern, daß Diejenigen, welche an dem russischen

Feldzuge theilnahmen, ausdrücklich bezeugen, daß die Hauptfrage, daß die größte Angst bei Allen die war: „Wie geht es dem Kaiser? Erhält sich der Kaiser gesund?"

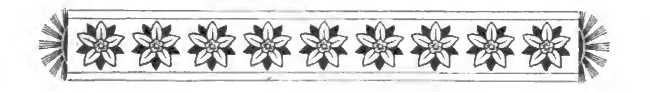
In Bezug auf die Geldfrage hat nach O'Meara's Mittheilungen Napoleon ganz besonders charakteristische Aeußerungen fallen lassen, die wir, da sie von gesunder Vernunft zeigen, für authentisch halten möchten: „Hier haben Ihre Minister," sagte er eines Tages, „aus Unverstand und schimpflichem Geiz ihren eigenen Anschlägen zuwider gehandelt, welche doch vor Allem dahin gingen: es sollte von mir so wenig wie möglich die Rede sein, damit ich sobald als möglich vergessen wäre. Dadurch daß sie und dieser Mann (der Gouverneur) mich so schlecht behandelt haben, haben sie nur bewirkt, daß ganz Europa von mir spricht. . . Noch giebt es Millionen Menschen auf der Welt, die sich für mich interessiren. Hätten Ihre Minister klug gehandelt, so hätten sie für dieses Haus hier carte blanche ertheilt, sie hätten bei einem schlechten Geschäft doch Etwas gerettet, sie hätten alle Klagen zum Schweigen gebracht . . und das würde ihnen nicht mehr als 15 bis 16000 Pfund jährlich gekostet haben."

Wir wären — dies zum Schluß — wohl im Stande, der Regierung ihre kläglichen financiellen Anordnungen zu verzeihen, hätte sie sich nicht bei einer wichtigen Gelegenheit selbst übertrumpft: Napoleon hatte um einige Bücher gebeten, lediglich zu dem Zweck, seine Memoiren schreiben zu können. Die Regierung lieferte auch die Bücher und sah darin eine „Gunstbezeugung", die „hoffentlich mit der unbedingten Sicherheit der Person" nicht interferiren würde; schickte aber gleichzeitig eine Rechnung oder vielmehr die Aufforderung zu zahlen an Napoleon. Dieser instruirte Bertrand dahin, die Zahlung ohne specialisirte Rechnung nicht zu leisten. Bei Napoleons Tode wurden die Bücher von Lowe mit Beschlag belegt und in London für einige hundert Pfund verkauft, das heißt, für ein Viertel von dem, was sie gekostet hatten. Es waren im Einkauf 1400 Pfund dafür gezahlt worden; Napoleon aber hatte sehr wesentlich zu ihrem ursprünglichen Werthe beigetragen, denn „viele von diesen Büchern,"

sagt Montholon, „waren voll von eigenhändigen Randbemerkungen des Kaisers, beinahe alle zeigten Spuren eingehender Studien."

Wenn dieser Nachlaß dem Volke gewahrt geblieben wäre, so könnten wir vielleicht die häßliche Geschichte dieser „Schuld" verzeihen und vergessen.

Eine Regierung, die mit Kupfermünzen rechnet und Goldstücke verschleudert, geht ihres Ansehens, ihrer Erfolge verlustig.



Capitel VIII.

Die Ueberwachungsfrage.

Die letzte Serie der von den Gefangenen auf St. Helena erhobenen Klagen betraf die Ueberwachung.

Das Hauptaugenmerk der verbündeten Mächte bei der Gefangensetzung Napoleons ging natürlicher Weise dahin, daß der Kaiser unter keinen Umständen entschlüpfen und die Welt von Neuem in Unruhe stürzen konnte. So fiel ihre Wahl auf die entlegene Insel, die sie noch dazu in eine gewaltige Festung umwandelten. Fremde haben sich kaum eines humoristischen Eindruckes erwehren können, wenn sie die Schildwachen und die Batterien Lowe's eine bei der anderen erblickten, um Das, was sowieso schon uneinnehmbar war, noch uneinnehmbarer zu machen. Dabei hatte Lowe selber, bevor er England verließ, zu Castlereagh gesagt, er sähe keine Möglichkeit für ein Entrinnen Napoleons, es sei denn, es käme zu einer Meuterei der Besatzungstruppen. Trotzdem vermehrte Lowe die Vorsichtsmaßregeln, welche Las Cases in seinem aufgefangenen, an Lucian gerichteten Brief mit einem Anfluge von Humor des Näheren beschreibt: die auf den Felsengipfeln postirten Schildwachen wären meist hinter Wolken verschwunden, meinte er. Montchenu, der fran-

zösische Kommissar, erzählt, daß, wenn irgendwo ein Hund ungesehen hätte durch die Postenkette hindurchlaufen können, man an der Stelle alsbald eine Schildwache aufgestellt hätte. Er kommt oft in diesem Tone auf das Thema der Vorsichtsmaßregeln zurück, obwohl seine Verantwortlichkeit unmittelbar hinter der Lowe's folgte. Er beschreibt in pathetischem Tone und mit der größten Genauigkeit die getroffenen Maßregeln. Die Ebene von Longwood ist, wie er sagt, von dem übrigen Theil der Insel durch eine Schrecken erregende, tiefe Schlucht getrennt, ja diese umringt eigentlich den ganzen Platz; nur ein schmaler Felsstreifen, zu beiden Seiten steil abfallend, kaum 20 Fuß breit, vermittelt die Verbindung mit der anderen Schluchtseite; wenn 10000 Mann auf der Insel wären, 50 würden genügen, um ihr Vordringen nach Longwood zu verhindern. Nur auf diesem Saumpfade konnte man nach Longwood gelangen; trotzdem lagerten das 53. Regiment, ein Artilleriepark und eine Kompagnie vom 66. Regiment vor dem Gitterthor von Longwood, weiter unten nach der Stadt zu kam wieder ein 20 Mann starker Posten; die ganze Umfriedigung von Longwood war außerdem Tag und Nacht von kleinen Detachements, die einander im Auge haben mußten, bewacht. Bei Nacht war die Postenkette so dicht, daß die Leute sich gegenseitig beinahe berührten. Dazu kam auf jeder Felszacke ein Telegraphenposten, durch welchen der Gouverneur, wo immer er sich aufhielt, in ein, höchstens zwei Minuten von Allem unterrichtet werden konnte, was in Beziehung zu dem Gefangenen stehen mochte. Ein Entrinnen war absolut unmöglich. Wenn der Gouverneur es zugegeben haben würde — die „Wacht auf dem Meere“ hätte es verhindert. Von den Signalstationen aus konnte jedes Schiff in einer Entfernung von 60 Meilen beobachtet werden. Sowie ein Schiff erspäht war, wurde ein Signalschuß abgefeuert. Zwei zur Kriegsflotte gehörige Briggs umfuhren bei Tag und Nacht in einem fort die Insel. Eine Fregatte lag vor den beiden Stellen, an denen allein eine Landung möglich war. Kein fremdes Schiff, ausgenommen einige berechtigte englische Schiffe, wie Kriegsschiffe oder Fahrzeuge,

welche die Verproviantirung besorgten, durften sich den Ufern nähern.

Es war mithin zu den beständigen und aufreibenden Befürchtungen des Gouverneurs gar keine Veranlassung; die Ueberwachung brauchte keine so scharfe zu sein; man hätte Napoleon recht gut gestatten können, seiner Gesundheit wegen auszureiten und zwar ohne Begleitung eines englischen Offiziers. Mit diesem hat sich Napoleon eines Tages gelegentlich eines Spazierrittes einen Scherz erlaubt, den er allerdings wohl besser unterlassen hätte, den wir aber erwähnen wollen, weil auch Cockburn dabei zum Worte kommt.

Napoleon, in Gesellschaft von Bertrand und Gourgaud — gefolgt von dem diensthabenden englischen Kapitän Poppleton — war auf einem Spazierritt. Bertrand ersuchte Poppleton, er möchte doch ein wenig zurückbleiben und nicht so unmittelbar folgen; zugleich setzten Napoleon und Gourgaud ihre Pferde in Galopp, sodaß Poppleton, der wohl kein guter Reiter gewesen ist, bald in der Ferne hinter ihnen verschwand. Aergerlich wendet der Kapitän sein Pferd, reitet zurück und reicht dem Admiral Bericht ein. Dieser — es war Cockburn — lacht über den knabenhaften Scherz Napoleons, den „Schabernack eines Unterleutnants", wie er sagte:

„Sehen Sie wohl, das ist eine gute Lektion für Sie, Kapitän; eine Gefahr der Entweichung giebt es allerdings nicht. Meine Kreuzer liegen rings um die Insel an vortrefflichen Stellen, der Teufel selber könnte nicht entwischen."

Es ist dieselbe Ueberzeugung, welche Lowe hatte und welche er Castlereagh gegenüber aussprach. Später, als Napoleon, von Krankheit befallen, das Haus nicht mehr verlassen konnte, bekam es trotzdem der Gouverneur abermals mit der Angst. War der Gefangene überhaupt noch im Hause oder kroch er schon an einer steilen Felskante hinab, um ein submarines Boot zu erreichen? Wer weiß! In seiner Angst entschied Lowe sich für eine neue, noch schärfere Ueberwachungstheorie und schrieb unter dem 29. August 1819 einen Brief

an „Napoleon Bonaparte", in welchem er diesem Herrn kund und zu wissen that, es müsse ihn von nun an der Offizier vom Dienst täglich sehen und habe dieser Offizier alle ihm passend scheinenden Mittel anzuwenden; wenn ihm dabei irgend welches Hinderniß in den Weg gelegt werden sollte, so werde Derjenige von der Gefolgschaft Napoleons, der sich den dienstlichen Obliegenheiten des Offiziers widersetze, sofort von Longwood entfernt werden und verantwortlich für alle etwaigen Folgen sein. Hätte bis um 10 Uhr Morgens der Offizier Napoleon nicht gesehen, so habe er in das Haus einzutreten und sich mit Gewalt Zutritt in das Zimmer Napoleons zu verschaffen.

Das nenne ich mir tapfere Worte! Napoleon antwortete durch Montholon, er habe keine Wahl mehr zwischen dem Tode und einem schimpflichen Leben und ihm solle die erste Gelegenheit willkommen sein dem Offizier Gewalt entgegenzusetzen. Was geschah nun? Am 4. September nahm Hudson den ausgegebenen Befehl zurück. Forsyth übergeht den Vorfall mit Stillschweigen, Montholon aber legt die Dokumente vor, sodaß man unmöglich an eine Fälschung glauben kann. Dem mit dem Ueberwachungsdienst betrauten Offizier aber blieben die unglaublichsten Zumuthungen vorbehalten: er hatte nöthigenfalls sogar durch das Schlüsselloch zu sehen, durch das Fenster verstohlene Blicke ins Innere der Zimmer zu senden; so wurde Napoleon einmal von Poppleton im Bade kontrollirt. Bei einer anderen Gelegenheit war es Napoleon, der den Kapitän gewahr wurde und dessen Versteck entdeckte. Das Dasein dieses bedauernswürdigen Offiziers setzte sich aus Tagen zusammen, welche nur der Jäger kennt, der auf seinen Pürschgängen nicht zum Schusse kommt. Hier folgender Rapport des Offiziers:

„Am 3. April: Napoleon hält sich noch immer versteckt. Seit dem 25. v. M. ist es mir unmöglich, seiner ansichtig zu werden. — Am 19. April: Ich war wieder bei Montholon, um ihm zu sagen, ich könnte Napoleon nirgends sehen. Montholon schien sehr überrascht und sagte mir: er hätte mich doch gesehen . . . heute war ich

beinahe zwölf Stunden auf den Beinen und bemüht, Napoleon Bonaparte zu sehen, ehe mir dies gelang. Solche Tage habe ich mehrere zu verzeichnen, seit ich den Dienst in Longwood habe. — Am 23. April: Ich glaube, ich habe heute Napoleon gesehen, gerade als er beim Schärfen seines Rasirmessers war."

Nun kommt auch ein Anderer, der unglückliche Capitän Nicholls, und berichtet seinerseits: „Ich war am gestrigen Tage in Ausübung meines Dienstes mehr als zehn Stunden auf den Beinen, bemüht, Napoleon Bonaparte zu erspähen, sei es in seinem kleinen Garten, sei es an einem Fenster des Hauses, hatte aber keinen Erfolg! Die ganze Zeit über war ich der Beobachtung und den Bemerkungen nicht nur der französischen Diener, sondern auch der Gärtner und anderer um Longwood-House beschäftigter Leute ausgesetzt."

Es ist unglaublich, zu welchen Auswüchsen dieses vom Gouverneur und seinen Chefs im Ministerium ausgehende System führte. Anstatt dem Offizier zu sagen: du hast dies und das zu thun, hatte der Aermste das Leben eines Spürhundes zu führen, er war sowohl den Anfällen der Gärtner und der Dienerschaft, als der versteckten und verhöhnenden Ueberwachung des unsichtbaren Gefangenen ausgesetzt. Der Gefangene wurde zuletzt so völlig unsichtbar, daß, wenn aus England ein Schiff in St. Helena landete, die Einwohner nach den Londoner Zeitungen frugen, um Nachrichten über Napoleon zu erhalten.

Lag denn irgend ein faßbarer Verdacht vor, daß der Versuch gemacht werden sollte, Napoleon von St. Helena wegzuschaffen? Gelegentlich einer aus Rio Janeiro eingetroffenen Nachricht verdoppelte und verdreifachte Lowe die von Montchenu aufgezählten Posten. Die französische Regierung hatte nämlich einen „großen verwickelten Plan" zu einer Besitzergreifung Pernambuco's entdeckt. Dort sollten sich 2000 Verbannte gesammelt haben, welche im Begriff stünden, irgend ein Unternehmen zur Befreiung Napoleons zu wagen. Ein Oberst Latapic sollte an der Spitze dieses märchenhaften Unternehmens stehen. Ein „submarines Schiff" — der ewige Popanz der englischen Regierungen — welches die Fähigkeit haben sollte, sich den Tag über

in den Meerestiefen aufzuhalten, um bei der Nacht in Thätigkeit zu treten, sollte von einem „Schmuggler, einem sehr entschlossenen Manne,“ Namens Johnstone — vermuthlich einem Freunde O'Meara's — construirt worden sein. Der Bau dieses Schiffes erregte Verdacht und ehe es noch fertig war, wurde es von der englischen Regierung confiscirt. Dies Alles erzählt unser großer schottischer Romantiker, ohne daß das geringste Lächeln den Ernst seiner Züge stört. Nunmehr sollte ein anderes submarines Schiff, und zwar nach dem „Sommariva-System“ hergestellt werden und zwar wiederum in Permanbuco, von wo alle diese Wundergeschichten ausgingen.

Könnte man Maceroni Glauben schenken, was allerdings kaum angeht, so hätte O'Meara nach seiner Rückkehr von St. Helena großartige Thaten für die Befreiung Napoleons im Sinne gehabt.

„Die gewaltige Kraft des Dampfes“, erzählt Maceroni, „wurde für unsere Unternehmungen in Betracht gezogen. Englische Offiziere erboten sich, ihren Dienst in europäischen Regimentern mit dem Dienst auf St. Helena zu vertauschen — auf Einzelheiten kann ich mich nicht einlassen.“

Wir bedauern lebhaft!

Maceroni berichtet uns übrigens, daß dieses großartige Unternehmen an der Geldfrage scheiterte. Die Mutter Napoleons, an die man sich gewendet hatte, war wohl Willens, ihr ganzes Vermögen für die Befreiung ihres Sohnes herzugeben. O'Meara verlangte zunächst Mittel für den ausführlichen Entwurf des Unternehmens. Ohne Geld könne man ja der Sache nicht näher treten: Madame Läticia aber sagte, das Geld könne nur im Falle des Erfolges hergegeben werden. So fiel die ganze Verschwörungsgeschichte, wenn überhaupt von einer solchen die Rede gewesen ist, ins Wasser. Die Familie Bonaparte hatte die Befreiungsprojecte damals wohl schon gründlich satt, da mit ihnen stets große Geldforderungen verbunden waren.

Forsyth hat einige Anzeichen für Fluchtversuche, welche die Regierung und ihre Agenten auf St. Helena in Unruhe versetzen mußten,

bei der Hand. Es handelt sich zunächst um zwei recht dumme, kaum verständliche, noch dazu anonyme Briefe an Kaufleute in London, sodann um einen Brief an einen Herrn in Krakau mit ganz dunklen Anspielungen auf St. Helena, auf Krakau und auf Philadelphia. Endlich handelte es sich nach Forsyth um Nachrichten von einem schnellsegelnden Schiff, welches von einem gewissen Carpenter im Hudson seefertig gemacht würde.

Mit seiner Erzählung von einem Geisterschiff, welches der englischen Regierung schwere Stunden bereitet habe, kommt Forsyth nicht recht zu Stande, giebt jedoch seinen Lesern den Wink, es möchte wohl der „Fliegende Holländer“ gewesen sein. Zu guterletzt aber kommt die Tragik und wirft ihren Schatten über die Farce. Vor einigen Tagen erst hatte Bathurst die Vermuthung ausgesprochen, Napoleon wolle entwischen — er war wirklich entwischt, entwischt ins Jenseits!

Montholon's Angaben sind in ihrer Schlichtheit wohl glaubwürdig: ein Schiffscapitän, sagt er, hatte zweimal das Anerbieten gemacht, Napoleon in einem Boote zu entführen. Eine Million Francs war ausbedungen, zahlbar, sobald Napoleon sich auf amerikanischem Boden befände. Napoleon lehnte das Anerbieten unbedingt ab. Und Montholon ist der Meinung, daß er überhaupt unter keiner Bedingung darauf eingegangen wäre, selbst wenn ein Boot an der bezeichneten Stelle hätte anlegen können; Napoleon hätte sich einen ganzen Tag über in einer Schlucht versteckt halten und bei Nacht unter der Gefahr, sich hundertmal den Hals zu brechen, den steilen Felsen bis zum Wasserspiegel herabgleiten müssen.

Auch Las Cases ist mit einem Plan bei der Hand, und Gourgaud meint, derselbe wäre ausführbar gewesen.

Napoleon sprach auch über die Möglichkeit eines Erfolges, aber „erklärte aufs Unumwundenste, daß wenn alle Umstände auch günstig wären, er es doch ablehnen müßte, dem Plane eines Fluchtversuches überhaupt näher zu treten.“

Montholon verzeichnet in seinem Tagebuch daraufhin folgenden Passus: „ein Fluchtplan ist dem Kaiser vorgelegt worden; er hörte ohne besonderes Interesse zu und verlangte nach einem Buch.“

Wir sind nach Allem zu der Annahme berechtigt, daß Napoleon nie daran gedacht hat, von St. Helena zu entweichen, weder als Kellner verkleidet, noch versteckt in einem Korbe mit schmutziger Wäsche. Das russische Cabinet in seinem an den Congreß zu Aachen 1818 gerichteten Memorandum sagt, daß dem Kaiser ein ausführbares Fluchtprojekt vorgelegen hätte. Es sollte zur Zeit stattfinden, als die letzten Truppen der Verbündeten Frankreich räumten. Allein der Kaiser verschob die Ausführung — da die Mittheilung auf einer Nachricht von Gourgaud beruht, und dieser nach seiner Abreise von Longwood die Leichtgläubigkeit des nervösen Sir Hudson gern auf die Probe stellte, so kann man, trotz des offiziellen Beigeschmackes, der Sache nicht gut Glauben schenken.

Wohin hätte sich wohl Napoleon, wenn er wirklich hätte entweichen wollen, wenden können? Die Vereinigten Staaten waren die einzige für ihn mögliche Zufluchtsstätte, allein er war ja der festen Ueberzeugung, man werde ihn dort bald nach seiner Ankunft ermorden, und zwar würden Emissäre der wieder eingesetzten Bourbonenregierung die Mörder sein. Alle Fluchtvorschläge in diesem Sinne lehnte er ab und sagte eines Tages: „ich wäre keine sechs Monate in Amerika, ohne den gedungenen Mördern Artois zum Opfer zu fallen. Erinnert Euch doch an Elba — hatte man nicht dort schon meine Ermordung im Sinne; hätte jener brave Corse, der zufällig nach Bastia als Gensdarmerie-Wachtmeister commandirt war, mich nicht vor der Abreise eines verdächtigen Garde du Corps von Porto Ferrajo, welcher hernach vor Drouot ein volles Geständniß ablegte, gewarnt, so war ich damals ein todter Mann. Es muß Jeder,“ fügte er noch hinzu, „seinem Schicksal standhalten, denn dort oben steht Alles geschrieben. Mein Märtyrerthum ist die einzige Chance, daß meine Dynastie die Krone zurückerhält. In Amerika würde ich bald ermordet oder vergessen sein. Mir ist St. Helena lieber.“

Gelegentlich eines anderen Entweichungsvorschlages kommt Napoleon abermals auf die Interessen seiner Dynastie zu sprechen: „Für meinen Sohn ist es das Beste, wenn ich hierbleibe. Bleibt er am Leben, so wird mein Märtyrerthum ihm die Krone zurückgeben.“

Für einen Mann von mittleren Jahren, wohl bei Leibe und etwas gleichgültig, scheint doch unter allen Umständen der Versuch, von einem einsam im Meer liegenden Felsen mit starker militärischer Besatzung, umgeben von beobachtenden Schiffen, zu entwischen, um nach langer und gefahrvoller Meerfahrt ein Land zu erreichen, in welchem ihm nach seiner Meinung der Tod drohte, ein allzu abenteuerlicher. Hinzu kommt zu diesem Calcul Etwas, was von Vielen kaum in Betracht gezogen wird: Napoleon war Das nicht mehr, was er gewesen war. Er selber hat einst so klar, so zweifelsohne ein Wort ausgesprochen, welches hierher gehört.

Es war bei Austerlitz. Napoleon äußerte in Bezug auf einen General, den er für verbraucht erklärte: „Man taugt nur kurze Zeit für den Krieg. Ich bin noch gut für sechs Jahre, dann aber heißt es: Halt!“

Dieses Urtheil hat sich wörtlich an ihm erfüllt: sechs Jahre und einen Monat nach Austerlitz war der russische Feldzug: hätte Napoleon seines Grundsatzes gedacht, er hätte den Krieg von 1812 vermieden. Es ist bemerkenswerth, daß während des ganzen russischen Feldzuges, namentlich aber in der Schlacht bei Borodino, die seiner Person attachirten Offiziere, wie z. B. Ségur, eine auffallende Veränderung in seinem Befinden, seiner Haltung bemerkten. Ségur scheint die fieberhafte Hast, mit welcher Napoleon sich in diesen Feldzug stürzte, schlechtem körperlichen Befinden zuzuschreiben. Einige flüchtige Aufzeichnungen Duroc's, der ihm am nächsten stand und befreundet war, beziehen sich auf den Beginn des Feldzuges und sind zufällig aufbewahrt geblieben. Unter dem 7. August lesen wir folgende Notiz: Der Kaiser, körperlich sehr leidend, nahm Opium, ein Präparat Méthivier's: — „Duroc! Es heißt jetzt marschieren oder sterben . . . Ein Kaiser stirbt stehend . . . auf diese Weise stirbt er

8

nie . . . Man muß diesem Fieber der Ungewißheit ein Ende machen . . ." — Bei seiner Rückkehr aus Rußland fiel die Veränderung noch mehr auf. Chaptal, ein kundiger Beobachter seines Herrn, bemerkt, es wäre in Napoleons Ideen jetzt etwas Zusammenhangloses. Seine Unterhaltung bestände hauptsächlich aus hingeworfenen Brocken seiner Einbildung. Er zeige nicht mehr die frühere Characterstärke, es stecke nicht mehr die frühere Arbeitslust, die frühere Thatkraft in ihm. — Das Reiten ermüdet ihn, fährt Chaptal fort, Schlaflosigkeit stellt sich ein und zugleich ein gewisses Vergnügen am Tafeln. Es steht ja fest, daß er, mit dem Rücken gegen die Mauer gelehnt, einen Vertheidigungs-, einen Verzweiflungskrieg ohne Gleichen führte. Allein, es war das letzte Aufleuchten! Er hat nie aufgehört, ein großer Feldherr zu sein; er konnte in Bezug auf Entwürfe in seinem Cabinet noch Großes leisten, allein im Sattel, im Felde war er nicht mehr der Gewaltige — die erstaunlichen Kräfte seiner Jugend waren dahin!

Auf Elba ist abermals ein Rückgang in Napoleons physischer Beschaffenheit zu constatiren. Eine geradezu Schrecken erregende Thätigkeit wurde bei ihm Lebensbedürfniß. Die gewaltsam beschränkte Energie, die nothwendige Aenderung in seinen Gewohnheiten, Alles das beeinflußte seine Gesundheit aufs Nachtheiligste. Er wurde sehr dick; das war die große, äußerlich mit ihm vorgegangene Veränderung, die seinen Anhängern auffiel, als er im März 1815 wieder in den Tuilerien erschien. Er machte von seiner Corpulenz damals eine Nutzanwendung, indem er mit Shakespeare sich auf den Magen klopfend sagte: „Ist Jemand ehrgeizig, der so fett ist wie ich?"

Nein! So hager, so verhungert wie ehemals sah er nicht mehr aus, sein Aeußeres kennzeichnet nicht mehr „einen gefährlichen Menschen", einen Menschen, der zuviel nachdenkt. Daß seine Gesundheit gelitten hatte, lag für Jedermann auf der Hand. Sein Bruder Lucian fand ihn krank und schrieb seine Beobachtungen, die jedoch ungedruckt blieben, nieder; Lucian bedeutete Herrn Thiers, der Kaiser habe ein Blasenleiden. Thiers und Houssaye sind der Meinung, daß

Napoleons an den Tag gelegte Energie denn doch die Annahme eines ernsten Leidens nicht zulasse. Savary theilt mit, Napoleon habe sich in der Schlacht bei Waterloo kaum auf dem Pferde halten können. Lavalette, welcher ihn in der Nacht sah, als er Paris verließ, um sich nach Flandern zu verfügen, sagt: Napoleon habe damals schwer an Brustschmerzen gelitten. — Nein, der Napoleon, der im März 1815 nach Frankreich zurückkehrte, war ein Anderer als der, welcher im April 1814 Frankreich verließ.

Wir behaupten, daß Napoleon, als er von Elba zurückkehrte, seine Laufbahn als Welteroberer hinter sich hatte. Auf Elba hatte er, zum erstenmal seit er zur Herrschaft gelangt war, Muße, konnte ruhig und ungestört über seine Lage nachdenken, konnte seines eigenen Ausspruches gedenken, daß es im Leben eines Heerführers eine Grenze giebt, an welcher seine Erfolge aufhören. Er wird sich wohl selbst gesagt haben, daß die Periode der Eroberungen zu Ende wäre. Damit ist aber nicht gesagt, daß sein gebieterisches Naturell einen constitutionellen Herrscher aus ihm machen, daß er sich selbst und seine Armee in die Bande ewigen Friedens hätte legen können. Mit den Marschällen hätte er wohl keine Schwierigkeiten gehabt, allein seine Prätorianer wären schwerlich so leicht zu beruhigen gewesen. In Frage vor Allem kam seine eigene und die theilweise Erschöpfung des Volkes — daß er so erblindet gewesen wäre, dies nicht zu sehen, kann man nicht annehmen.

Während der Hunderttage — obwohl er Das zeigte, was bei einem anderen Manne als Energie aufgefaßt werden würde — war er doch nicht mehr Napoleon. Er war ein anderer, ein vom Schicksal gerichteter Mann.

„Ich kann", sagt Pasquier, „die Ueberzeugung nicht los werden, daß sein Genius, seine physischen Kräfte stark im Abnehmen waren." Pasquier stand damals in naher und täglicher Berührung mit Männern aus der Umgebung Napoleons. „Napoleon," sagte er, „ließ es zu, von der neuen Kammer überschrieen zu werden und verrieth eine gewisse Hilfslosigkeit — das war ein verhängnißvolles

Zeichen!" Sismondi weiß zu berichten, daß die Minister Napoleon zu ihrem nicht geringen Erstaunen häufig eingeschlafen über einem Buch antrafen. Wie fremdartig berührt es uns zu hören, daß er damals eine Neigung hatte, endlose Gespräche zu führen, welche doch soviel von der kostbaren Zeit wegnahmen, und in welchen sich eine gewisse Verworrenheit zeigte. Sogar am Abend vor Waterloo auf dem Schlachtfelde vertrödelte er zum nicht geringen Erstaunen Gérard's und Grouchy's viel kostbare Zeit, indem er über die politischen Zustände in Paris in Beziehung auf die Kammer und die Jacobiner sprach. „Diese Gesprächigkeit hatte," sagt Mollien, „theilweise ihren Grund in der Ermattung, welche ihn nach wenigen Stunden der Arbeit zu überkommen pflegte. Er suchte dann Ruhe und Zerstreuung im Geplauder." — Der stärkste Beweis für den in ihm vorgegangenen Wechsel zeigte sich in der Art seines Verkehrs mit Fouché. Mit diesem zu verhandeln gebrach es ihm an der nöthigen Energie. Der Hauptvorwurf, den er sich machte, wenn er auf St. Helena diese Zeit überblickte, war der: daß er Fouché nicht habe aufhängen oder erschießen lassen. Während der Hunderttage — sogar von dem Augenblick seiner Ankunft in Paris an bis zu seinem Erscheinen auf dem Bellerophon — nasführte und betrog ihn Fouché, ja Fouché lieferte ihn aller Wahrscheinlichkeit nach an die Engländer aus. Dies Alles ertrug Napoleon, obwohl er wußte, woran er war, geduldig. Wohl sagte er wiederholt, er wäre hinter Fouché's Ränke gekommen, behielt aber trotzdem Fouché als Polizeiminister bei.

Nachdem er endlich den Staub von Paris abgeschüttelt, Parlament und Verräther hinter sich gelassen hatte und bei der Armee war, hätte man doch annehmen können, er würde in der Luft des Schlachtfeldes die alte Kraft wiedergewinnen, allein es war nicht an dem. Die strategischen Entwürfe, durch die er still und geschwind seine Armee nach Flandern hinein warf, war seiner besten Tage würdig. Allein bei seiner Ankunft auf dem Kriegsschauplatze versagten die einst so übermenschlichen Kräfte. Er, der früher so scharf hinter genauen Nachrichten über den Feind hergewesen war, schien

sich kaum noch darum zu kümmern, welche Bewegungen die verbündeten Armeen machten.

Er, einst von einer Schlagfertigkeit, die man elektrisch nennen könnte, hatte aufgehört, den Werth der Zeit abzuwägen. Die Schnelligkeit seiner Bewegungen war bei seinen früheren Siegen meist ausschlaggebend gewesen: an dem Morgen der Schlacht von Ligny und an den folgenden Tagen aber verlor er manche werthvolle Stunde und — dadurch vielleicht den Feldzug. Er selbst giebt zu, daß, wenn er nicht so müde gewesen wäre, er die ganze Nacht vor Waterloo nicht aus dem Sattel gekommen wäre: er bestieg sein Pferd erst eine Stunde nach Mitternacht und ritt bis Tagesanbruch herum.

Die Schlacht selbst scheint Napoleon in einem Zustand der Abspannung beobachtet zu haben; als er gewahr wurde, daß es zur Katastrophe kam, soll er bemerkt haben: il paraît qu'ils sont mêlés (es scheint, sie sind handgemein). Mit diesen Worten verließ er das Schlachtfeld und traf als Flüchtling in Paris ein: um 6 Uhr Morgens am 21. Juni ist er vor dem Elysée. Auf den Treppenstufen empfängt ihn Caulaincourt; gestützt auf des treuen Mannes Arm betritt er den Palast. Die Armee, sagte er, habe Wunder gethan, sei aber von panischem Schrecken ergriffen worden; Ney wie ein Wahnsinniger habe seine Kavallerie geopfert; er selber wäre völlig erschöpft. Er stürzt sich in ein heißes Bad und erläßt den Befehl zum Zusammentritt des Ministeriums.

Lavalette hat ihn an jenem Morgen gesehen und giebt uns in wenigen Worten ein sonderbares Bild von dem Heimgekehrten:

„Sobald er mich sah, kam er auf mich zu und brach in ein schreckliches, krampfhaftes Gelächter aus. „Mein Gott, mein Gott," rief er, den Blick zum Himmel gerichtet, und schritt zwei oder drei Mal das Zimmer auf und ab. Seine Aufregung dauerte nicht lange; er hatte bald seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen und frug mich, was sich in der Kammer zugetragen habe."

Napoleon hat später zugegeben, daß er an jenem Tage mit besudelten Stiefeln in die Kammer hätte eilen müssen, wie man es ihm

auch gerathen hatte — daß er eine Rede hätte halten und den magnetischen Einfluß seiner Individualität auf die Kammermitglieder hätte abwarten müssen; wären diese unbeweglich verblieben, so hätte er die Sitzung à la Cromwell beschließen sollen. Er hätte müssen — so gab er gleichfalls zu — Fouché sofort erschießen lassen. Statt dessen hielt er eine Berathung ab, von der aus Fouché, der neben ihm saß, auf Zetteln die Aufforderung an die Kammer schickte, die Mitglieder der Opposition möchten sich sofort sammeln. Während die Berathung ihren Fortgang nahm, trat schon das Ergebniß der verrätherischen Handlungsweise Fouché's zu Tage. Es zeigte sich Verwirrung, Verzweiflung beim Kaiser. Die loyalen Anhänger, die Prinzen des kaiserlichen Hauses beschwören ihn, Energie zu zeigen: Napoleon aber sitzt da stumm und starr. Seine Equipage hält im Hofe, bereit, ihn in die Kammer zu führen: sie wird fortgeschickt. Im Angesichte von Verrath, Opposition und Ränken aller Art verfällt er in einen apatischen Zustand und weiß keinen Ausweg. Es folgt eine zweite Berathung — er unterzeichnet mechanisch die Abdankungsurkunde!

Die Vorzimmer entleeren sich sofort und das Palais ist eine öde Stätte: draußen aber stehen Soldaten und Menschen in Masse, welche nach ihm rufen: sie beschwören ihn, er möchte sie nicht verlassen, er möchte eine nationale Vertheidigung organisiren. Ein Wort von ihm, so sagt sein Bruder, hätte Allem ein Ende gemacht.

Dies ist wohl eine Uebertreibung; Lafayette nämlich hatte die Zeit benutzt, welche der Kaiser verloren hatte und sich der Nationalgarde versichert. Die Begeisterung war allerdings eine außerordentliche; sie wäre vielleicht zur Vorläuferin einer Revolution geworden, wäre dem Kaiser daran gelegen gewesen, sie auszunutzen.

Jedenfalls geriethen Fouché und seine Anhänger in Bestürzung; sie ließen dem Kaiser einen bedeutungsvollen Wink zugehen und dieser wandte nun in Eile der Stadt und seinen Freunden den Rücken.

Seine Equipage mußte leer ihren Weg mitten durch die Menge nehmen, als wäre diese ihm feindlich gesonnen — in einem anderen Wagen fuhr er davon.

Napoleon fuhr nach Malmaison: dort war er nichts mehr als ein Gefangener. Er rührte sich nicht, gab keinen Befehl, er saß da und las — Romane. Er traf weder für den Widerstand, noch für die Flucht Vorbereitungen, fand sich aber veranlaßt, seine Dienste als General der provisorischen Regierung anzubieten. Die Antwort, die er erhielt, war die Aufforderung, das Land zu verlassen. Ohne ein Wort zu verlieren, gehorchte er, in einer Viertelstunde war er aus Malmaison hinaus.

Bei seiner Ankunft in Rochefort zeigte er dieselbe stumpfe Gleichgiltigkeit, dieselbe Unentschlossenheit, denselben Mangel an Erkenntniß für den Werth jeder Minute. Es ist einleuchtend, daß wenn er prompt gehandelt hätte, er alle Chancen hatte, nach Amerika zu entkommen. Sein Bruder Joseph bot ihm seine Dienste an: Joseph, der viel Aehnlichkeit mit dem Kaiser hatte, schlug ihm vor, mit ihm zu tauschen: Napoleon sollte an Bord des amerikanischen Schiffes gehen, in welchem er (Joseph) später entfloh. Napoleon aber erklärte, daß irgend welche Verkleidungen unter seiner Würde wären: auf seinem Wege nach Elba hatte er diesen Grundsatz nicht im Auge gehabt.

Er hätte sehr wohl die Flucht an Bord eines neutralen (dänischen) Schiffes oder eines schnell segelnden Küstenfahrers oder einer Fregatte versuchen können. Einige junge Seeoffiziere boten sich als Bemannung eines Küstenschiffes oder eines Ruderbootes an, welches sich durch die Blokadeschiffe hindurch stehlen sollte. Die Fregatte aber bot die meiste Wahrscheinlichkeit des Erfolges und Maitland in seinem Bericht giebt zu, daß diese vorhanden war. Es lagen damals bei der Insel Aix zwei französische Fregatten und einige kleinere Schiffe. Einer der Kapitäne war allerdings unsicher, wenn nicht gar feindlich gesonnen, der andere aber von den besten Wünschen beseelt, er bestürmte Napoleon, sein Heil in der Flucht zu suchen. Er

wollte das englische Schiff angreifen, der Kaiser sollte während des Kampfes unbemerkt davonkommen.

In früheren Tagen hätte Napoleon sich keinen Augenblick besonnen: Caesar und sein Glück dem Zufall anzuvertrauen. Es schien wirklich, als stände er unter einem bösen Banne. Er vertrödelte wiederum die kostbare Zeit, berief sein Gefolge zur Berathung, um zu hören, was er wohl am Besten thäte; ja er verrieth dem wachsamen Feinde Alles, was er that: er that Alles, was er einige Jahre zuvor mit Verachtung von der Hand gewiesen hätte. Zuletzt lieferte er sich selbst hilflos dem Bellerophon aus.

Man sieht ihn am Deck des Schiffes sitzen und über „Ossian" träumen. Sein Gefolge gab vor Maitland Zeugniß dahin ab, daß des Kaisers körperliche Rührigkeit und seine geistige Energie verschwunden wären.

Nur einmal auf dieser Reise nach England verließ ihn die Abspannung. Eines Morgens bei Tagesanbruch, als das Schiff sich in der Höhe von Ushant befand, sah die Wache zu ihrem unbeschreiblichen Erstaunen den Kaiser aus seiner Cabine hervorkommen und seinen Weg nicht ohne Schwierigkeit nach dem Vorderdeck nehmen. Dort angekommen frug er den diensthabenden Offizier, ob die Küste, die man sah, wirklich die von Ushant wäre; er griff zu einem Fernrohr, um nach dem Lande hinüber zu sehen. Dies währte von 7 bis gegen 12 Uhr, man sah kaum, daß er sich bewegte. Weder die Offiziere des Schiffes, noch sein eigener Stab wagten es, ihn zu stören.

War es der Todeskampf, der Abschied vom Leben . . . endlich, als die Küstenlinie wieder verschwunden war, wandte er sein bleiches Gesicht, welches er so viel wie möglich zu verstecken suchte und ging, gestützt auf den ihn mehr tragenden als führenden Arm Bertrand's in seine Cabine zurück — Napoleons letzter Blick auf Frankreich!

Auf St. Helena wurde natürlich sein lethargischer Zustand noch auffallender: der Kaiser wunderte sich selber darüber. Stunden über Stunden lag er im Bett, im Bade; oft erst spät in den Nachmittagsstunden kleidete er sich an. Er war ganz überrascht, als er bemerkte,

daß er sich im Bett eigentlich am wohlsten fühlte — er, für den der liebe lange Tag früher zu kurz war.

So war der Mann beschaffen, der nach der Meinung der englischen Regierung und des Sir Hudson Lowe wahrscheinlich eines Tages die zackige Felswand hinabrutschen, von nachlässigen Schildwachen unbemerkt, in unerklärlicher Weise an den wachhabenden Kriegsschiffen vorüber das Weite erreichen und von Neuem die Welt auf den Kopf stellen würde. Man kann mit gutem Gewissen behaupten, daß Napoleon, falls ihm die Flucht wirklich hätte gelingen können, nicht mehr der Mann war, die Welt nochmals in Schrecken zu setzen.*)

Das Entrinnen aber war ein Ding der Unmöglichkeit. Selbst wenn er die Erlaubniß gehabt hätte, die ganze Insel zu durchstreifen, selbst wenn man alle Schildwachen entfernt haben würde, wäre eine Flucht bei seinem körperlichen Zustande nicht zu bewerkstelligen gewesen. Wir sind überzeugt, daß Napoleon selber, obwohl er zuweilen Hoffnung hatte, von St. Helena fortzukommen, sich nie mit dem Gedanken eines Fluchtversuches trug, obwohl Gourgaud von einem Plan, den der Kaiser selbst eines Tages nach Tisch zum Besten gab, erzählte — schallendes Gelächter begleitete die Darlegung der Einzelheiten. Auf die Opposition im englischen Parlament, oder die Thronfolge der Prinzeß Charlotte setzte er nur wenig Hoffnung, obwohl er Malcolm und Gourgaud bestimmen wollte, die Prinzessin von allen Schrecken seiner Lage genau zu unterrichten.

Napoleon besaß die außerordentliche Fähigkeit, für sich die schönsten Luftschlösser zu erbauen; so hat er im russischen Feldzuge seinen Marschällen Befehl gegeben, mit Armeen zu operiren, die sie, wie er recht gut wußte, garnicht mehr zur Verfügung hatten. Wenn sie die entsprechenden Einwendungen erhoben, rief er: „Wollen Sie mir meine Ruhe rauben?“ Als die Verbündeten in Frankreich ein-

*) Scott ist anderer Meinung; er erzählt eine Anekdote, welche Napoleon selbst belacht haben soll: ein Grenadier, welcher ihn sah, als er auf St. Helena landete, rief: „man sagt uns, er würde alt; er hat noch, schlecht gerechnet, vierzig Feldzüge im Leibe . . . Gott straf' ihn!“

rückten, trug er sich mit dem größten, aber völlig unmotivirten Vertrauen in die Armee Macdonald's. „Möchten Sie," sagte dieser Feldherr zu Beugnot, „einmal Revue über meine Armee abnehmen? Es würde Sie dies nicht lange in Anspruch nehmen. Sie besteht nämlich aus mir selber und meinem Generalstabschef. Wir verfügen über vier Stühle und eine Tischplatte." Während des Feldzuges von 1814 entwickelte Napoleon eines Tages dem Marschall Marmont seine Pläne: Marmont sollte mit einem Corps von 10000 Mann dies und jenes thun; obwohl Marmont einwarf, er habe doch nur 3000, blieb Napoleon doch bei seinen 10000 und wiederholte ruhig: „Marmont mit seinen 10000 Mann u. s. w. . ." Das sonderbarste Beispiel dieser Wahnvorstellungen aber führt Méneval an, indem er sagt, der Kaiser habe stets, wenn er die Zahlen der Soldaten feststellen wollte, falsch addirt, die Totalsumme außerdem noch stets erhöht. So hat er allem Anscheine nach auf St. Helena sich selbst dahingebracht, zu glauben, er werde die Freiheit erlangen, sowie Lord Holland Premier-Minister und Prinzeß Charlotte Königin geworden wären.

Er wiederholte häufig, er wäre überzeugt, daß die Kosten seiner Gefangenschaft die englische Regierung dahin bringen würden, in seine Befreiung zu willigen.

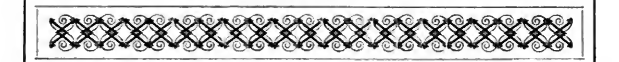
Gelegentlich gelangten auch Nachrichten der erstaunlichsten Art nach Longwood; so machte O'Meara dem Kaiser eines Tages die Mittheilung, daß die alte Kaisergarde sich in den Sevennen gesammelt habe, daß ganz Frankreich im Aufstande wäre. Der Eindruck, den diese Nachricht auf den Kaiser hervorrief, aber zeigte sich dadurch — daß er sich zum Reversi-Spiel niedersetzte. Eines Tages berichtete Montholon, der in Jamestown gewesen war und die Zeitungen gelesen hatte, Frankreich verlange nach dem Kaiser, es wäre eine allgemeine Erhebung zu seinen Gunsten ausgebrochen, Englands Ende stünde nahe bevor. Napoleon hat derart unsinnigen Berichten keinen Glauben geschenkt — seine Hoffnungen waren wohl überhaupt seit der Landung auf St. Helena auf sozusagen Nichts zusammengeschrumpft — ausgenommen diejenigen, die er auf Lord Holland und die Prinzeß

Charlotte setzte. Von Lord Holland, oder eigentlich von dessen Gemahlin, erwartete er deshalb soviel, weil die Letztere mit so großer Begeisterung für ihn eingetreten war; auf die Prinzessin hoffte er, weil es hieß, sie habe Theilnahme für ihn an den Tag gelegt und weil sie den Prinzen Leopold geheirathet hatte, der sich einst um eine Adjutantenstelle bei Napoleon beworben hatte. „Er“, so pflegte der Kaiser zu sagen, „kann von Glück sagen, daß er nicht mein Adjutant geworden ist, er stünde sonst nicht wie jetzt an den Stufen des englischen Thrones.“ Eine Gefahr aber gab es doch und Lowe sowohl wie die Commission waren sich derselben wohl bewußt, sich gegen dieselbe zu schützen, hatte große Schwierigkeiten: sie lag in dem Zauber der Persönlichkeit des Gefangenen. Montchenu kommt immer wieder auf das Bedenkliche dieses Umstandes zu sprechen. „Jeder,“ sagt er, „der mit Napoleon in Berührung kam, befand sich in einem Zustande größter Begeisterung.“ — „Wäre ich Sie,“ sagte er eines Tages zum Gouverneur, „ich würde keinem Fremden gestatten, Longwood zu betreten, denn alle Besucher verlassen es in einem Zustande von ehrfurchtsvoller Verzückung und kehren in diesem Zustande nach Europa zurück.“ Der russische Commissar macht eine ähnliche Bemerkung: „Es ist geradezu erstaunlich, welches Uebergewicht dieser Entthronte, dieser Gefangene, umringt von Wärtern und Wachen, auf Alle ausübt, welche ihm nahe kommen. Alles auf St. Helena zeigt Spuren vom Eindruck seiner Ueberlegenheit. Die Franzosen erbeben bei seinem Anblick, sie halten sich für überglücklich, wenn sie ihm dienen können. Die Engländer nähern sich ihm nur noch von Ehrfurcht durchschauert. Selbst seine Wärter haschen nach einem Wort, nach einem Blick von ihm — Niemand wagt es, ihn als Seinesgleichen zu behandeln.“

Diese beunruhigende Erscheinung trat verbunden mit einer außerordentlichen Freundlichkeit seitens des Gefangenen auf. Napoleon pflegte wohl hin und wieder in eines der Landhäuser in der Nähe von Longwood einzutreten und mit den Bewohnern zu plaudern, welche den „Herrn Kaiser“ mit ehrfurchtsvoller Freude empfingen.

Napoleon unterhielt sich mit Sklaven und gab ihnen Geld. Es war bedrohlich, zu sehen, wie beliebt er sich machte.

So kamen immer neue Befürchtungen über den unglücklichen Gouverneur: die Ruhe auf der Insel schien gefährdet — — noch enger mußte die Umfriedung von Longwood werden, kein einziges Landhaus durfte mehr innerhalb derselben liegen!



Capitel IX.

Lord Bathurst.

„Es giebt Nichts,“ schrieb nach dreijähriger Erfahrung auf St. Helena der russische Commissar an seine Regierung, „was so abgeschmackt, so unpolitisch, so wenig edel, so wenig rücksichtsvoll wäre, als das Benehmen der Engländer Napoleon gegenüber.“

Wir können, wenn wir dies zugeben wollen, doch weder Lowe noch Cockburn als allein verantwortlich erklären; sie hatten die bei der Behandlung des Kaisers zur Geltung kommenden Grundsätze nicht aufgestellt. Sie waren nur die allerdings plumpen und engherzigen Handlanger einer brutalen, filzigen Politik. Die englischen Minister, zusammen und einzeln, müssen für die Behandlung Napoleons aufkommen — eine Behandlung, die sogar von den Vertheidigern Lowe's verworfen wird. Einer unter ihnen bemerkt gelegentlich, das Schlimmste wäre doch das Benehmen der englischen Regierung, welches, für sich betrachtet, geradezu ein unwürdiges, von Hudson Lowe's Standpunkt aus ein verrätherisches und unbilliges war.

Wenn wir bedenken, was und wer diese Minister waren, so können wir uns weiter nicht wundern. Vandal weist an einer der beredtesten Stellen seines schönen Werkes darauf hin, daß der eventuelle Sieg Großbritanniens auf den Sieg der Hartnäckigkeit über das Genie hinauskäme.

„Die Leute, welche in London das Scepter schwangen, durch die Krankheit Georg III in ein Chaos von Schwierigkeiten gestürzt, zwischen einen geistig gestörten König und einen leichtlebigen Regenten gestellt, den heftigsten Angriffen der Opposition, der Auflehnung geschädigter Interessen, den Beschwerden der City ausgesetzt, andrerseits einem Volke gegenüber, welches kein Brot hatte, bei einem sozusagen zu Grunde gerichteten Handel — waren allerdings in einer bösen Lage, waren manchmal in heller Verzweiflung, wie sie es nur fertig bringen sollten, Wellington in Lissabon zu halten. Trotz der äußersten Gefahr dachte aber Keiner von ihnen daran, nachzugeben oder um Frieden zu bitten, den Frieden anzunehmen, oder die Sache Großbritanniens, den Stolz Großbritanniens zu opfern . . .“

„Selten,“ so fährt Vandal an einer andern Stelle fort, „haben Männer so bewundernswerthe Beweise kalten, ausdauerndeu Muthes gegeben . . .“

„Wer aber waren denn diese Männer? Es ist unter ihnen kein einziger von großem Ruf, von ruhmreicher Vergangenheit, von überlegenen intellectuellen Kräften. Diese Nachfolger Pitt's hatten dessen Standhaftigkeit, dessen Zähigkeit, hatten seinen Haß geerbt, sonst Nichts. Durchdrungen von dem Bewußtsein, daß in ihren Händen das Schicksal des Landes — der Welt — lag, schöpfen sie aus demselben die Tugend der Energie, der Geduld, die sie den Größten an die Seite stellt.“

Liverpool, Elden, Bathurst, Castlereagh und Sidmouth waren Männer, deren Namen in der Geschichte keinen besonderen Schimmer verbreiten. Sie hatten jedoch das instinctive Gefühl, daß sie bis zum Aeußersten kämpfen müßten; unterstützt von den Siegen der Flotte und der ingrimmigen Geduld des Volkes, zuletzt auch durch militärische Erfolge hatten sie sich durchgeschlagen und waren schließlich siegreich geworden. Großmuth aber hatte ihnen der Sieg nicht beigebracht. Sie hatten ihren großen Feind eingefangen, ihr nächster Wunsch war der, irgend Jemand zu finden, der ihn aufhängen oder erschießen möchte. Da dies nicht gelang, faßten sie den Entschluß,

ihn einzusperren wie einen Taschendieb. Es leuchtete ihnen ein, daß der Mann ihnen schrecklich viel zu schaffen gemacht, ihnen schrecklich viel Geld gekostet hatte und daß er ihnen fortan so wenig wie nur möglich kosten durfte. Sie handelten durchaus rechtschaffen — soweit ihr Verstand reichte: wir können nur bedauern, daß diese Leute so stumpf waren, daß ihr Licht nicht heller schien.

Der mit der Durchführung der Politik betraute Minister war Lord Bathurst, Staatssekretär für die mit einander verbundenen Ressorts des Krieges und der Colonien.

Wer war Bathurst?

Es ist schwer zu sagen. Er war, das wissen wir, ein Enkel jenes Lord Bathurst, welcher 60 Jahre nach seiner Erhebung zur Pairswürde Earl wurde und welcher in den letzten Monaten seines Lebens, 91 Jahre alt, eine berühmte Ansprache Burke's veranlaßte.

Unser Bathurst war, das wissen wir auch, ein Sohn jenes zweiten Lord Bathurst, welcher der am wenigsten befähigte aller Kanzler war. Er gehört zu Denen, welche unser politisches System so seltsam gestaltet, daß sie ihre glänzenden Stellungen mit vollständiger Finsterniß ausstatten. Er hatte das Auswärtige Amt geleitet und war jetzt für 15 Jahre Staatssekretär. Unsere mit dem Mikroskop arbeitende biographische Encyklopädie durchsucht man vergebens: man findet nur die trockene Aufführung der Aemter, welche er inne hatte und die Daten seiner Geburt und seines Todes.

Napoleon war ihm übergeben worden: er instruirte in bündiger Form den Gouverneur Lowe, daß der Kaiser bis auf weiteren Befehl als Kriegsgefangener behandelt werden sollte, daß ihm aber „jede Nachsicht, welche sich mit der vollkommenen Sicherheit seiner Person vertrüge.“ zu Theil werden sollte. Es wurde im Parlament eine Bill von drakonischer, aber vielleicht nothwendiger Strenge passirt: „jeder britische Unterthan, der zu Napoleon Buonaparte's Flucht oder nach dessen Flucht ihm auf hoher See behülflich sein möchte, soll mit dem Tode, ohne kirchlichen Beistand, bestraft werden.“ Lowe —

es sei nebenbei bemerkt — machte hierauf eines Tages den Commissaren gegenüber die scherzhafte Bemerkung: „Sie, meine Herren, kann ich nicht hängen.“

Mittlerweile zog Bathurst die Schraube immer mehr an. Ueber 8000 Pfund Sterling sollte die Ausgabe für Tisch und Haushalt Napoleon's nicht hinausgehen. Napoleon sollte alle seine Gefährten und Diener selbst bezahlen; der Haushalt sollte dann auch noch auf die magische Zahl 4 reducirt werden. Namen oder Chargen waren nicht angegeben, sodaß es auf der Hand lag, es handelte sich um eine Streichung von vier zu ernährenden Personen. Diese sollten beredet werden, den Kaiser zu verlassen, da ihr Aufenthalt auf der Insel die Unkosten wesentlich steigere. Man darf danach annehmen, daß die „Nachsicht, soweit sie in Uebereinstimmung war mit der Sicherheit seiner Person,“ d. h. der Verkehr mit einigen Landsleuten und die Aufwartung seiner alten Diener wenn möglich beseitigt werden sollte. Lowe sollte außerdem die Zügel straffer ziehen als Cockburn. Keine Mittheilung sollte Napoleon erreichen, sie ginge denn durch Lowe's Hände. Die Erlaubniß, welche Bertrand vom Admiral erhalten hatte, Zutrittskarten auszugeben, welche die Besucher Napoleons in den Stand setzen sollten, die Posten zu passiren, wurde zurückgenommen. Eine Erklärung sollte von dem Gefolge und der Dienerschaft des Kaisers unterschrieben werden, dahingehend, daß ein Jeder sich den dem Herrn auferlegten Bestimmungen fügen wollte. Bathurst hielt es für hervorragend wichtig, daß Napoleon in eine Art von Gitter eingeschlossen würde, welches er von England schickte und welches den Sicherheitsmaßregeln die Krone aufsetzen sollte. „Wir halten es,“ so schrieb er, „für überaus wichtig, besonders ehe das eiserne Gitter dort eingetroffen ist, spät Abends und des Morgens in der Frühe festzustellen, daß er noch da ist.“

Es scheint indeß, daß man es doch nicht für rathsam gehalten hat, die Einschränkungsmaßregeln allzusehr zu schärfen, denn das Interesse an dem Gefangenen in der ganzen Welt war ein außerordentliches. Um jedes Stückchen Papier, welches Nachrichten aus

St. Helena enthielt, riß sich das Publikum; das Verlangen, selbst nach den unbedeutendsten Nachrichten war ein so großes, daß es kaum möglich war, der Habgier der Presse Privatbriefe aus St. Helena vorzuenthalten. Eine Dame, die im Jahre 1817 von der Insel kam, erzählt, daß, als sie in Portsmouth landete, sie Personen aller möglicher Gesellschaftsklassen gewahrte, welche bereit schienen, die Passagiere in Stücke zu reißen, nur um Nachrichten über den Gefangenen zu erhalten. Sobald sie ihr Hotel erreicht hatte, eilten Fremde mit Portraits Napoleons herbei, um sich die Aehnlichkeit bestätigen zu lassen. Warden's werthloses Buch war außerordentlich populär. Santini's nicht weniger unbedeutendes Buch erlebte innerhalb von vierzehn Tagen sieben Auflagen — wenigstens erklärt dies der Autor.

Auf Lord Holland's Veranlassung fand dann im Oberhause eine Debatte über Napoleons Behandlung statt und von dieser Zeit an ist der Ton in Bathurst's Bestimmungen ein nicht so scharfer. Sein einen Monat nach der Debatte geschriebener Brief an Lowe hat einen beinahe urbanen Ton: „Sie mögen ihm in Bezug auf Ihre Geneigtheit, seine Lage durch die Lieferung von Tagesblättern u. s. w. angenehmer zu machen, Zusicherungen geben . . . Ich halte es auch für angezeigt, hinzuzufügen, daß hier zu Lande Niemand abgeneigt ist, für Kost, namentlich Wein größere Zuwendung zu machen." Später in demselben Jahre werden dann die Ausgaben auf 12 000 Pfund Sterling pro Jahr erhöht, falls diese Summe für den „Unterhalt eines hohen und ausgezeichneten Offiziers" genügt — Napoleon ist, wie man sieht, „vom General auf Halbsold" zu einem „höheren und ausgezeichneten Offizier" avancirt.

Bathurst scheint in jeder Beziehung Lowe's würdig und Lowe Bathurst's würdig gewesen zu sein; sie standen Beide auf derselben Stufe des Geschmackes und des Schicklichkeitsgefühls. Hier ein Beispiel: Ratten waren ein Fluch für die Insel, eine unbeschreibliche Plage der Bewohner. Der Staatssekretär schrieb an den Gouverneur:

„Sie werden gleichzeitig einen Privatbrief von Mr. Goulburn über die großen Unannehmlichkeiten erhalten, denen er (Napoleon) durch die in seinem Hause vorhandene Menge von Ratten ausgesetzt sein soll. Es liegt nun zwar etwas Komisches in der Klage eines gefallenen Helden über derlei Dinge; die Klage ist so wenig in Einklang mit der bekannten scharfen Witterung dieser Thiere, daß die Sache eigentlich kaum als eine ernste Klage gelten könnte; allein es mag ja immerhin sein, daß die Zahl dieser Thiere hoch wäre und dadurch eine wirkliche Plage entstände. Obwohl ich Grund habe zu glauben, daß eine Ueberhandnahme der Ratten eine Folge ist von der Nachlässigkeit seiner Diener, welche er sehr gern fördert, so will ich die Sache doch der näheren Untersuchung und geeigneter Abhilfe empfehlen.“

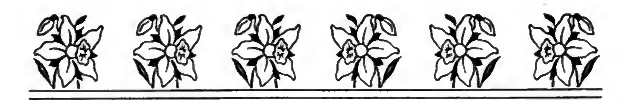
Wir können uns auf eine Rattenklage Napoleons überhaupt garnicht besinnen, obwohl sein Haus allerdings voll von diesen ekelhaften Nagern war. Die zarten Anspielungen des Staatssekretärs verlieren darum nicht an Reiz, man mag auch finden, daß er etwas zu weit geht, wenn er meint, daß der Kaiser, in solchen Dingen stets sehr eigen, absichtlich die Nachlässigkeit seiner Diener ermuntere, um eine Zunahme der Ratten herbeizuführen.

Als Napoleon im Sterben lag, stimmt Bathurst einen geradezu feierlichen Ton an. „Wenn er wirklich krank ist,“ schreibt der Staatssekretär, „möge er einigen Trost aus der Kenntniß schöpfen, daß die wiederholten Berichte, welche in letzter Zeit über seine schwindende Gesundheit eingingen, hier nicht gleichgiltig aufgenommen worden sind. Sie wollen daher den General Buonaparte von der großen Theilnahme unterrichten, welche Se. Majestät an den letzten Berichten über das Unwohlsein nahmen und von der Bereitwilligkeit Sr. Majestät, ihm jede Linderung zu gewähren, welche seine Lage zuläßt. Sie wollen dem General Buonaparte daher versichern, daß es ihm an keiner Sorgfalt, welche mit vermehrter ärztlicher Hilfe zusammenhängen könnte, fehlen, daß es keine Milderung in den Anordnungen, welche sich mit der sicheren Ueberwachung seiner Person

auf St. Helena vereinigen läßt, geben soll, zu welcher Se. Majestät nicht bereitwillig die Hand bieten würden."

Glücklicherweise war der Gefangene, ehe dieser werthvolle Gefühlserguß St. Helena erreichte, dort angelangt, wo die Theilnahme Georg IV, geschmückt durch die Worte Bathurst's, ihn nicht erreichen konnte. Scott ist der Meinung, daß dies von großer Wichtigkeit für Napoleon gewesen sein würde — ein Kommentar hierzu ist überflüssig.

Die ganze Korrespondenz zwischen Bathurst und Lowe ist widrig und jämmerlich. Nehmen wir alle Rücksicht auf die Kosten, auf die Erschöpfung der Kassen durch den Krieg, auf die sehr erklärliche Angst, daß der große Friedensstörer wieder entschlüpfen könnte — es scheint doch, daß ein Mischmasch von Panik und niedriger Gesinnung als Bodensatz zurückbleibt. Die Verantwortlichkeit für diese abscheuliche Episode, diese Käserinden-Politik, diese kleinlichen Polizeimaßregeln fallen nicht den Werkzeugen zur Last, sondern den Grundsätzen, fällt den Liverpools, den Bathursts, nicht aber den Cockburns und den Lowe's auf St. Helena zur Last, obwohl die Minister es ja versucht haben, sich abzusondern von dem üblen Ruf Lowe's, indem sie ihn bei seiner Rückkehr mit auffälliger Kälte traktirten.



Capitel X.

Dramatis Personae.

Die Zahl der in dem langen Trauerspiel von St. Helena auftretenden Personen ist gering und unter diesen Wenigen sind einige, die wie Geistererscheinungen, ohne Stimme, ohne Gestalt über die Bühne ziehen. Von Poppleton z. B., dessen Name so häufig vorkommt, wissen wir nur, daß er lange Zeit Ordonnanzoffizier in Longwood, daß er kein guter Reiter war, daß er zuweilen Kartoffeln ausgrub und daß er, als er die Insel verließ, heimlicherweise eine Schnupftabaksdose als Geschenk vom Kaiser annahm — eines der größten Verbrechen in Lowe's Augen! Es zieht gelegentlich einmal ein heller Schimmer durch Das, was Poppleton sagt, wenn z. B. Napoleon den Admiral beschreibt, der auf Malcolm folgte, mit den Worten: „Er erinnert mich an einen jener betrunkenen kleinen Bootsleute, wie ich sie in Holland gesehen habe, an einem Tisch sitzend, eine Pfeife im Munde, mit Käse und einer Flasche Genèvre vor sich.“

Namen, welche auf jeder Seite der verschiedenen Erinnerungsschriften vorkommen, sind die der Personen des kleinen kaiserlichen Gefolges, darunter stehen die des Großmarschalls Grafen Bertrand und seiner Gemahlin obenan.

Bertrand hatte eine angenehme Eigenthümlichkeit: es ist die, daß er kein Buch schrieb und uns Nichts erzählte, wodurch er sich vortheilhaft von den Selbstoffenbarungen Gourgaud's und Las Cases' unterscheidet. Bertrand muß ein ausgezeichneter Mann gewesen sein, Napoleon erwähnt oft, daß Bertrand der beste Ingenieuroffizier wäre, den es gäbe: möglich ist es auch, daß dieses Lob nur gespendet wurde, um Gourgaud zu necken. Bertrand war seinem Herrn gerade ebenso zugethan, wie seiner Gemahlin. Dieser Doppelbund, der schon auf Elba zu Unzuträglichkeiten Veranlassung gegeben hatte, führte auf St. Helena zu fortwährenden Reibungen und auch zu Verwickelungen mit dem Kaiser, der sich noch auf seinem Todtenbette Vorwürfe darüber gemacht hat. Bertrand hatte den Wünschen seiner Gemahlin, er möchte den Kaiser nicht nach St. Helena begleiten, widerstanden und blieb bis zu Ende, obwohl ihm zuweilen der Gedanke, zu gehen, kam. Er ist in seinem loyalen Schweigen die sympathischste Figur in des Kaisers Umgebung. Aus verschiedenen Gründen war er dem Gouverneur besonders verhaßt. Henry, der Freund Lowe's, und beinahe jede unparteiische Autorität, rühmen Bertrand. Napoleon auf seinem Todtenbette befahl Bertrand, sich mit Lowe auszusöhnen und es fand demgemäß nach des Kaisers Tode wirklich eine Aussöhnung statt.

Die Gräfin Bertrand war, so viel man weiß, eine englische Creolin; von englischer Seite her eine Nichte Lord Dillon's, von creolischer Seite her eine Verwandte der Kaiserin Josephine. Ihr englischer Ursprung hatte auf Elba den Verdacht wachgerufen, sie habe englische Sympathien: hiervon war aber auch nicht die geringste Spur vorhanden. Ihre äußere Erscheinung scheint von einem besonderen Reiz gewesen zu sein; sie war, sagt eine englische, auf der Insel lebende Dame, eine höchst anmuthige, fesselnde Frau; sie sprach unsere Sprache durchaus fließend, aber mit einem leichten französischen Accent; sie war von großer und imponirender Gestalt, ihre ein wenig vornüber geneigte elegante Haltung ließ sie nicht so groß erscheinen und trug zu dem interessanten Eindruck, den sie machte, wesentlich bei;

ihre Augen waren schwarz, lebhaft und funkelnd, dabei aber sanft; sie glich einer jungen Königin, gewohnt, Bewunderung zu gebieten, gewohnt, sie zu gewinnen, um sie zu bewahren. Ihr Charakter litt ein wenig unter den Ausbrüchen ihrer creolischen Heftigkeit: bei der Anzeige von der Deportation Napoleons nach St. Helena stürzte sie in des Kaisers Cabine, es kam zu einer ergreifenden Scene, welche damit endete, daß sie sich über Bord stürzen wollte. Dazu kam es glücklicherweise nicht. Ihre obere Gestalt aber war bereits zum Fenster der Cabine hinaus; von Innen hielt ihr Gemahl sie zurück, während Savary, mit welchem sie sich gezankt hatte, unter schallendem Gelächter rief: „laß sie los, laß sie los!" Maitland hatte fortwährend Streitigkeiten mit ihr, während sie an Bord des Bellerophon war und es kam eines Tages zu einer gar heftigen Scene, bei welcher dem Kapitän „die wenige Selbstbeherrschung, welche ihm noch geblieben war, verloren ging." Er nannte Madame Bertrand „ein närrisches Frauenzimmer" und sprach den Wunsch aus, sie möchte nicht mehr mit ihm reden; später im Laufe des Tages, ehe sie das Schiff verließ, trat sie an den Kapitän heran „in einer ihr zu höchster Ehre gereichenden freundlichen und versöhnlichen Stimmung," erinnerte ihn daran, daß er sie am Morgen ein närrisches Frauenzimmer genannt hatte und bat ihn um den Austausch eines Händedrucks. „Gott weiß," sagte sie, „ob wir uns jemals wiedersehen." Maitland faßt sein Urtheil über sie dahin zusammen, daß sie eine gute Mutter und eine zärtliche Gattin gewesen sei; daß sie auch manche andere ausgezeichnete Eigenschaft gehabt habe, aber doch „vielleicht etwas zu warmblütig gewesen sei." Forsyth sagt, sie schiene bei Allen, die sie kannten, Entgegenkommen und Rücksicht gefunden zu haben. Auch ein humoristischer Zug wird von ihr berichtet. Sie genas auf St. Helena eines Kindes, welches sie gelegentlich dem Kaiser als den ersten französischen Besucher, der sich in Longwood ohne Erlaubniß Lord Bathurst's eingefunden hätte, vorstellte. Frau de Montholon berichtet, daß sie mit Madame Bertrand, der verführerischen Creolin, während ihrer langen und traurigen Gefangenschaft in voll-

kommenster Harmomie gelebt habe. Nachdem Madame de Montholon die Insel verlassen hatte, blieb die Gräfin zwei Jahre lang ohne die Gesellschaft einer Landsmännin und sie mußte zuletzt Lowe bitten, ihr zu ihrem Trost Umgang zu gestatten. So große Opfer wie sie um Napoleon und ihren Gemahl zu begleiten, brachte wohl Niemand! Sie liebte den Luxus und die Geselligkeit, sie war daran gewöhnt, an einem glänzenden Hofe eine hervorragende Rolle zu spielen; sie hatte in der That in Triest ihren eigenen vizeköniglichen Hofhalt gehabt; ihre sehr schönen Kinder näherten sich einem Alter, in welchem ihre Erziehung die größte Aufmerksamkeit beanspruchte. Nachdem sie den ersten Paroxismus überwunden, trat sie ohne Klagen den Weg nach dem tropischen Sibirien an und scheint in der kleinen Gemeinde die Friedensstifterin gewesen zu sein, wobei sie wohl oft in angestrengter Thätigkeit gewesen sein wird. —

Ueber Herrn und Madame de Montholon wissen wir, soweit es sich um die Persönlichkeiten handelt, nicht viel, obwohl gerade ihre Namen von allen Chronisten so viel genannt sind. Montholon gehörte einer alten Familie an; einer seiner Vorfahren war englischer oder irischer Peer, ein anderer wird als der Lebensretter von Richard Löwenherz bezeichnet, er wurde zum Earl of Brie und Baron O'Brien; diesen Titel, deren Erbe der treue Gefährte Napoleons sein sollte, glaubwürdig nachzuweisen ist allerdings schwierig. Napoleon und er kannten sich schon als Kinder, denn Montholon's Mutter, welche in zweiter Ehe den Herrn von Sémonville geheirathet hatte, lebte eine Zeitlang auf der Insel Corsica; später, als Napoleon bereits Artillerie-Kapitän war, erhielt Montholon von demselben Unterricht in der Mathematik. Er war mit Lucian, Jérome und Eugen Beauharnais auf derselben Schule. Montholon war eng verbunden mit dem ganzen Lebenslauf Napoleons; durch die Heirath seiner Schwester mit dem ritterlichen, ehrenwerthen Macdonald war er auch an die Interessen des Kaiserreiches gefesselt.

Es war gewiß eine sonderbare Schicksalsfügung, daß Montholon, der Napoleon schon in den wenig lichten Tagen der Jugend nahe

gestanden, der sich an der Pracht des Kaiserthrones gesonnt hatte, der dem Entthronten ins Exil folgte, auch an seinem Todtenbette stehen — daß er alsdann auch noch mit dem Geschicke Napoleon III in Verbindung treten sollte: Montholon war betheiligt an dem abenteuerlichen Unternehmen Louis Bonaparte's in Boulogne und theilte die deshalb über den Prätendenten verhängte Gefangenschaft für ebensoviel Jahre — sechs an der Zahl — wie er die Napoleon I getheilt hatte: Montholon erlebte die Wiedererrichtung des Kaiserthrones; Gourgaud, der einige Monate vor dem Staatsstreiche starb, hatte dies Glück nicht — übrigens war Gourgaud — und das ist für ihn charakteristisch — ein Gegner des Prinz-Präsidenten.

Montholon war dem Kaiser in blinder Ergebenheit zugethan und das war gut, denn an diesen kleinen Hof gehörte ein blinder Verehrer. Es war nach der Abreise Las Cases' für Montholon nicht schwer, auf den frei gewordenen Platz zu rücken, denn Bertrand hatte durch die Anhänglichkeit an seine Gemahlin, Gourgaud in Folge seines mürrischen Wesens keine Anwartschaft darauf. Allein auch Montholon hatte den Wunsch, zu gehen. Bathurst schrieb im Februar 1820: „Bertrand und Montholon lüften alle Beide die Schwingen und beobachten einander dabei scharf.“ Montholon wollte seine Gemahlin, als sie 1819 abreiste, begleiten, und hatte täglich deshalb Kämpfe mit Napoleon, der sein Verbleiben so sehr wünschte. Neun Wochen vor des Kaisers Tode hat er, wie mitgetheilt wird, mit Lowe darüber verhandelt, wer die Nachfolger von Bertrand und ihm sein sollten — Planat war, wie schon mitgetheilt wurde, bereits auf dem Sprunge, um Montholon zu ersetzen.

Scott traf 1826 in Paris mit Montholon zusammen; er fand in demselben „eine interessante Persönlichkeit, durchaus nicht übertrieben eingenommen für seinen verstorbenen Gebieter, einen unparteiischen, wenn auch dem verstorbenen Kaiser sehr zugethanen Beurtheiler.“

Von Alwine Helene von Montholon, geborene de Vassal, würden wir wohl so gut wie Nichts wissen, obwohl sie einige recht lebendige

Schilderungen ihres Lebens auf St. Helena hinterließ, käme uns Gourgaud, geleitet von seinen ehrgeizigen Eifersüchteleien, nicht zu Hilfe. Von Méneval hören wir beiläufig, daß ihrer Heirath mit Montholon mancherlei Hindernisse entgegentraten, die Dame war nämlich bereits von zwei Männern geschieden. Der Kaiser legte sich zunächst mit einem Verbot der Ehe ins Mittel, gab aber alsdann seine Einwilligung zur „Verheirathung Montholon's mit der Nichte des Präsidenten Séguier."

Madame de Montholon war, nach Maitland, eine stille, anspruchslose Dame, die sich in Alles fügte und vollkommen zufrieden war, wenn sie nur die Erlaubniß erhielt, ihren Gemahl zu begleiten.

Im Empfangszimmer des Kaisers sorgte sie für die musikalische Unterhaltung, sie sang mit schwacher Stimme italienische Lieder und bearbeitete dabei eigenhändig die Tasten des Klaviers.

Emanuel Marquis Las Cases war in seiner ursprünglichen Carriere gestört worden; in jungen Jahren gehörte er der französischen Flotte an und war bei der Belagerung von Gibraltar. Er war noch nicht 21 Jahre alt, als er Leutnant wurde; als solcher erhielt er gleich darauf das Kommando über eine Brigg. Dann kam die Revolution und der junge Offizier schloß sich den ersten Emigranten an, um der Heimath den Rücken zu kehren. Das war insofern gut für ihn, als Napoleon ihm gar gern lauschte, wenn er von Coblenz und den flüchtigen Prinzen erzählte. Von Coblenz wurde Las Cases mit geheimen Aufträgen nach Stockholm zu Gustav III geschickt. Hernach siedelte er nach England über und nahm an der unglücklichen Expedition von Quiberon*) theil. Von dort entwischt, etablirte er sich als Lehrer in London, wo er auch einen historischen Atlas herausgab, der guten Absatz fand. Nach dem 18. Brumaire kehrte er

*) Anmerkung des Uebersetzers. Quiberon, an der Westküste Frankreichs (Morbihan); dort landete im Juli 1795 eine Emigrantenschaar und wurde von den Truppen der Republik geschlagen.

nach Frankreich zurück, diente unter Bernadotte, wurde Kammerherr und schließlich Staatsrath. Bei der ersten Abdankung Napoleons weigerte er sich, dem Beschlusse des Staatsraths, durch welchen dieselbe verfügt wurde, zuzustimmen — trotzdem nahm er von Ludwig XVIII das Patent eines Kapitäns zur See an, ging aber wiederum nach England. Während der Hunderttage kehrte er nach Paris zurück und bat nach Waterloo Napoleon, ihn mit nach St. Helena zu nehmen. Las Cases hatte drei Jahre vor seinem Herrn und Gebieter das Licht der Welt erblickt und überlebte denselben um volle 21 Jahre. Las Cases ist erst 1842 gestorben.

Wir führten diese einzelnen Daten an, weil sie die Bevorzugung Las Cases durch den Kaiser erklären; hinzu kommt, daß der Marquis (gewöhnlich Graf genannt) zum alten französischen Adel gehörte, daß er sich in England umgesehen hatte, und daher das unersättliche Verlangen Napoleons nach Einblicken in gewisse, ihm fremde Zustände befriedigen konnte. Las Cases war ein Mann von Welt: er kannte das Kriegsspiel und das Spiel am grünen Tisch, er war ein gereister Mann, hatte das Leben von vielen Seiten her kennen gelernt: als ein von Noth geplagter Verbannter, der sich zu helfen wußte, der das Kaiserreich und seinen Hof von einem unabhängigen Standpunkte aus beobachtet hatte. Und — Las Cases war ein Bewunderer Napoleons, sah in demselben ein übermenschliches, ein göttliches Wesen. „Napoleon," pflegte er zu sagen, „ist mein Gott," oder: „Ich bereue meine Verbannung nicht, da sie mich neben das edelste der Geschöpfe stellte." Er hatte ferner den Vorzug, kleiner zu sein als Napoleon. Es gab natürlich auch allerhand Einwendungen gegen ihn und seine Vertrauensstellung. So machte er sich z. B. lächerlich, als er an Bord eines englischen Kriegsschiffes trotz seiner neuen Seeoffiziersuniform hochgradig seekrank wurde — hatte er doch seinen Rock während eines 25jährigen Aufenthaltes „an Land" erworben. Hinzu kam, daß seine Gefährten, die ihn den Jesuiten nannten, ihn haßten. Daß er bei Napoleon in besonderer Gunst stand, ist, wie gesagt, erklärlich, man muß auch bedenken, daß

Bertrand allzu häuslich, Montholon weniger gebildet und Gourgaud kaum zugänglich waren; daß Las Cases fortwährend üble Stimmungen bei den Gefährten erweckte, ist aus dieser Bevorzugung erklärlich. Weniger klar sind die Umstände, welche seine Abreise veranlaßten; er hätte ja auch später zurückkehren können, allein er wollte es nicht und hüllte seine Weigerung in eine Wolke von Phrasen, aus der vielleicht zu ersehen wäre, daß er die Ueberzeugung hatte, die Gefährten möchten ihm das Leben in Longwood doch allzu sehr verbittern.

Trotzdem und trotz seiner schamlosen Fälschungen, seines Mangels an Aufrichtigkeit und trotzdem er vielleicht nur biographisches Material gesucht hat, um ein zweiter Boswell zu werden, wollen wir doch hier eines ihn hochehrenden Umstandes gedenken: er bestand darauf, Napoleon möchte von ihm 4000 Pfund — wahrscheinlich sein ganzes Vermögen — annehmen.

Mit Emanuel Las Cases war sein damals noch im Knabenalter stehender Sohn Charles nach St. Helena gegangen; Charles war es, der in späteren Jahren in London auf der Straße den Exgouverneur von St. Helena insultirte und denselben zum Zweikampf zu zwingen suchte. Neunzehn Jahre nach dem Tode Napoleons kehrte der junge Mann nach St. Helena zurück und zwar mit der Expedition, welche die Leiche Napoleons nach Frankreich holte; unter Napoleon III wurde er Senator.

Piontkowski ist eine Figur, aus der wir Nichts zu machen wissen. Er hatte in einem Regiment polnischer Lanzenreiter gedient, war dem Kaiser nach Elba gefolgt und hatte ein Offizierpatent in Folge seiner treuen Anhänglichkeit erhalten. Als die englische Regierung es nicht zugeben wollte, daß Gourgaud seinen alten Diener mit sich nähme oder daß Madame Las Cases sich mit ihrem Gatten vereinte, wurde Piontkowski, ohne gerade dem Kaiser willkommen zu sein, nach St. Helena geschickt. Will man den Mittheilungen der Anderen Glauben schenken, so hielt Gourgaud ihn von vornherein für unzulässig; der Pole habe, sagt Gourgaud, falsche Angaben über die

von ihm mitgemachten Feldzüge erstattet. Napoleon wußte nichts von Piontkowski's Antecedentien, konnte ihn nicht leiden und mißtraute ihm. Nachdem Piontkowski wieder abgereist war, sprach Napoleon offen seinen Verdacht aus, daß er ein Spion gewesen sei. Las Cases bezeichnet ihn verächtlich als „den Polen." Er verschwand so plötzlich, wie er aufgetaucht war nach einem Aufenthalt von nur neun Monaten und zwar, wie es den Anschein hatte, mit wohlgefüllten Taschen. Wir glauben nicht, daß er ein Spion war, müssen aber zugeben, daß sein Erscheinen und sein Verhalten in Longwood der Aufklärung bedürfen.

„Die jungen Damen, welche auf St. Helena geboren sind," so berichtet eine Kennerin, „sind sehr hübsch." Auch verschiedene Chronisten sind entzückt von denselben. Da waren zunächst die beiden Fräulein Balcombe, Fräulein Wilks, Fräulein Robinson, letztere bekannt unter dem Namen „die Nymphe", und Fräulein Kneipps, welche man „die Rosenknospe" nannte.

In Miß Wilks war Gourgaud bis über die Ohren verliebt. „Das ist ein Weib", rief er gleich nach seiner ersten Bekanntschaft und stöhnte: „o Gott, warum bin ich ein Gefangener!" Er hörte nicht darauf, wenn Napoleon ihm sagte: es solle für ihn in Frankreich eine bessere Heirath ausgesucht werden. Gourgaud, als er das Schiff, mit der Heimkehrenden an Bord, die Anker lichten sieht, ruft in heller Verzweiflung: „Adieu Laura!"

Es ist übereinstimmend nachgewiesen, daß Gourgaud seine Liebe an keine Unwürdige hingegeben hatte. „Miß Wilks," so bezeugt eine Dame, welche der schönen Laura bei ihrem ersten Besuch in Longwood das Geleit gab, „stand damals in der Blüthe der Jugend, ihr Betragen, ihre Liebenswürdigkeit, ihre elegante und bescheidene Erscheinung vereinten sich, sie zu der reizendsten, der bewunderungswürdigsten Dame zu machen, die ich je gesehen hatte und auch später nicht sah auf all meinen Wanderungen durch Europa, Asien und Afrika während eines Zeitraums von dreißig Jahren."

Der Kaiser war kaum weniger entzückt. Er habe seit lange schon, sagte er sich verneigend, von der Eleganz und der Schönheit der Miß Wilks gehört und wäre nunmehr überzeugt, daß ihr Ruf ihr kaum Gerechtigkeit widerfahren ließe.

Sie war die Tochter des Obersten Wilks, des ostindischen Gouverneurs der Insel. Sie heirathete den General Sir John Buchan und wurde 91 Jahre alt. Sie starb erst 1888. Sie erzählte gern davon, wie Napoleon ihr, als sie abreiste, ein Armband überreichte und ihr, als sie sagte, sie wäre traurig die Insel zu verlassen, erwiderte: „Ach Mademoiselle, wie sehr wünschte ich, wir könnten Plätze tauschen."

Napoleon liebte es, den Leuten und Dingen Namen beizulegen. Eine stille Bergschlucht hatte er das „Thal des Schweigens" genannt, als er jedoch dahinter kam, daß in dem Thal ein hübsches junges Mädchen wohnte, taufte er es um und nannte es fortan das „Thal der Nymphe". Die Nymphe war die Tochter eines Farmers, ein „niedliches Mädchen von etwa 17 Jahren, mit Namen Marianne Robinson"; Marianne's Schwester hatte einen Capitän Jordan vom 66. Regiment zum Manne. Warden weiht „der Nymphe" eine ganze Seite seines Buches und bemerkt, daß die Besuche Napoleons „im Thal" so häufig wurden, daß die Klatschbasen von Jamestown den Vater warnten, sodaß der Vater schließlich der Tochter untersagte, zum Vorschein zu kommen, wenn Napoleon sich einstellte. Dieses alberne Gerücht hielt Napoleon für so wichtig, daß er ihm in den „Briefen vom Cap" widersprach und sagte, er habe nur einmal, und zwar ohne vom Pferde zu steigen, zu der jungen Dame gesprochen in sehr gebrochenem Englisch. Montchenu jedoch wiederholt die obigen Angaben und fügt hinzu, Napoleon habe der Miß Robinson sogar eine Liebeserklärung gemacht, viel von ihrer Schönheit gesprochen und Miß Balcombe eifersüchtig gemacht.

Napoleon hat ohne Zweifel „die Nymphe" mehr als einmal besucht; Gourgaud ist in der Lage mitzutheilen, daß die junge Dame dem Kaiser angedeutet habe, sie mache stets früh am Tage einsame

Spaziergänge. Der Kaiser aber neckte Gourgaud mit „der neuen Eroberung“: ein Vorwurf, dem gegenüber der tapfere Offizier sich stets für schuldig erklären mußte. Schließlich heirathete „die Nymphe“ und das Gerede hatte ein Ende. Ihr Gatte, Capitän eines Kauffahrteischiffes, ein Herr Edwards, soll — so sagte man wenigstens in Longwood — sich zu ihr hingezogen gefühlt haben, sowie er hörte, daß sie bei Napoleon Bewunderung erweckt habe.

„Es war für ihn genug um sich zu verlieben,“ sagte Napoleon, „und sie zu heirathen, als er hörte, daß ich sie hübsch fand.“ Napoleon machte dazu auch noch eine etwas seltsame Zusatzbemerkung dahin gehend, daß die Engländer sich leichter zu einer Heirath entschlössen als die Franzosen. Frau Edwards stellte ihren Mann in Longwood vor und Napoleon fand, sie sähe aus wie eine Nonne und ihr Gemahl wie Eugen Beauharnais. Napoleon, wie es zuweilen seine Art war, richtet einige wenig tactvolle Fragen an Mr. Edwards; der schlichte Seemann erröthet und der Kaiser trinkt auf sein Wohl; nach anderthalb Stunden zog sich das junge Paar wieder zurück. Napoleon aber folgte und bestand darauf, nicht etwa „die Nymphe“, sondern deren Gatten zu umarmen, „weil dieser — so sagte Mr. Robinson, der Vater — dem „Joseph Bonaparte“ so ähnlich sähe“ — wahrscheinlich eine Verwechselung mit Eugen. Auf diese Weise verschwand „die Nymphe“ von der Scene.

Nun von der dritten Schönheit, dem „Rosenknöspchen“. Die Herausgeber von Gourgaud's Aufzeichnungen theilen mit, daß es sich um ein Fräulein Kneipps handelte. Sie erscheint vorübergehend und wir hören nichts Näheres von ihr; noch schattenhafter ist ein Fräulein Churchill. Auch sie zog im Triumph durch Gourgaud's weites Herz!

Betsy Balcombe ist das junge Mädchen, deren Name in den Berichten von St. Helena viel genannt wird. Dreiundzwanzig Jahre nach des Kaisers Tode veröffentlichte Betsy, die inzwischen Frau Abell geworden war, Erinnerungen an ihren Aufenthalt auf St. Helena. Ihr Vater, Mr. Balcombe, war eine Art von Steuerpächter; höfliche Leute nannten ihn „Bankier Balcombe“; auf der

Insel ging das Gerede, er wäre ein Sohn Georg IV. Napoleon lebte auf der Villa dieses Herrn, als Longwood für seine Aufnahme hergerichtet wurde und machte die Bekanntschaft der beiden Töchter. Betsy, die Jüngere, war etwa 15 Jahre alt. Beide Mädchen sprachen französisch; Betsy aber war die hübschere und Favoritin des Kaisers, dem ein Typus, wie der ihrige, ganz neu war. Es war ein schalkhaft munteres Landmädchen, welches Alles sagte und that, was ihm der Augenblick eingab. Die Schelmereien, die sie trieb, zählt sie getreulich in ihrem Buche auf: sie müssen in der That für Napoleon durchaus neu gewesen sein. Betsy zerrte ihn z. B. am Ohr, attackirte ihn mit seinem eigenen Säbel u. s. w. Es ist erklärlich, daß Napoleons Gefolge von einer solchen Familiarität nicht entzückt war; Napoleon selber, als er der Sache müde geworden war, nannte die ganze Familie „de la canaille“ oder „des misérables“.

Die Gesammtbevölkerung der Insel wurde damals von der Frage bewegt, ob ein gewisser Major Ferzen die Betsy heirathen werde oder nicht. Napoleon sagte nein, der Major werde sich nicht selber so erniedrigen. Dabei unterhielt sich Napoleon doch noch zuweilen mit Betsy auf das Angenehmste. Einige Wochen, ehe sie abreiste, schickte der Kaiser beiden Schwestern zwei Schalen mit Bonbons. Lowe ertheilte Befehl, dieselben zurückzugeben. Mit dieser charakteristischen Erinnerung an St. Helena und seinen Gouverneur fuhren die Balcombes auf demselben Schiffe, wie Gourgaud, nach Europa.

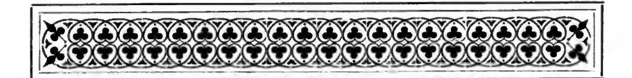
Mosquitos waren eine Plage für die Bewohner St. Helena's, schlimmer aber, wie schon erwähnt, die Ratten, sie waren schlimmer als Regimenter, als Kanonen und als Lowe. Ueber diesen Punkt, die Rattenplage, haben wir eine, man möchte sagen hysterische Einmüthigkeit bei der Gefangenen-Kolonie zu verzeichnen. „Ratten,“ sagt O'Meara, „sind in unglaublicher Zahl in Longwood vorhanden. Ich habe sie oft wie Hühner herbeilaufen sehen, um den Küchenabfall zu verspeisen. Der Fußboden, die hölzernen Scheidewände waren nach allen Richtungen hin durchlöchert . . . . . Schwierig ist es für Jemanden, der es nicht gehört hat, sich eine Vorstellung von dem

Lärm zu machen, den die Thiere verursachten, wenn sie zwischen den Holzwänden auf- und abliefen oder in Schaaren durch die Bodenkammern galoppirten.“ Oft muß O'Meara sich mit Stiefeln und Stiefelknecht gegen die Ratten vertheidigen. Sie rennen um den Tisch herum, während der Kaiser zu Mittag speist. Als Napoleon eines Tages seinen Hut von einem Wandschrank nahm, sprang eine große Ratte daraus hervor und lief ihm zwischen die Beine.

„Der Fluch der Insel,“ sagt Sturmer — „sind die Ratten. Die Heuschreckenplage ist nichts dagegen; die Bewohner sind den Ratten gegenüber machtlos; einem Sklaven, welcher in einem Thorweg schlief, wurde das eine Bein angefressen. Dasselbe widerfuhr einem von des Kaisers Pferden. Bertrand wurde im Schlafe von einer Ratte in die Hand gebissen. Die Kinder mußten vor ihnen in der Nacht besonders geschützt werden. Geringfügig, ja sogar „amüsant“, wie diese Rattenplage dem in der Ferne geborgenen Bathurst erschien, muß sie doch eine böse Zugabe zu den sonstigen Leiden von Longwood gewesen sein. Uebrigens amüsirte sich Bathurst nicht allein darüber: unter den häßlichen Carricaturen,*) mit welchem die französische Presse das Andenken an ihren gefallenen Souverän beschmutzte, sind viele, welche der Rattenplage gelten. Napoleon wird auf St. Helena von der Bevölkerung und den Ratten bewillkommnet — Napoleon gewährt den Ratten eine Verfassung — Napoleon schläft ruhig, während eine Ratte auf Posten steht u. s. w. Sich bei diesen Scherzen aufzuhalten, verlohnt nicht der Mühe.

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Es existirt ein sehr interessantes, reich illustrirtes, von John Grand-Carteret herausgegebenes Werk „Napoleon I in der Carricatur“ (deutsch bei Schmidt & Günther, Leipzig). Auf zwei der Zeichnungen, Seite 101 und Seite 102 („Ich rauche und beweine meine Sünden“ — „Der neue Robinson“) spielen die Ratten eine Rolle.



Capitel XI.

Die Commissare.

Dem schrecklichen Drama auf St. Helena, wie allen Handlungen der Menschen überhaupt, ist etwas Comödienhaftes beigesellt — ja es fehlt nicht am Salz der Farce!

Die Comödie vertritt auf St. Helena Sir Hudson mit seinen Bohnen und seinen Pfennigen, für die farcenhaften Momente kommen die Commissare auf.

Durch das Uebereinkommen vom 2. August 1815 wurde auf Antrag Castlereagh's — er hat seinen Antrag später bereut — angeordnet, daß Oesterreich, Preußen und Rußland Commissare bestimmen sollten, welche sich an den Ort zu verfügen und dort zu bleiben hätten, welchen die Regierung Seiner Majestät des Königs von Großbritannien als Aufenthalt für Napoleon Buonaparte bestimmt haben würde; „ohne für die Ueberwachung desselben verantwortlich zu sein, sollen die Commissare sich seiner Anwesenheit vergewissern."

Durch den diesem nachfolgenden Paragraphen wird der König von Frankreich von den unterzeichneten Höfen ersucht, einen desgleichen Beauftragten abzusenden. Preußen, in richtiger Voraussicht und aus weiser Sparsamkeit, lehnte es ab, des ihm zugedachten Vorrechtes zu genießen. Die anderen Höfe aber trafen sogleich die entsprechenden Verfügungen und ernannten ihre Vertreter. Diese hatten

— wohlgemerkt — nur die eine, die einzige Pflicht „sich seiner Anwesenheit zu vergewissern". Es genüge die Bemerkung, daß keiner von diesen Herren „ihn", d. h. Napoleon, je von Angesicht zu Angesicht sah — ausgenommen Einer und dieser sah die Leiche!

Der russische Herr, eines Tages von der Rennbahn heimkehrend, glaubte ihn auf den Treppenstufen des Hauses stehen zu sehen. Bei derselben Gelegenheit glaubte der österreichische Herr, versteckt in einem Graben, mittelst Fernrohrs einen Mann mit dreieckigem Hut zu sehen, welchen er für Napoleon hielt. Auch der Franzose sah etwas Aehnliches durch sein Telescop, hatte aber, da er bis zum Tode Napoleons aushielt, den Vorzug, später ganz in der Nähe die irdischen Ueberreste des Gefangenen in Augenschein zu nehmen. Der ganze Bericht der Commissare über ihren Auftrag, „sich seiner Anwesenheit zu vergewissern", ist in Obigem erschöpft.

Die Herren hatten, wie man sich denken kann, unglaublich viel Zeit zu ihrer Verfügung; sie verwandten dieselbe dazu, mit dem Gouverneur über Allerhand zu verhandeln oder denselben zu ärgern; sie waren für Sir Hudson eine wahre Plage: bildeten sie doch eine neben ihm stehende gleichberechtigte Autorität.

Sehr pikant ist es, daß Lowe dem österreichischen Commissar versichert hat, er habe Puffendorf, Vatel und Grotius vergebens studirt, um eine Parallele zu der Stellung der Commissare zu finden — er hätte hinzufügen können: auch keine Parallele zu seiner eigenen Stellung. Für diejenigen Herren, welche Napoleon, auch nur für einen Augenblick, zu sehen wünschten, waren die Umstände allerdings sehr ungünstig. Sie schlichen wohl um Longwood herum — allein vergeblich! Der Kaiser, der sie, ohne selbst gesehen zu werden, durch die Jalousien seiner Fenster beobachten konnte, schickte nur zuweilen einen Herrn seines Gefolges hinaus, um Neuigkeiten bei ihnen einzuheimsen — das war aber doch nicht der Grund, weshalb die Commissare auf der Insel waren!

Eines Tages lud Napoleon sie — als wären sie Privatpersonen — zum Lunch ein; er war der Meinung, daß Neugier den Sieg

über die Etikette und die Vorschriften des Gouverneurs davontragen würde. Sehr angenehm wäre der Verlauf des Mahles keineswegs geworden, denn der Kaiser verbrachte den ganzen Morgen damit, eine eingehende Appellationsschrift, für seine Gäste bestimmt, vorzubereiten. Sie erschienen nicht! Der Kaiser wartete bis fünf Uhr; da stellte sich eine Ordonnanz ein, um seitens des russischen Commissars eine einfache Ablehnung, seitens des österreichischen eine durch die „Convenienz“ motivirte Ablehnung zu überreichen. Montchenu schickte keinerlei schriftliche Ablehnung: wahrscheinlich gehören als Antwort auf die Einladung seine bekannten Worte hierher: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich hier bin, um ihn zu überwachen, nicht um mit ihm zu frühstücken.

Von da an war jede Möglichkeit für die Commissare, mit dem Kaiser in Berührung zu kommen, ausgeschlossen.

Montchenu war der, der seinen Auftrag am ernstesten nahm, und da dieser Auftrag etwas gar Absurdes hatte, so war Montchenu's Benehmen auch das absurdeste. Seine Ernennung galt als ein Racheact Talleyrand's für Das, was Napoleon ihm zu Leide gethan hatte. „Es ist meine einzige Rache,“ soll er gesagt haben, „aber eine furchtbare ist es. — Welche Marter für einen Mann wie Napoleon, genöthigt zu sein, mit einem unwissenden und pedantischen „Plappermaul“ zu verkehren! Ich weiß, daß er einen solchen Plagegeist nicht ausstehen kann — er wird krank werden, an langsamem Feuer rösten.“

Talleyrand's Racheplan aber ging insofern fehl, als es Montchenu auch nicht ein einziges Mal möglich wurde, sich dem Gefangenen aufzudrängen. Er hatte in früheren Jahren den Kaiser gekannt und zwar zu der Zeit, als derselbe in Valence als Artillerieoffizier in Garnison lag; Montchenu war damals bereits Oberstleutenant; beide Herren bewarben sich um die Gunst ein und derselben Dame, des Fräulein de Saint Germain, welche später Frau de Montalivet wurde. Montchenu mußte viel von seinen früheren Neigungen beibehalten haben, wenigstens berichtet Gourgaud, daß Montchenu in seinen Zerstreuungen auf St. Helena viel Mangel an Schicklichkeit

gezeigt und häufig unmoralische Redensarten im Munde geführt habe. Er wäre stets darauf ausgewesen, „Mrs. Martin, wo immer sich dieselbe befand, in seine Arme zu schließen.“ Der Lady Lowe habe er eine acht Seiten lange Liebeserklärung, welche die Dame Herrn Gourgaud zu zeigen sich bereit erklärte, überschickt. Auf gleicher Höhe mit seinem faden Wesen stand Montchenu's Eitelkeit. Er rühmte sich laut seiner Erfolge bei englischen Damen. Er hatte deren 4000 gekannt: sie alle wären, wie er versicherte, „nicht grausam gewesen“. Von Valence schienen ihm ebenfalls angenehme Erinnerungen geblieben zu sein, er wollte von Gourgand Etwas über spätere Liebschaften Napoleons wissen. Kleine Aufmerksamkeiten erwies er dem früheren Bekannten dadurch, daß er ihm Zeitungen schickte.

Napoleon schien keine angenehmen Erinnerungen an Montchenu bewahrt zu haben; er sagte: „Ich kenne diesen Montchenu: er ist ein alter Narr, ein Schwätzer, ein „Train-General“, der nie Pulver gerochen hat. Ich mag ihn nicht sehen.“ Das Schlimmste an dieser Auffassung Napoleons, sagte der russische Commissar, ist Das, daß sie zutreffend ist. „Alter Esel ... armseliger, alter Narr ... alter Einfaltspinsel“ — das sind weitere characteristische Bezeichnungen Napoleons, denen er wohl auch noch hinzufügte: „Montchenu ist einer von Denen, die das alte Vorurtheil, die Franzosen wären geborene Prahlhänse, aufrecht hält.“ Später drohte der Kaiser damit, er werde den „alten Marquis“ zur Thür hinauswerfen, falls er sich in Longwood sollte blicken lassen, nicht weil er der französische Commissar wäre, sondern weil er gewisse Schriftstücke unterzeichnet hätte. Montchenu wurde allseitig ausgelacht, was ihm ja nichts Neues, sondern auch schon in Paris beschieden war! Ein berühmter Landsmann schildert ihn als einen „unerträglichen Schwätzer, als eine vollkommene Null.“ Sogar Lowe macht Witze über ihn. Seine Bereitwilligkeit, Einladungen anzunehmen und sein Widerwille, seinerseits Gastfreiheit zu üben, hatte ihm den Spitznamen „Herr Montez-chez nous“ (Kommen Sie zu uns) eingetragen. Henry,

der ihn in seiner Eigenschaft als Arzt besuchen mußte hatte übrigens nicht die Lacher auf seiner Seite; Henry hatte eine lange Kostenrechnung eingereicht und Montchenu ihn in billiger Form mit einem verbindlichen Dankschreiben belohnt.

Der Marquis war damals über die Sechziger hinaus: er war noch Page bei Ludwig XV gewesen, war vor der Revolution in die Armee getreten und dann den Prinzen in's Exil gefolgt. Gelegentlich der Restauration machte er denselben Sprung wie Las Cases. Im Dezember 1815 erfolgt seine Ernennung zum Commissar auf St. Helena, eine Beförderung, die für ihn den Vortheil hatte, daß er den Händen seiner Gläubiger entrückt wurde. Seine Verpflichtungen bestanden, wie schon bemerkt, darin, „sich durch eigenen Augenschein von dem Vorhandensein Buonaparte's zu überzeugen."

Er konnte durch eigenen Augenschein, wie man hörte, sich von Nichts als von dem Nichtmehr-Vorhandensein Buonaparte's überzeugen!

Uebrigens nahm er bei seiner Ernennung einen ernsten, einen heroischen Anlauf. Von Teneriffa aus begannen bereits seine offiziellen Depeschen:

„Ich beehre mich," so schreibt er an seinen Chef, „Ihnen zu versichern, daß ich fest entschlossen bin, mich von meinem Gefangenen, so lange derselbe lebt, nicht zu trennen." Am Jahrestage der Schlacht von Waterloo trifft er auf der Insel ein; er landet in aller Eile und verlangt, sofort nach Longwood geführt zu werden, um seiner Regierung eine Bestätignng des Vorhandenseins Napoleons mit dem am anderen Tage abgehenden Schiffe zu schicken. Nur mit Mühe gelingt es, ihn zu beruhigen; er erklärt wiederholt dem Gouverneur, wie wesentlich es wäre, ihn, Montchenu, in die Lage zu versetzen, den Gefangenen zu sehen. Zwei Tage später, am 20. Juni, fragt dann auch der Gouverneur beim Grafen Bertrand an, ob „Buonaparte" die Commissare empfangen wolle. Bertrand fragt darauf seinerseits: ob die Herren die Ueberbringer von Briefen ihrer Souveräne für den Kaiser wären. Nein! Sie kämen auf Grund der Vereinbarungen

vom 2. August 1815, um sich von seiner Anwesenheit auf St. Helena zu überzeugen.

Bertrand will des Kaisers Befehle einholen — „Haben die Commissare eine Abschrift des in Rede stehenden Uebereinkommens?"

Keiner von ihnen hat daran gedacht, sich mit einer solchen zu versehen; eine Abschrift ist nicht zu beschaffen. Und doch fußt ihre ganze Autorität auf dem Original-Dokument.

Die Commissare sind in größter Verlegenheit. Endlich nach drei Wochen findet zum Glück Sturmer in den Tiefen eines seiner Koffer eine Nummer des „Journal des Débats", als Packpapier benutzt, welche den Wortlaut der Convention enthielt. In seinem zerzausten Zustande wurde das Blatt an Napoleon übergeben und dieser antwortete durch Montholon unter dem 23. August mit einem Protest gegen jene Convention. Lowe übergiebt Auszüge desselben an die Commissare, zumal gleichzeitig eine Ablehnung des Kaisers, die Herren zu empfangen, in der Zuschrift enthalten war. Die Herren aber waren, wie Lowe berichtet, „krank vor Sehnsucht, Buonaparte zu sehen." Sie kommen förmlich außer Sinnen, so stark ist ihr Verlangen. Montchenu will mit einer Kompagnie von Grenadieren das Haus erstürmen. Er wird darauf aufmerksam gemacht, daß Napoleon geschworen habe, den ersten Mann niederzuschießen, der ohne seine Erlaubniß sein Zimmer beträte und nun macht er auf eigene Faust Versuche, allein er hatte kein Glück, wurde von einem Sergeanten am Zutritt verhindert und abgewiesen. Er zieht sich nunmehr in eine abwartende, lauernde Stellung zurück, um zunächst die dienenden Mitglieder der kleinen Kolonie zu überreden. Er hatte in Beziehung auf Gourgaud einigen Erfolg; nahm auch zärtlich Abschied von diesem, als er ging, und band ihm auf die Seele, ja Jedermann von der schrecklichen Oede des Lebens auf St. Helena und von der Nothwendigkeit zu unterrichten, daß das Gehalt der Commissare auf 4000 Pfund jährlich festgesetzt werden müsse.

Montchenu hob sich von den übrigen Commissaren dadurch besonders ab, daß er einen Sekretär hatte: eine Auszeichnung, welche

sich für ihn nicht gerade als vortheilhaft erwies. Es scheint, als ob dieser Sekretär, Herr de Gors, den geheimen Auftrag hatte, seinen Chef zu überwachen, jedenfalls berichtete Herr de Gors über denselben mit einer in Erstaunen setzenden Aufrichtigkeit. Nachdem er die Depeschen Montchenu's geschrieben hatte, scheint der Herr Sekretär einen kleinen unvortheilhaften Commentar hinzugefügt zu haben, wie diesen z. B.: „es thut mir des Herrn de Montchenu wegen leid, allein ich bin verpflichtet, es zu sagen, daß des Herrn kritische Bemerkungen über seine Kollegen unbegründet und allzusehr von seiner eigenen Persönlichkeit gefärbt sind. Er sollte doch gerechter gegen Herrn de Balmain sein, den Einzigen, dem die den Commissaren gemeinschaftlichen Interessen wirklich am Herzen liegen, denen er aus all zu großem Eifer Gesundheit und Ruhe opfert. . . Herr de Montchenu sollte es nicht vergessen, daß die Commission das Interesse, welches sie erweckt, Herrn de Balmain verdankt . . Herr de Montchenu konnte sich nicht einmal entschließen, Herrn de Balmain bei einem Besuch der Bewohner von Longwood zu begleiten. . . Er hat sehr viel geschwatzt, stets getadelt, was er selbst nicht that und selber nie etwas gethan, wenn sich die Gelegenheit dazu bot. Er hat sich mit Streitigkeiten über den Vortritt beschäftigt, welche große Schwierigkeiten in Bezug auf Longwood zur Folge hatten u. s. w."

Dieser Schilderung durch Montchenu's Sekretär ist Nichts hinzuzufügen und wir können zu Dem unter den Commissaren übergehen, welcher nach des Sekretärs Meinung so viel höher stand, als sein eigener Chef.

Graf Balmain, der russische Commissar, war einer von den Ramsays de Balmain oder vielmehr Einer von dem in Rußland seit über einem Jahrhundert ansässigen Zweige dieser Familie. Sein an entscheidender Stelle ausgesprochener Wunsch, eine junge Pariser Näherin in nicht offizieller Stellung mit sich zu nehmen, that ihm viel Schaden, er begegnete dem Entsetzen der übrigen Commissare und der Skandal wurde abgewendet. Nicht als ob Verstöße der Art auf St. Helena besonders auffielen: denn, wollen wir anders den fran-

zösischen Chronisten glauben, so hatte jeder höhere Seeoffizier dort eine Maitresse und die Liebschaften Gourgaud's waren, wie wir aus seinen eigenen Andeutungen schließen können, an Zahl ebenso wenig gering, wie an Geschmack.

Balmain ist allem Anscheine nach Derjenige unter den Commissaren gewesen, der das kühlste Urtheil und die angenehmsten Formen besaß. Longwood schien ihn seiner Aufmerksamkeit für würdig zu halten — aber — ohne Erfolg. Balmain, sagt Sturmer, hat sich die allgemeine Achtung erworben; er ist sehr bescheiden, sehr klug und vermeidet sorgfältig Alles, was bei dem Gouverneur Mißfallen erregen könnte. Er ist sehr gebildet und gewandt mit der Feder. Er ist entgegenkommend, liebenswürdig und von Allen geliebt, die ihn kennen. Er ist das gerade Gegentheil von Herrn de Montchenu, für den er eine kaum verhüllte Geringschätzung hat.

Balmain's Instruktionen waren nicht dieselben, wie die seiner Kollegen; es war ihm Folgendes eingeschärft worden: „in Ihren Beziehungen zu Buonaparte werden Sie das Maaß einzuhalten haben, welches eine so schwierige Lage erfordert, namentlich in Bezug auf die persönlichen Rücksichten, welche man ihm schuldet“ — dieser Passus fehlt in den Instruktionen der Andern. Weit bedeutender aber ist der Umstand, daß Kaiser Alexander die Worte: „les égards personnels qu'on lui doit“ (die persönlichen Rücksichten, welche man ihm schuldet) selber geschrieben hatte. Dies war für Balmain von großer Bedeutung; er erklärte, sein Kaiser wünsche, daß er Napoleon gegenüber eine Höflichkeit und Zurückhaltung zeige, welche es ihm verböte, sich dem Verhalten Montchenu's anzuschließen. Leider haben die vom Kaiser Alexander unterstrichenen und selbst geschriebenen Worte die Politik der russischen Regierung nicht lange geleitet; Rußland legte dem Congreß zu Aachen ein Memorandum vor, welches Bathurst hätte geschrieben haben können und in welchem sich die unauslöschliche Gehässigkeit Pozzo di Borgo's spiegelte. Es forderte eine strenge Behandlung Napoleons; namentlich sollte er

genöthigt werden, sich zwei Mal täglich — wenn nöthig mit Gewalt veranlaßt — den Commissaren und dem Gouverneur zu zeigen. All der Donner aber und all die Drohungen der europäischen Mächte verfehlten ihren Zweck. Napoleon zeigte sich nicht und blieb Herr des Schlachtfeldes!

Balmain begann seine Laufbahn auf St. Helena damit, daß er sich in Miß Bruck (Brook) verliebte und von ihr abgewiesen wurde; schließlich heirathete er Miß Johnson, eine Stieftochter Sir Hudson's, die später den Petersburger Hof durch ihre tollen Streiche und ihr Kauderwelsch amüsirt haben soll. Balmain's Werbungen, welche die letzten zwei Jahre seines Aufenthaltes auf St. Helena in Anspruch nahmen, verwickelten seine Beziehungen zum Gouverneur, denn sie hinderten ihn im Ausdruck seiner Meinung, beugten aber fortwährenden Conflikten mit Sir Hudson nicht vor.

Mit all' seiner Umsicht entgeht Balmain nicht dem Vorwurf der Unwahrheit, welcher auf St. Helena einen Jeden treffen sollte. Am 2. November 1817 berichtet Montholon, der Kaiser habe Gourgaud ausgesandt, um die Commissare auszuhorchen, welche, wie er erfahren haben wollte, Depeschen von ihren Regierungen erhalten hätten. Gourgaud kehrte, wie Montholon erzählt, mit einer allerdings nur „unwesentlich falschen“ Nachricht zurück, welche von Sturmer kommen und von Balmain bestätigt sein sollte: der Letztere wäre von seinem Kaiser beauftragt, Napoleon gewisse Mittheilungen zu machen. Gourgaud's Bericht — dies sei bemerkt — bringt keinerlei Bestätigung. Montholon aber fährt fort zu erzählen, daß während zweier Tage ein fortwährendes Hin und Her mit dem Russen stattgefunden habe. Napoleon diktirte eine Erklärung. Am 17. Dezember verzeichnet Montholon, daß Napoleon entschlossen wäre, Gourgaud nach Europa zu schicken, weil den Kaiser Erinnerungen an Tilsit und Erfurt beschäftigten und er sich gedrängt fühle, dem Kaiser Alexander gewichtige Eröffnungen zu machen, „obwohl in den Mittheilungen Balmain's nichts vorhanden sei, um Hoffnungen zu nähren.“ Am 11. Januar 1818 notirt Montholon Folgendes: „eine wichtige Mittheilung ist

vom Grafen Balmain durch Gourgaud überbracht: „Träume erweckend eine Rückkehr nach Europa, eine fürstliche Aufnahme in Rußland . .“ Blicken wir in Gourgaud's Buch, so finden wir, daß er an dem bezeichneten Tage Balmain, wie der Kaiser es wünschte, aufsuchte, ihn jedoch verfehlte. Weder an dieser Stelle, noch an einer anderen ist irgend Etwas zu finden von einer Mittheilung, wie Montholon sie macht. Auch in Balmain's Depeschen fragt und forscht man vergebens, man sucht Belehrung über die Art des Austausches von Mittheilungen, durch wen sie gingen, an wen sie gelangten. Am 10. Februar 1818 notirt Montholon Etwas über Hoffnungen auf die brüderliche Freundschaft Alexanders und darüber, daß Gourgaud Zutritt am Petersburger Hofe finden würde. Napoleon diktirt eine sehr sorgfältige Antwort auf eine geheimnißvolle Botschaft, diese aber wurde nicht abgesandt, die andere wohl gar nicht empfangen. Napoleon dankt dem Zaren wie einem Bruder für die von ihm durch Balmain empfangene Botschaft, für die ihm in Rußland gebotene Gastfreiheit und beantwortet sodann drei Fragen, welche Balmain auf Befehl seines Herrn zu stellen hatte: in Bezug auf die Besitzergreifung von Oldenburg im Jahre 1812, in Bezug auf den Krieg mit Rußland und das Mißglücken der Heirathsverhandlungen betreffend eine russische Prinzessin. Den Schluß des Schriftstückes, welches Napoleon abfaßte, bildet das Anerbieten eines Bündnisses mit Alexander — „wenn dieser die Bourbonen stürzen wolle.“ Napoleon erklärt sich sogar bereit, einen Handelsvertrag mit England zu schließen, falls dies für ein vollkommenes Einvernehmen mit Rußland die conditio sine qua non wäre. Wahrscheinlich ist dieses Schriftstück für den General Gourgaud bestimmt gewesen und sollte demselben als Anhalt für seine Unterhandlungen mitgegeben werden, es war seinem wesentlichen Inhalt nach vermuthlich dasselbe Dokument, welches Bertrand versuchte dem Grafen Balmain zwei Monate später einzuhändigen, dessen Annahme Balmain jedoch ausschlug.

Es ist durchaus klar, daß ein Austausch von Mittheilungen zwischen Balmain und Napoleon nicht stattfand. Läßt man die Un-

wahrscheinlichkeit bei Seite, ebenso das absolute Schweigen Balmain's und Gourgaud's, so fällt noch der Umstand ins Gewicht, daß damals der Kaiser Alexander garnicht in der Stimmung war, Napoleon nach Rußland einzuladen oder ihm rückblickende geschichtliche Fragen vorzulegen. Wir sind ja im Jahre des Aachener Congresses, auf welchem die russische Regierung schärfere Ueberwachungsmaßregeln des Gefangenen auf St. Helena forderte. Wir können füglich die ganze Geschichte von dem Mittheilungsaustausch auf St. Helena unbeachtet lassen. Montholon sagt schließlich, daß zwei Monate vor Gourgaud's Abreise der Kaiser beschlossen hätte, den General mit einem Auftrage an den Kaiser Alexander zu betrauen. Es ist anzunehmen, daß der Kaiser dem General eine Art von Creditbrief mitzugeben wünschte, daß er einige Hoffnung hatte, die Theilnahme des russischen Kaisers zu erwecken. Napoleon stützt sich dabei wohl theils auf Erinnerungen an den Eindruck, welchen er auf Alexander gemacht hatte, theils auf die Wahrnehmung, daß Balmain's Instruktionen ein klein wenig günstiger waren, als die der anderen Commissare, theils endlich auf seine Beobachtung, daß Alexander die Bourbonen nicht leiden konnte, und daß Umstände es nöthig machen könnten, neue Vorkehrungen für die Ausfüllung ihrer hinfälligen Throne zu treffen: er wünschte möglicher Weise zwischen sich und Alexander Klarheit über gewisse Punkte zu schaffen, die eine Entfremdung herbeigeführt hatten. Auch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Balmain aus Neugier — aus sich heraus — einige Fragen gestellt hat. Napoleon war damals darauf bedacht, jede günstige Gelegenheit, die sich bot, auszunutzen, wobei er die Interessen seines Sohnes ganz besonders im Auge hatte. Es konnte für seine Dynastie eines Tages von Nutzen sein, Mißverständnisse mit Rußland zu beseitigen.

Währenddem ging Balmain, der ein harmloser und ehrenhafter Mann gewesen zu sein scheint, seinen von keinem Tadel befleckten Weg und ohne von Heimlichkeiten etwas zu wissen. Nur in einem Punkte zeigt er sich von einem unerschütterlichen Entschluß: sich Longwood und die Longwooder Ränke vom Leibe zu halten.

Als Balmain die Insel verließ, fand Montchenu, der vielleicht von der Vorliebe seines Sekretärs für den Russen wußte, sich veranlaßt, über Balmain's Charakter ein von Rache triefendes Urtheil zu fällen. „Sie machen sich," so schrieb er, „von den Ungebührlichkeiten, der Lässigkeit, der Schwäche, den Sonderbarkeiten des Herrn de Balmain keine Vorstellung." Montchenu stellt daran anschließend Vergleiche zwischen sich und dem Collegen an. „Oft," so berichtet er wörtlich, „wandte sich Sir Hudson an die andern Commissare mit den Worten: »Ach! Meine Herren, wenn Sie sich doch wollten den Marquis de Montchenu zum Muster nehmen.«"

Bartholomäus Baron Sturmer, der österreichische Commissar, war erst 28 Jahre alt, als er auf St. Helena eintraf; er war noch nicht lange mit einer hübschen und liebenswürdigen Französin verheirathet, welche Las Cases, zu dessen nicht geringer Empörung, zu meiden suchte. Las Cases behauptete, der Dame wären in Paris von seiner Gemahlin und ihm große Gefälligkeiten erwiesen worden. Sturmer hatte von Allen die schwierigste Stellung, denn seine Regierung ermahnte ihn unausgesetzt, sich mit Lowe in ein gutes Einvernehmen zu setzen, was doch unmöglich war.

Napoleon machte den Versuch, mit dem Repräsentanten seines Schwiegervaters in Beziehung zu treten. Er ließ eines Tages bei demselben anfragen: ob er im Falle schwerer Erkrankung Herrn Sturmer eine Mittheilung an den Kaiser Franz, die nur für diesen allein bestimmt wäre, behändigen dürfe. Sturmer konnte nur antworten, er wolle bei seiner Regierung um Instruktionen bitten; diese aber blieben natürlich aus.

Im Jahre 1818 wurde Sturmer abberufen und zwar auf Veranlassung der englischen Regierung, welche einem Antrage Lowe's willfahrtet. Montchenu wurde berufen, von da an gleichzeitig Frankreich und Oesterreich zu vertreten. Der Marquis ergriff sofort die Gelegenheit, um bei seiner Regierung um ein Patent als Generallieutenant und einen hohen Orden, womit zugleich eine Gehaltserhöhung von 500 Pfund Sterling verknüpft sein sollte, einzukommen, zugleich ver-

langte er von der österreichischen Regierung ein Gehalt von 1200 Pfund jährlich — wir sind über das Resultat seiner Eingaben nicht unterrichtet.

Der Mangel an Einmüthigkeit, welcher sich bei den Commissaren im Allgemeinen zeigte, scheint in einer Verschiedenheit ihrer Instruktionen, in den nachtheiligen Einflüssen des Klimas, in den Launen der Höfe, ihrer Auftraggeber, gelegen zu haben: in drei Punkten aber waren sie stets in Uebereinstimmung, in ihrer Verachtung Lowe's, in ihren Klagen wegen der Theuerung und wegen der zu derselben in keinem Verhältniß stehenden Gehälter: in Bezug auf den letzten Punkt waren sie sogar mit einem förmlichen Enthusiasmus einer Meinung!

Balmain schreibt: „Weit entfernt, mich auf diesem abscheulichen Felsen zu acclimatisiren, leide ich immer mehr an den Nerven, meine Gesundheit ist durch das Klima schon jetzt untergraben.“ Drei Monate, nachdem er diesen Ausspruch gethan, trieben ihn seine Nervenleiden nach Brasilien

Balmain's Nerven aber sind gegenüber den Nerven von Sturmer geradezu in vortrefflichem Stande. Sturmer wurde sechs oder acht Wochen ehe er fortkam, von einer Art Hysterie befallen. Er weinte, ohne zu wissen weshalb, und lachte ebenso. Zuletzt wurden die nervösen Anfälle so heftig, daß er von Leuten gehalten werden mußte, wenn die Anfälle sich einstellten — Opium war das einzige, ihn wieder beruhigende Mittel.

Das Klima oder Lowe, oder Beides war für die Constitution dieses unglücklichen Diplomaten zu viel!

Capitel XII.

Des Kaisers Heim auf St. Helena.

Unvollkommen wäre das Bild der letzten Phasen vom Leben Napoleons, wollte man den düsteren Hintergrund der örtlichen Verhältnisse fortlassen. Ueber die Gestalt des gestürzten Helden, deren frühere Conturen uns durch unzählige Darstellungen geläufig sind, findet man im „Nachtrag" einige aus St. Helena stammende willkommene Notizen.

Longwood, der dem Kaiser angewiesene Wohnort, bestand aus einzelnen Hütten und Häuschen, die ursprünglich ein Obdach für das liebe Vieh abgegeben hatten; unaufhörlich fegten die Winde darüber hin; feucht war es und an Schatten fehlte es.

Lowe selber kann von Longwood nichts Gutes sagen und mag wohl oft über das Spiel des Zufalls erstaunt gewesen sein, das ihm einen so entzückenden Aufenthalt mit einem Gehalt von jährlich 12 000 Pfund Sterling zuwarf, während Napoleon sich mit einem früheren Kuhstall und 8000 Pfund begnügen sollte.

Der Besitzer so vieler Paläste, welcher als Sieger in so vielen Palästen geschlafen hatte, deren Besitzer er nicht war, sah sich auf zwei enge Räume beschränkt; sie waren einander an Größe gleich d. h. etwa 14 Fuß tief, 12 Fuß breit und 11 Fuß hoch — das war

Alles, was ihm geblieben war von seinen Eroberungen, war das Ueberbleibsel aller Beute. Die Stuben hatten eine jede zwei niedrige Fenster, welche nach dem Lagerplatz der englischen Truppen hinausgingen; in der Ecke der einen stand das kleine Feldbett mit den grünseidenen Vorhängen, dessen sich Napoleon bei Marengo und Austerlitz bedient hatte; um die Thür an der Hinterwand zu verdecken, war ein Schirm aufgestellt. Zwischen diesem und dem Kamin stand ein altes Sopha, auf welchem Napoleon den größten Theil des Tages zubrachte, obwohl es der Art mit Büchern bedeckt war, daß es keine bequeme Ruhestätte bot. Die Wände waren mit braunem Nanking ausgeschlagen, mitten in der herrschenden Dürftigkeit nahm ein prachtvoller Waschtisch mit silbernen Krügen und silbernen Schüsseln sich gar sonderbar aus. Den eigentlichen Schmuck des Raumes aber bildeten Gegenstände, welche von dem großen Wrack gerettet waren: Andenken an die Familie, an das „Empire“!

Da war vor Allem ein Conterfei Marie Louise's, gemalt von Isabey; diese Dame genoß zur Zeit ein sorgloses Glück in Parma an der Seite Neipperg's. Da waren zwei Porträts des Königs von Rom; das eine stellte den Kleinen auf einem Lamm reitend dar, auf dem andern war er im Begriff, ein Schühchen anzuziehen; es waren Werke Thibault's; auch eine Büste des Königs von Rom war vorhanden; ferner ein Miniaturbild Josephine's. An der Wand hingen die aus Potsdam entführte Weckuhr Friedrich des Großen und die Uhr des ersten Consuls, die derselbe in Italien benutzt hatte; sie hing an einer Kette, verfertigt aus Haaren Marie Louise's.

In der zweiten Stube standen ein Schreibtisch, Bücherregale und ein anderes Bett, auf welchem Napoleon bei Tage auszuruhen oder welches er mit dem andern zu vertauschen pflegte, wenn er, wie so häufig, Nachts nicht schlafen konnte.

O'Meara liefert eine gelungene Skizze von „Napoleon in seinem Schlafzimmer“: „Der Kaiser sitzt auf dem mit einem langen weißen Tuch bedeckten Sopha, hat sein weißes Morgengewand und weite weiße Hosen an, an welchen die Strümpfe angenäht waren. Ein

buntfarbiges Tuch hat er um den Kopf geschlungen; das Hemd stand vorn offen, ein Halstuch hatte er nicht umgebunden. Sein Blick war melancholisch und trübe. Vor ihm stand ein kleiner runder Tisch mit einigen Büchern, unter demselben auf dem Teppich lag ein Haufe anderer Bücher, in denen er offenbar gelesen hatte."

Der gewöhnliche Anzug Napoleons auf St. Helena war eine Art Jagduniform, ein grüner Rock mit Jagdknöpfen; als das Tuch abgetragen war, ließ er den Rock lieber wenden als daß er sich für englisches Tuch entschieden hätte. Zu dem Rock trug er weiße Kersei-(grober Wollenstoff) Hosen und Strümpfe. Seine grüne Chasseur-Uniform legte er sechs Wochen nach seiner Ankunft auf der Insel für immer ab; den berühmt gewordenen kleinen dreieckigen Hut aber behielt er bei, die dreifarbige Cocarde entfernte er zwei Jahre nach Waterloo und sagte dazu in fast feierlichem Tone zu seinem Diener: es wäre eine Reliquie, er solle sie aufbewahren — vielleicht kämen noch bessere Zeiten.

Diese Einzelheiten sind kein schales Zeug, denn es liegt in ihnen Methode und Sinn; wollen wir uns eine Vorstellung von Napoleon am Schluß seines Lebens machen, so müssen wir in solches Detail eindringen.

Napoleon nahm sein Frühstück um 11 Uhr und zwar allein, um 2 Uhr etwa kleidete er sich an; zu Mittag aß er anfänglich um 7, später um 4 Uhr. Kurz vor der Abreise Gourgaud's wurden die Einrichtungen geändert. Das Frühstück zur Mittagszeit wurde ganz verpönt, das Mittagessen fand dagegen schon um 3, das Abendessen um 10 Uhr statt; nur wenige Tage später wurde das Mittagessen abermals und zwar auf 2 Uhr verlegt: Gourgaud meint, es wäre geschehen aus Rücksicht für das Wohlbefinden der Madame de Montholon. Wahrscheinlicher Weise wurde die Aenderung angeordnet, um der Langenweile den Tag über und der Schlaflosigkeit bei Nacht zu begegnen. Napoleon war eigentlich den ganzen Tag über in seinem Häuschen, mit Lesen, Schreiben oder Plaudern beschäftigt — dabei geplagt von tödtlicher Langerweile.

Die Welt konnte keinen Blick thun in dieses schäbige Interieur: das, was sie sah, war völlig anders, denn Napoleon hielt fest an dem größten mit seiner Lage verträglichen Aufwand. Er fuhr in sechsspännigem Wagen aus, zu jeder Seite desselben ritt in voller Uniform ein Stallmeister. Die sechs Pferde, zuweilen geradezu gefährlich wegen der verschlungenen Wege und des Tempos, in welchem gefahren wurde, waren übrigens andererseits auch wieder nöthig, wenn man bedenkt, wie schlecht die Wege waren: die Damen von Longwood fuhren, wenn sie zu Gesellschaften eingeladen waren, stets in Wagen „aus Merowingischer Zeit", bespannt mit mehreren Joch Ochsen.

Die Etikette wurde in Longwood aufs Strengste gewahrt. Gourgaud, Bertrand und Montholon mußten stundenlang in Gegenwart des Kaisers stehen, bis sie vor Müdigkeit beinahe umfielen.

Eines Tages mußte Bertrand, einem unwiderstehlichen Drange folgend, gähnen: der Kaiser wurde böse darüber; der Großmarschall entschuldigte sich, indem er bemerkte, er stände bereits über drei Stunden. Gourgaud, bleich und in Folge von Ermüdung unwohl, lehnte sich wider eine Thür — das war unstatthaft. Antommarchi, der, wenn er seinen Patienten besuchte, stets sein Staatsgewand anlegen mußte, hatte in Gegenwart Napoleons ebenfalls zu stehen, oft fiel er beinahe um. Durfte Einer von den Herren sich setzen und stand auf, z. B. wenn Frau Bertrand oder Frau Montholon eintraten, so war er gewärtig, einen Verweis zu erhalten. Der Kaiser gab sehr viel auf ein ceremonielles Aeußere und sprach oft darüber mit Las Cases. Während der Hunderttage merkte er sofort den Einfluß, den die demokratischen Anschauungen inzwischen gewonnen hatten, als einer der Minister sich, ohne ihn um Erlaubniß gefragt zu haben, entfernte. Selbst während der Trauertage zu Rochefort entging ihm ein ähnlicher, wider die Etikette begangener Verstoß nicht.

Als Gourgaud dem Kaiser bemerkte, daß in China der Souverän als Gott verehrt würde, bemerkte Napoleon tiefernst: „und

so sollte es überall sein.“ Auf St. Helena war der kleine Hof ritterlich beflissen, dem Kaiser gegenüber die strengste Förmlichkeit zu beobachten. Niemand betrat die Stube des Kaisers ohne Befehl; hatte Jemand eine wichtige Mittheilung, so suchte er vorher um eine Audienz nach; Niemand gesellte sich während eines Spazierganges unaufgefordert zu ihm; in Napoleons Gegenwart blieben Alle unbedeckt; als der Kaiser aber erfuhr, daß den Engländern eingeschärft war, bedeckt zu bleiben, wenn sie mit ihm sprächen, wünschte er, sein Gefolge möchte es ebenso machen. Niemand sprach zuerst zu ihm, es sei denn, daß eine Unterhaltung in Gange war. Ein oder zwei Mal widersprach Bertrand in so entschiedener Form seinem Herrn, daß dieser ihm bemerkte, in den Tuilerien würde er es sich nicht unterstanden haben, so zu ihm zu sprechen.

Auch sonst zog Bertrand sich zuweilen dadurch das Mißfallen seines Herrn zu, daß er nicht regelmäßig an der kaiserlichen Tafel aß, sondern, dem Wunsche seiner Gemahlin folgend, mit dieser speiste. Alles, was einer Vernachlässigung seiner Person ähnlich sah, erregte den ernsten Unwillen Napoleons. Kleinigkeiten, die im Trubel des Pariser Hofes seiner Aufmerksamkeit entgingen, fielen auf St. Helena bei ihm schwer ins Gewicht. Da war vor Allem die leidige Titelfrage. Bertrand, wenn er es auch manchmal übersah, schickte gewöhnlich Briefe, welche von den Angelegenheiten seines Herrn handelten, unter dem Siegel des Großmarschalls und in pomphaftem Stil abgefaßt, ab. Die Mittagstafel Napoleons war stets mit goldenem und silbernem Geräth ausgestattet, die französischen Diener, in grünen, reich in Gold gestickten Livréen hatten die Aufwartung.

Zwölf englische Matrosen, zu dem Geschwader gehörig, waren dem Kaiser anfänglich zugetheilt, verschwanden aber wieder mit dem Northumberland; Napoleon lehnte das Anerbieten Lowe's, dieselben durch Soldaten zu ersetzen, ab.

An der Tafel war ein leerer Platz neben dem Kaiser für die Kaiserin reservirt, wurde aber manchmal an eine besonders begünstigte Dame abgetreten. Es wurden sehr verschiedene Gerichte aufgetragen,

welchen der Kaiser gehörig zusprach. Einem besonders geehrten Gaste nöthigte er gern Leckerbissen auf. Wie früher, nahm das Mittagsmahl auch auf St. Helena nur kurze Zeit in Anspruch. In den Tuilerien dauerte es zwanzig Minuten; auf St. Helena wurden fünf Minuten zugelegt, damit Bertrand Zeit hätte, „sich mit Bonbons zu versorgen.“ In der ersten Zeit des Aufenthaltes in Longwood pflegte Napoleon beim Dessert einen Band französischer Tragödien holen zu lassen und daraus vorzulesen.

Vielen wird dieser kleinliche Pomp lächerlich erscheinen, auch des Mitleides mit dem Gefolge kann man sich kaum erwehren. Diese wackeren Herren waren entschlossen, zu zeigen, daß, gleichviel was Napoleon Anderen gegenüber zu sein schien, er für sie der Souverän war und blieb.

Wir haben an dieser Stelle auf die sonderbare Zusammensetzung der kleinen Gesellschaft aufmerksam zu machen. Montholon war, wie wir von seinem Biographen hören, erblicher Oberjägermeister von Frankreich und Ludwig XVIII hatte ihn nach der ersten Restauration auf diesen Posten berufen. Las Cases war ein royalistischer Emigrant, Gourgaud ein Milchbruder des Herzogs von Berry und hatte zur Garde Ludwig XVIII während der ersten Restauration gehört. Von den Vieren war Bertrand der Einzige, der keine Beziehungen zu der royalistischen Partei hatte.

Das einzige Vergnügen in dem Gefangenenleben auf St. Helena war das Eintreffen von Büchern; bei solchen Gelegenheiten pflegte Napoleon sich tagelang mit denselben einzuschließen, badete mit ihnen, träumte mit ihnen, labte sich an ihnen. Er zog es ja überhaupt im allgemeinen vor, sich im Hause aufzuhalten. Jede Erinnerung an seine Gefangenschaft: die Schildwachen, der Offizier vom Dienst u. s. w. waren ihm zuwider, hinzu kam die unangenehme Möglichkeit, mit Lowe zusammen zu treffen. „Wenn ich zu Hause bleibe,“ sagte Napoleon zu Gourgaud, „bewahre ich Ansehen und Würde.“ Daher suchte er sich auch innerhalb seiner vier Pfähle körperliche Bewegung. Lowe berichtete gelegentlich, der Kaiser habe

sich eine Art von Schaukel aus kreuzweise übereinander gelegten Brettern machen lassen. Auf das eine Ende des Querbrettes setze er sich selbst, an dem anderen habe er ein schweres Gewicht befestigt, so wippe er auf und nieder. Wurde ihm diese Zimmergymnastik langweilig und machte er sich garkeine Bewegung, so wurde er krank, bekam wohl gar Skorbut. Die Beine schwollen ihm an und er war im Stande, eine ingrimmige Genugthuung in der Behauptung zu finden: er wäre leidend infolge der rigorosen Maßregeln des Gouverneurs. Im letzten Jahre seines Lebens faßte er aber wieder den Entschluß, zu leben. Er ritt ein wenig aus; sein Hauptinteresse aber nahm der Garten in Anspruch. Umgeben von einer Anzahl chinesischer Feldarbeiter grub, schaufelte und hackte er: er schämte sich dieser Arbeit nicht. Ein großer Maler, sagt Montholon, würde einen schönen Vorwurf für ein Bild gefunden haben in der Darstellung des gewaltigen Eroberers, wie er in roth ledernen Schuhen, einen breitkrempigen Strohhut auf dem Kopfe, mit dem Spaten in der Hand bei Tagesanbruch arbeitete, indem er zugleich die Leistungen seiner Dienerschaft und die der chinesischen Gärtner, die allerdings — wie Montholon sagt — ergiebiger waren, als die seinigen, kontrollirte. Paul Delaroche malte den Kaiser in diesem Anzuge; Napoleon ruht von seinen Arbeiten aus, müde und matt sehen seine Züge aus. Er durchwühlte die Erde und thürmte sie in einer so seltsamen Weise auf, daß Lowe von Furcht ergriffen wurde, seinen Schildwachen möchte die Aussicht verlegt werden. Deshalb erließ er eine feierliche Warnung: die Arbeiten dürften so nicht weitergeführt werden — daß er das Vorhandene nicht zerstörte, rechnete er sich als Verdienst an. Da auf Lowe jetzt nur wenig noch geachtet wurde, setzte Napoleon mit unerlahmtem Eifer seine Arbeiten fort, die ihm viel Zeit und Geld kosteten; er kaufte große Bäume und ließ dieselben mit Hilfe von Artilleristen und einigen hundert Chinesen von Ort zu Ort schaffen. Dies zerstreute ihn eine Zeitlang und veranlaßte, daß er sich Bewegung machte.

Dem unglücklichen Gefolge blieb Nichts übrig, als mitzugraben,

es mochte wollen oder nicht. Vielleicht aber war es doch eine willkommene Abwechselung in der Thätigkeit, denn die Arbeit im Hause war vielleicht noch härter. Napoleon haßte das Schreiben, ja er hatte die Kunst, zu schreiben, allmählich beinahe verloren: was er schrieb, war völlig unleserlich! Es wird erzählt, daß er bei seiner zweiten Verheirathung nur unter den unglaublichsten Schwierigkeiten einen Brief an den Schwiegerpapa Kaiser Franz zu Stande brachte; seine Sekretäre hatten viel Mühe, diesen Brief einigermaßen präsentabel zu machen. Napoleon konnte nur diktiren und er diktirte so, als wolle er sich dafür rächen, daß er nicht schreiben konnte. Es wird erzählt, daß er in Longwood einmal vierzehn Stunden hinter einander diktirt hat mit nur kurzen Zwischenräumen, um Das durchzulesen, was geschrieben worden war. Ihm zu folgen, war nicht leicht und Las Cases erfand für sich eine Art von Hieroglyphensystem. Zuweilen diktirte Napoleon eine ganze Nacht hindurch; um vier Uhr Morgens wurde nach Gourgaud geschickt, um an Stelle des völlig erschöpften Montholon zu treten. Napoleon versuchte wohl seine Sekretäre damit zu vertrösten, daß sie das Veröffentlichungsrecht von Dem haben sollten, was sie schrieben, wodurch sie zu vielem Gelde kommen würden. Diese Vorspiegelung aber unterdrückte die Seufzer nicht; wenn er darüber ärgerlich wurde, so sagte er ihnen das Gegentheil, nämlich: sie wären in einem großen Irrthum befangen, wenn sie dächten, daß Das, was sie schrieben, ihnen gehöre.

Was aus allen diesen Diktaten geworden ist, weiß man nicht — ein Theil davon wird wohl noch gar nicht veröffentlicht sein. Einiges Material mag auch anderweitig benutzt worden sein, wie z. B. in den „Cap-Briefen“. Gourgaud hatte den Kaiser im Verdacht, Verschiedenes selbst veröffentlicht zu haben, so auch das „Manuscript de Ste. Hélène“, welches jedoch sicherlich nicht von Napoleon geschrieben ist; ferner gedenkt Gourgaud auch eines Artikels in der „Edinburgh-Review“, welcher in Wahrheit von Mr. Allen in Holland-house auf Grund von Nachrichten des Cardinal Fesch und Louis Bonaparte's verfaßt war. Es ist wahrscheinlich, daß Vieles unter der Bezeichnung

von „Diktaten“ nach Europa gelangte; Gourgaud tadelte den Kaiser, daß derselbe so viele Pamphlete in die Welt hinaus schicke. Viele Schriftstücke sind in einem Winkel des Gartens eingescharrt worden und wohl nie wieder an's Licht gekommen.

Außer der Gartenarbeit, einem gelegentlichen Ritt, außer der Lektüre und dem Dictiren hatte Napoleon wenig Zerstreuungen. Eine Zeit lang machte es ihm Spaß, Lämmer zu kaufen und mit ihnen zu spielen, allein diese unschuldigen Scherze hielten nicht lange vor. Es wurde Polo gespielt, allein Napoleon nahm fast gar keinen Theil daran. Sport im eigentlichen Sinne des Wortes gab es nicht; Gourgaud war ein unermüdlicher Jäger, er schoß manchmal eine Taube, einen Fasan oder ein Rebhuhn, vielleicht auch eine Wildsau. Sir Hudson Lowe setzte Kaninchen aus, um Napoleon Gelegenheit zur Jagd zu geben; allein, ungeschickt wie gewöhnlich, wählte Lowe dazu gerade den Zeitpunkt, als Napoleon junge Bäume gepflanzt hatte; übrigens machten die Ratten schnell ein Ende mit den Kaninchen und retteten die Bäume: die Kaninchen waren daher bald wieder verschwunden. Napoleon fing erst in seinen letzten Lebenstagen an, wieder auf die Jagd zu gehen und vollführte dann Thaten, über welche ein richtiger Waidmann geweint haben würde. Die Jägerei war stets Napoleons schwache Seite gewesen; damals in Malmaison, wo er in seinem Zimmer eine geladene Flinte hatte, schoß er nach Josephines zahmen Vögeln. Jetzt, während seiner gärtnerischen Begeisterung, schoß er, um seine Neuerungen zu vertheidigen, nach den Lieblingsziegen der Madame Bertrand, zu deren nicht geringem Schrecken; auch anderes umherschweifendes Gethier, das sich innerhalb der Umfriedigung sehen ließ, fiel seiner Flinte zum Opfer. Als er einst einen Bullen gewahr wurde, streckte er denselben nieder; dann ließ er einige Ziegenböcke herbeischaffen, um sie zu schießen. Dem Gouverneur und seinem Collegen, Herrn de Montchenu, auch wohl dem Biographen Forsyth, mißfiel dieses „Geschieße“ in Longwood. Wenn nun, so fragte sich Lowe, Napoleon aus Versehen Jemanden erschösse, könnte Napoleon wegen Todtschlages prozessirt

und bestraft werden? Die Sache schien sich zu einem „ernsten Casus“ auszuwachsen, so ernst, daß sie dem Kronadvokaten zur Entscheidung vorgelegt wurde.

In der ersten Zeit machte Napoleon, wie man hörte, Spazierritte, allein er stand dabei unter der scharfen Controlle eines englischen Offiziers und das war ihm unerträglich: vier Jahre lang schwang er sich nicht in den Sattel. Während dieser langen Ruhezeit spöttelte er oft über sein Pferd: es gleiche einem Kanonikus, denn es lebe gut und arbeite wenig. Er sagte auch, er habe das Reiten nie gut erlernt und war der Meinung, das schönste und beste Pferd, welches er je besessen hätte, wäre der „Murad-Bey“ gewesen, nicht etwa der berühmte „Marengo“. Napoleon spielte etwas Billard, aber nicht gut; Reversi, welches er schon als Kind gespielt hatte, liebte er ebenso wie das Schachspiel. Er war dabei ein unglaublich ungeschickter Schachspieler und es war lediglich der Höflichkeit seiner Gefährten zuzuschreiben, wenn er nicht jedesmal besiegt wurde — er merkte es manchmal. An Bord des Northumberland spielte er vingt-et-un, gab es aber bald auf, als er bemerkte, daß zu hoch gesetzt wurde. Bei allen Spielen „mogelte“ er gern aus Scherz; das so gewonnene Geld aber lehnte er ab, indem er lachend sagte: „Was seid Ihr für Einfaltspinsel! So werden die jungen Männer aus guten Familien zu Grunde gerichtet.“

Es war offenbar erquickend für Napoleon laut zu lesen, obwohl er nicht besonders gut vorlas und gar kein Ohr für den Rhythmus der Verse hatte. Eine der Schwierigkeiten für Die, welche gern vorlesen, besteht darin, ein verständiges und williges Auditorium zu finden. Montholon erzählt uns von Einem, der einschlief (wahrscheinlich Gourgaud); der Kaiser hat es nie vergessen. Las er seine eigenen Memoiren vor, so entpuppte sich der Schläfer Gourgaud zum genialen Kritiker mit so strengen Bemerkungen, daß Napoleon schließlich Nichts aus seinen Memoiren mehr vorlesen wollte.

An einem der Leseabende — es handelte sich um „Paul und Virginie“ — bricht Gourgaud in Thränen aus, während Madame

de Montholon sich darüber beschwert, daß ein so ergreifender Vortrag die Verdauung störe.

Man behauptete, Napoleon declamire nach Art Talma's; eine längere Declamation französischer Tragödien aber mag trotzdem in einem warmen Klima wohl zur Ruhe einladen; Tragödien las Napoleon besonders gern vor, namentlich die des Corneille.

Wir wissen von einer Unterhaltung über Corneille's Trauerspiele, welche der Kaiser in den düstern Sälen des Kreml hatte: „Ich bin vor Allem ein Freund von Tragödien," sagte er, „von Tragödien so erhaben wie Corneille sie schrieb. Corneille's große Helden sind lebenswahrer als sie in der Geschichte erscheinen, denn man sieht sie nur in wirklichen Krisen, sieht sie im letzten Augenblick; man ist nicht belastet von der vorbereitenden Detailarbeit und den Conjecturen, welche der Historiker oft und noch dazu irrthümlicherweise herbeischafft. Das ist für den Ruhm umso besser, denn Vieles ist Nichts werth und sollte weggelassen sein; jedenfalls sollte es in der Bühnendarstellung des Helden verschwinden. Wir sollen ihn sehen wie eine Statue, in welcher die Schwäche, die zitternden Bewegungen des Fleisches nicht mehr wahrnehmbar sind." Nächst Corneille scheint Napoleon Racine geschätzt zu haben; er war katholisch in seiner Geschmacksrichtung; er würde sich bereitwillig für Beaumarchais und die Erzählungen aus „Tausend und einer Nacht" entschieden haben, allein darin hätte ja eine Concession an die Oberflächlichkeit seines Auditoriums gelegen. Wie seinem großen Gegner Pitt gefiel ihm „Gil Blas", aber er hielt das Buch nicht geeignet für junge Leute, weil Gil Blas nur die dunklen Seiten der menschlichen Natur sieht und die jungen Leute fälschlicher Weise glauben könnten, daß das ein getreues Bild der Welt wäre. — Häufig las Napoleon in der Bibel; zuweilen vertiefte er sich auch in Uebersetzungen von Homer, Virgil, Aeschylus und Eurypides. Aus der englischen Litteratur wählte er wohl „Paradise lost", Hume's „History of England" und „Clarissa Harlowe". Mit Ossian verkehrte er wie mit einem alten Freunde. Für Voltaire's „Zaire" hatte er eine große Vorliebe.

Er hatte Madame de Montholon eines Abends gebeten, für die Abendunterhaltung eine Tragödie vorzuschlagen; ihre Wahl fiel auf „Zaire“ und nun gab es „Zaire“ Abend für Abend, bis Alle schon dem bloßen Namen zu gähnen anfingen.

Man wundert sich, daß Bossuet gar keine Erwähnung findet. War nicht der berühmte Bischof der erste Schriftsteller gewesen, der den jungen Napoleon innerlich bewegt hatte? Sein Abriß einer Universal-Geschichte hatte den noch schlummernden Geist wachgerufen, wie Lodi des jungen Generals Ehrgeiz. An dem glücklichen Tage, an welchem er in dem Buche Bossuet's von Cäsar, Alexander, von den großen Reichen, wie eins dem andern gefolgt war, las, zerriß im Tempel, wie er uns sagt, der Schleier und er sah, wie die Götter im Himmel wandeln. Von der Zeit an verließ ihn die Erinnerung an dieses Bild in keinem seiner Feldzüge, weder in Aegypten, noch in Syrien, noch in Deutschland. Auf St. Helena war es verschwunden — daher kommt es, daß er dort Bossuet's nicht erwähnt.

Napoleon war sein Leben lang ein großer Bücherleser, obwohl er angiebt, er habe während der Zeit, da sein Leben der Oeffentlichkeit angehörte, nur Das gelesen, was von direktem Nutzen für seine Pläne sein konnte. Auf der Schule in Brienne war sein stetes Verlangen nach Büchern eine förmliche Plage für den Bibliothekar gewesen. Als Lieutenant in Valence las er, was immer ihm in die Hände fiel.

„Als ich Artillerielieutenant war,“ so erzählte er den in Erfurt um ihn versammelten Fürsten, „lag ich drei Jahre lang in Valence in Garnison. Ich verbrachte die Zeit damit, daß ich die dortige Bibliothek Buch für Buch durchlas und nochmals las.“ Später war auf seinen Reisen zur Armee sein Wagen stets vollgepfropft mit Büchern und Brochuren, welche er zum Fenster hinaus zu werfen pflegte, wenn er fertig mit dem Durchlesen war. Auch wenn er mit Josephine auf Reisen war, wurden die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes in den Wagen gestopft und Josephine spielte die Vorleserin.

Obwohl Napoleon erklärte, daß er mit seiner Lektüre nur praktische Zwecke verfolge, hatte er doch für die Reise eine besonders sorgfältig ausgesuchte, leicht transportable Büchersammlung bei sich. Er hatte die Absicht, zu diesem Zwecke 3000 Bände besonders für seinen Gebrauch drucken zu lassen, als er jedoch vernahm, daß dazu sechs Jahre nothwendig sein und die Kosten sich auf eine Million Pfund Sterling belaufen würden, nahm er wieder Abstand von seinem Vorhaben. Selbst auf das Schlachtfeld von Waterloo begleitete ihn seine Reisebibliothek in sechs großen Kisten mit 800 Bänden; darunter waren die Bibel, Homer, Ossian, Bossuet und alle Schriften Voltaire's. Drei Tage nach seiner endgültigen Abdankung verlangte er schriftlich nach der Bibliothek von Malmaison, nach Büchern über Amerika, das Land, in welches er zu übersiedeln damals vorhatte, ferner nach Büchern über ihn selbst und seine Feldzüge, auch nach einigen Jahrgängen des „Moniteur", nach guten Diktionären und Encyklopädien u. s. w.

Jetzt, in seiner Einsamkeit, vertiefte er sich am liebsten in Werke über Geschichte, Philosophie, Strategie und in die neuere Memoirenlitteratur: in einem Jahre las er an Memoiren allein 72 Bände; dabei verhielt er sich dieser Lekture gegenüber durchaus nicht passiv; er bekritzelte die Ränder, diktirte kritische Notizen. Das laute Lesen beschränkte sich auf Werke der Belletristik; die Auswahl würde kaum das Verlangen aufkommen lassen, mit unter die Zahl der Zuhörer zu gehören: das ihm zur Verfügung stehende Auditorium schätzte, wie wir hörten, sein Vorrecht auch nicht besonders hoch.

Was in Bezug auf Napoleons Gewohnheiten auf St. Helena vor Allem auffällt, ist die Unbeständigkeit, der sich schnell einstellende Ueberdruß. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, ein in einem Käfig eingesperrtes Thier vor sich zu haben, welches ruhelos und ziellos am Gitter auf- und abrennt und in die Außenwelt mit der Verzweiflung seiner wilden Augen blickt. Wenn sich Gourgaud schon von Langeweile geplagt fühlte — wie schrecklich mußte dieselbe auf dem Kaiser lasten!

Für gewöhnlich ist Napoleon ruhig und zeigt stoischen Gleichmuth, zuweilen sucht er Trost in einem Ausdruck von unnahbarer Hoheit, stößt wohl auch einen Seufzer aus, der den erhabenen Dulder kennzeichnet. „Meiner Laufbahn," pflegte er wohl zu sagen, „hat das Unglück gefehlt." Er greift nach einem der offiziellen Jahrbücher seiner Regierung: „Ein schönes Kaiserreich! Ich herrschte über 83 Millionen menschlicher Wesen, d. h. über mehr als die Hälfte der Bevölkerung Europa's." Er bemüht sich, seiner inneren Bewegung Herr zu werden, während er in dem Buche blättert — er summt eine Melodie, er ist sichtlich bewegt!

Ein anderes Mal sitzt er in tiefes Schweigen versunken da und stützt den Kopf mit den Händen; plötzlich springt er auf und ruft: „Alles in Allem — welch eine Ballade war mein Leben." Mit diesen Worten verläßt er das Zimmer. Der Ruhm tröstet ihn nicht, denn er zweifelt am Ruhme: „Alle meine Einrichtungen, Alles, was ich gründete, wird abgeschafft, die Universität, die Ehrenlegion — bald werde ich vergessen sein!" Ein anderes Mal: „Die Geschichte wird meiner kaum Erwähnung thun, ich bin überwältigt. Wäre ich im Stande gewesen, meine Dynastie zu erhalten — ja dann wäre es anders gekommen." Befürchtungen für die Zukunft, Reue über die Vergangenheit, die Monotonie eines gefesselten Daseins — das waren die Quälgeister, die Tag aus Tag ein über seine Seele herfielen. Sechs Jahre lang währte der bittere, sich zwischen Reue und Verzweiflung windende Todeskampf!

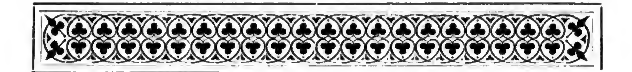
Auf sich selbst angewiesen, wandelte sich seine ruhelose, seine brachgelegte Energie in eine nach Innen gerichtete verzehrende Thätigkeit. Er konnte nur leben, indem er in einemfort arbeitete. Arbeit, sagte er, wäre sein Element, er wäre geboren, wäre gemacht, um zu arbeiten ..... Er habe die Grenzen seiner Kräfte im Gehen, im Sehen u. s. w. kennen gelernt, habe aber nie die Grenze seiner Arbeitskräfte entdeckt. Chaptal sagt, es wären bei Napoleon weder Körper noch Geist zu ermüden gewesen. Wie sollte auf St. Helena für diese gewaltige Maschine Verwendung gefunden werden? Die

Kräfte seines Gehirns, seiner Nerven, seines Leibes, die mit der ganzen Welt im Kampf gestanden hatten, wandten sich jetzt wider ihn selbst und zerbrachen ihn. Was war ihm geblieben? Trockene Brocken, die er hinunterwürgen mußte. Er lernte so viel von der englischen Sprache, als er brauchte, um englische Zeitungen zu lesen, um zu wissen, was Europa, das er unter seiner Fuchtel gehabt hatte, that; er diktirte Memoiren, gab Winke über Dinge, die ihn augenblicklich interessirten, schimpfte über seine Wärter, hielt so gut er konnte seinen kleinen Haushalt in Ordnung — das war Alles! Sein Leben in Longwood hat keine Parallele in der Geschichte: die Welt machte sonst stets mit ihren Cäsaren kurzen Prozeß.

Napoleon hatte den Tod gesucht in der Schlacht, hatte selbstmörderisch Hand an sich selbst gelegt — vergebens. Die sich fortwährend wider ihn erneuernden Mordanschläge waren erfolglos, die Hoffnungen unserer Minister, die französische Regierung werde ihn mittelst Kugel oder Strick beseitigen, waren unerfüllt geblieben; so hatte sich denn Europa an die noch nie dagewesene Aufgabe gemacht, eine Kraftfülle in Banden zu legen, welche zu übermächtig erschien, um nicht die Wohlfahrt, die Sicherheit der Welt zu gefährden.

Das ist das Problem — das abscheuliche Problem — welches die an sich geringfügigen Vorgänge auf St. Helena so ergreifend macht, zu so hoher Tragik aufbauscht. —

Anmerkung des Uebersetzers. Da Napoleon, wie man auf S. 196 ꝛc. hörte, so großes Interesse an dem Roman „Clarissa" (Harlowe) nahm, dieser aber in Deutschland wenig bekannt ist, so dürfte eine kurze Notiz willkommen sein. Verfasser des Buches ist Samuel Richardson (1680—1761), der erste englische Novellist, der den Familienroman cultivirte. Der Inhalt ist folgender: Clarissa, eine schöne Repräsentantin edler Weiblichkeit, soll von ihrer habgierigen Familie an einen Unwürdigen verheirathet werden — Clarissa weigert sich und verfällt dem Haß der Ihrigen. Sich vor demselben zu retten, weiß sie keinen anderen Weg, als sich dem Schutz eines ihrer Anbeter — Lowelace heißt er — anzuvertrauen. Dieser ist ein sehr liebenswürdiger Weltmann, aber in moralischer Beziehung ein Taugenichts. Clarissa zu heirathen fällt ihm nicht ein, aber sein nennen möchte er die Unvergleichliche doch — er schafft sie in ein verrufenes Haus und wird ihrer Herr mittelst Gewalt und der Anwendung von Betäubungsmitteln. Sie stirbt an gebrochenem Herzen — er durch den kräftigen Degenstoß eines Rächers der Ehre Clarissa's.



Capitel XIII.

Die Gespräche Napoleons.

Es ist nicht angezeigt, jedes Wort zu verzeichnen, welches von den Lippen eines berühmten, in der Zurückgezogenheit lebenden Mannes fällt!

Ein Geist, der an beständige Thätigkeit gewöhnt und plötzlich derselben beraubt ist, gleicht einer Maschine ohne Führer.

Ein großer Mann ist zu lauten Selbstgesprächen geneigt und dann durchbricht die zurückgehaltene Leidenschaft, Rache und Zorn alle Dämme.

Napoleon war sich dieser Gefahr bewußt. „Es ist recht, daß Sie mich aufhalten," sagte er zuweilen, „ich sage stets mehr, als ich zu sagen wünschte, wenn ich von Dingen zu sprechen anfange, welche von so gewaltigem Interesse sind."

Hiervon ist in den Gesprächen Napoleons auf St. Helena nicht viel zu merken. Manchmal läßt er wohl seinem Zorn über den Gouverneur, über die Einschränkungen, auch über den einsamen Felsen selbst die Zügel schießen, im allgemeinen aber ist er ruhig und nachdenklich; er denkt laut und oft in Widersprüchen. Dieses geistige Sichgehenlassen wurde von Lavalette bemerkt, als Napoleon von Elba zurückkehrte, „ich habe ihn nie," sagt dieser, „in einer so vollkommenen Ruhe gesehen: kein bitteres Wort für irgend Jemand, keine Ungeduld,

er hörte auf Alles und verhandelte über Alles mit jener Geistesschärfe, welche an ihm so beneidenswerth war; er gestand seine Fehler mit rührender Offenheit ein, er besprach seine Lage mit einer Umsicht und Klarheit, zu der seine Feinde sich wohl schwerlich aufschwingen konnten."

Die uns überlieferten Gespräche Napoleons bieten eine gewisse Schwierigkeit. In den zwei ersten Jahren des Consulates war Napoleon in seinen Gesprächen meist zugeknöpft. Diejenigen, vor denen er sich vielleicht zuweilen hat gehen lassen, wie Duroc, Berthier und Bertrand, sind stumm geblieben. Er sprach unzweifelhaft viel in der Oeffentlichkeit, aber alsdann sagte er nicht Das, was er dachte, sondern Das, was er wünschte, daß man glauben sollte. Auf St. Helena begegnen wir einer großer Masse von solchen Reden, denn er war sich bewußt, daß er vor Leuten stand, die Tagebücher führten. Las Cases und Montholon bringen weiter Nichts.

In die Zeit seiner Regierung fallen Beispiele über Beispiele von jener klaren beredten und schneidigen Art der Auseinandersetzung, wie er sie für offizielle Zwecke in Bereitschaft hatte. Villemain giebt einige bewunderungswürdige Muster, gegründet auf die Autorität Narbonne's. Sie sind beinahe zu sorgfältig ausgearbeitet, um als authentisch zu gelten. Es ist kaum Einer unter den unzähligen Memoirenschreibern aus der Zeit der napoleonischen Aera, der nicht den Versuch gemacht hätte, Proben von Napoleons Sprechweise vorzulegen.

Aber um den viel und verschiedenartig beschriebenen Mann so aufzufassen, wie er wirklich war, müssen wir uns nach anderen Quellen umsehen. Wir möchten behaupten, daß Roederer derjenige Autor ist welcher die Gespräche Napoleons am zuverlässigsten wiedergiebt. Er giebt uns Proben des ursprünglichen, des „Consularstiles" aus der Zeit, da Napoleon noch in Manieren und Umgebung ein Republikaner war, als er noch ein Lernender im Bereich der Civilverwaltung war, ehe er an eine Krone dachte: Proben seiner Reden im Staatsrath, Plaudereien in Malmaison oder St. Cloud, endlich auch lange Gespräche aus späterer Zeit, wörtlich, in voller Lebendigkeit wiedergegeben.

Man lese z. B. Roederer's Bericht über seine Unterhaltungen mit Napoleon im Januar und Februar 1809, im Jahre 1811 und namentlich im Jahre 1813. Sie geben nach unserer Auffassung die lebendigste Darstellung, die vom Kaiser überhaupt existirt. Kurz, offen, manchmal brutal, aber stets interessant — so scheint die wirkliche Sprachweise Napoleons gewesen zu sein. Das Geheimniß des Zaubers lag darin, daß er augenblicklich die ganze Kraft seines Geistes auf ein Thema concentriren konnte, er breitet augenblicklich mit Hülfe von Erinnerungen, von historischen Parallelen, mit der ihm angeborenen Schlauheit und allgemeiner Kenntniß der Menschheit und besonders der Leute, mit denen er zu thun hatte, Licht darüber.

Es ist leider nicht möglich, einen genügend klaren Ueberblick über Napoleons Unterhaltungen auf St. Helena zu gewinnen. Sie werden uns in einer Menge von Bänden von verschiedenem Werthe und verschiedener Zuverlässigkeit geboten, und es ist gar schwierig, die Spreu vom Hafer zu sondern. Einige dieser Bücher sind mit Diktaten Napoleons angefüllt, welche selbstverständlich Interesse erwecken, aber doch keine Gespräche im eigentlichen Sinne sind. In Bezug auf Gespräche, wie sie in Longwood geführt wurden, ist wohl Gourgaud der sicherste Vermittler und stehen seine Berichte hoch über denen der Anderen. Montholon ist nicht zuverlässig, nicht so intelligent. Las Cases schmückt aus und erfindet. O'Meara's Buch ist eine Uebersetzung in's Englische von in italienischer Sprache angeblich geführten Gesprächen. Was gesagt wird, ist geistvoll und unterhaltend, allein alles Andere ist Frage. Gourgaud giebt unseres Erachtens einen ehrlichen Bericht und, wenn man das häßliche Gestöhn der Eifersucht und seine Unausstehlichkeit bei Seite schiebt, ein genaues Bild. Was besonders bemerkenswerth ist, ist der Zug von rauher Wahrheit in Dem, was er berichtet. Es sind keine Erinnerungen im Frack: es sind Notizen auf der Manschette, auf dem Daumennagel. Wo Gourgaud von Las Cases und Montholon abweicht, sind wir keinen Augenblick im Zweifel, wem wir glauben sollen. Bei feierlichen Gelegenheiten beeilen jene sich, ihren Helden mit der

Toga zu drapiren; Gourgaud hingegen faßt ihn auf wie und wo er ist, im Bade, im Bett, mit dem Panamahut oder mit dem bunten Tuch um den Kopf, in übler, in guter Laune. Es mögen hier zwei Beispiele angeführt sein: es handelt sich um die Hinrichtungen Ney's und Murat's.

Montholon berichtet, der Kaiser habe am 21. Februar gesagt: „Der Tod Ney's ist ein Verbrechen . . das Blut Ney's war für Frankreich heilig. Sein Benehmen im russischen Feldzuge war unvergleichlich! Man hätte das Verbrechen des Hochverrathes mit dem Aegis-Schild verdecken müssen, falls Ney wirklich Hochverrath begangen hätte. Ney hat den König nicht hintergangen . . . ." Dies wäre der Ausdruck von Empfindungen, wie sie das Publikum von Napoleon erwartet hätte. Kaum möglich aber ist es, daß am 21. Februar Napoleon sich so ausgesprochen haben könnte, da er die Nachricht von Ney's Hinrichtung nicht vor Mitte März erhalten konnte. Gourgaud weiß auch garnichts von diesen Aeußerungen. Er berichtet, daß Napoleon in seinen Anschauungen schwankend gewesen wäre. Das eine Mal habe Napoleon gesagt: „sie haben Ney ermordet," das andere Mal: „dem Ney ist recht geschehen, Niemand darf sein Wort brechen; mir sind Verräther verächtlich, Ney hat sich selbst entehrt, er war von hohem Werth auf dem Schlachtfeld, aber es fehlte ihm an Moralität, er war dumm." Napoleon ist sogar so weit gegangen, damals zu sagen, er hätte Ney nicht zum Marschall machen sollen; Ney hätte Divisionsgeneral bleiben müssen; denn er hätte — wie Caffarelli sagte — gerade soviel Courage und Ehrenhaftigkeit wie ein Husar gehabt. Napoleon sagte, daß Ney im Jahre 1814 Nichts wie ein Verräther gewesen wäre, daß er sich, wie stets in seinem Leben, als Lump benommen hätte. Man stelle einmal diese Aeußerung dem Bedauern der Herzogin von Angoulême gegenüber, welche bei der Lektüre von Ségur's Geschichte des russischen Feldzuges ausrief: „Hätten wir 1815 gewußt, was Ney in Rußland geleistet hat, er wäre nie erschossen worden." Man stelle Napoleons Aeußerung auf St. Helena auch der gegenüber, welche der Kaiser in Rußland machte.

„Welch ein Mann!" rief er. „Welch ein Soldat! Ney ist verloren. Ich habe in den Kellern der Tuilerien dreihundert Millionen, ich würde sie hergeben, um ihn zurück zu bekommen." Wir können aus dieser jähen Meinungsänderung darauf schließen, daß Napoleon die schreckliche Unterredung mit Ney in Fontainebleau im April 1814 nie verziehen hat — auch nicht das Versprechen Ney's im Jahre 1815, den Kaiser in einem Käfig nach Paris zurückzubringen. Napoleon berief ihn zur Armee im letzten Augenblick kurz vor Ligny. Von einer Zuneigung zwischen den beiden Helden war wohl nie die Rede.

Was die Nachricht vom Tode Murat's betrifft, so fällt es zunächst auf, daß dieselbe von drei Seiten an den Kaiser gelangt sein soll. Las Cases liest dem Kaiser die Zeitungen vor und dabei auch die Todesnachricht. „Der Kaiser," so vermeldet Las Cases, „packt mich am Arm und schreit: die Calabrier waren menschlicher, edelmüthiger als Die, welche mich hierher schickten! Er schwieg und ich fuhr fort vorzulesen." Dies wird wohl die „autorisirte" Lesart sein, denn sie kehrt in den „Cap-Briefen" wieder.

Nun kommt O'Meara und sagt, er habe den Kaiser zuerst vom Tode Murat's benachrichtigt.

„Der Kaiser," so berichtet er, „frug mich, ob Murat auf dem Schlachtfelde gefallen wäre. Ich nahm erst Anstand, die Wahrheit zu sagen, daß sein Schwager wie ein Verbrecher hingerichtet worden wäre. Als er jedoch seine Frage wiederholte, theilte ich ihm mit, in welcher Weise Murat zu Tode gekommen war. Er hörte mir zu, ohne die geringste Veränderung in seinen Zügen."

Nun tritt auch Gourgaud noch als der Erste auf, der seinem Herrn die traurige Nachricht unterbreitete: „Se. Majestät blieben vollkommen ruhig und bemerkten nur, Murat müsse von Sinnen gewesen sein, ein solches Unternehmen zu wagen. Ich sagte, es schmerze mich tief, zu denken, daß ein so braver Mann wie Murat, der so oft dem Tode ins Gesicht gesehen hätte, durch die Hände solcher Menschen sterben mußte. Der Kaiser rief zustimmend: schrecklich, schrecklich! Ich stellte darauf die Behauptung auf, Ferdinand hätte

nicht zugeben dürfen, daß Murat getödtet wurde. „Das ist Eure Art zu denken," rief jetzt mit einem Male der Kaiser, „handelt es sich um einen Thron, da muß man sich schon mehr vorsehen. Als französischer General konnte Murat doch nicht mehr gelten. Als König? Er war nie anerkannt worden (seitens der Bourbonen). Ferdinand ließ ihn erschießen, wie er andere Leute hängen ließ." Gourgaud beobachtete den Kaiser, als ihm nähere Nachrichten aus den Zeitungen vorgelesen wurden und sagt, man habe ihm wohl angesehen, daß er sich schmerzlich bewegt fühlte.

Wer von den drei Chronisten in Wahrheit der Erste war, der den Kaiser unterrichtete, ist nicht nachzuweisen; Gourgaud's Mittheilung hat in ihrer Lebendigkeit am meisten den Ton der Wahrheit. Lange nachher sagte einmal Napoleon zu Gourgaud: „Murat hat empfangen, was er verdient hat. Aber es ist meine Schuld; mehr als Marschall durfte Murat nicht werden, weder König von Neapel, noch Großherzog von Berg."

In den wenigen Proben der Gespräche Napoleons auf St. Helena, welche wir hier vorlegen, halten wir uns lediglich an Gourgaud's Aufzeichnungen. Napoleon hatte die Eigenthümlichkeit, sich vielfach zu wiederholen und zu widersprechen und so gelangen wir zu verschiedenen, sich der Vergleichung darbietenden Lesarten.

Eines der Hauptthemata für die Gespräche in Longwood bildete die Religion: eines der Bücher, in welchem Napoleon am liebsten las, war die Bibel. Es handelte sich bei seiner Bibellektüre nicht immer um erhabene Dinge — einmal las er das Buch Samuelis und das Buch der Könige, nur um zu sehen, welches Urtheil darin über die legitime Monarchie enthalten wäre. Ein anderes Mal, wenn er nach der Bibel griff, handelte es sich um weniger weltliche Dinge. Napoleon war ein großer Bewunderer des Apostel Paulus: es kam ihm wohl oft weniger auf Erbauung an, als auf diese oder jene Glaubensfrage. Es sind uns einige Anekdoten gegenwärtig, aus welchen wir ersehen, daß Napoleon oft nach den Sternen am Himmel hinauf wies und sich in unbestimmten Ideen über Deismus erging.

Newman macht uns in schwungvoller Sprache mit einem Ausspruch Napoleons bekannt, welcher dessen abschließendes Urtheil über das Christenthum enthalten soll: der Kaiser habe den schattenhaften Ruhm eines Cäsar, eines Alexander neben die lichtvolle, lebendige Kraft Jesu Christi gestellt und seine Betrachtungen dahin zusammengefaßt: „Kann Christus weniger sein als göttlich?“ Der ungefärbte „veritable“ Napoleon gab sich allerdings in einer ganz anderen Weise: hören wir Gourgaud.

Der General sprach einmal in einer sternenhellen Nacht von den funkelnden Welten dort oben und ihrem Schöpfer ganz in der von anderen Chronisten dem Kaiser angedichteten Form — Napoleon verhöhnt ihn!

Es scheint, als habe der Kaiser viel Neigung für den Muhamedanismus gehabt; seine Bedenken wider das Christenthum gipfelten in dem Einwand, daß es nicht lange genug bestehe. Wäre es vorhanden seit Anbeginn der Welt, dann könnte er wohl an seine Lehren glauben. Das Christenthum hätte sich bis auf unsere Zeit schwerlich erhalten können, wäre die Kreuzigung, wäre die Dornenkrone nicht gewesen — die Menschheit wäre einmal so. Er könne eine Religion nicht zulassen, welche einen Sokrates, einen Plato verdamme. Warum solle es denn eine Bestrafung in alle Ewigkeit geben? Auch erklärte er öfter, daß ihn die ägyptischen Scheichs mit ihren Argumenten, wonach Diejenigen, welche drei Gottheiten verehrten, jedenfalls Heiden sein müßten, vielfach in Verwirrung gebracht hätten.

Der Muhamedanismus ist nach Napoleon einfacher, ist dem Christenthum überlegen, weil er innerhalb von zehn Jahren die halbe Welt erobert hat — eine sehr charakteristische Bemerkung — während das Christenthum dreihundert Jahre gebraucht habe, um Fuß zu fassen. Ein anderes Mal wieder erklärte er, der Muhamedanismus wäre die schönste von allen Religionen. Einmal sagte er sogar: „Wir Muhamedaner.“

Obwohl er also den Muhamedanismus dem Christenthume vorzog, stellt er doch die römische der anglikanischen Kirche vor, jeden-

falls den Ritus der ersteren dem Ritus der letzteren. Als Grund seiner Bevorzugung führt er an, daß in der römischen Kirche das Volk die Gebete nicht verstehe; er meint, ein Versuch, dergleichen Dinge klar zu machen, würde nicht weise sein; übrigens ist er der Meinung, daß die Priester heirathen sollten, obwohl er selbst Anstand nehmen würde, einem verheiratheten Priester zu beichten, „weil dieser doch seiner Frau Alles mittheilen würde.“ Er erklärt, daß er selber, da er gesalbt wäre, die Beichte einem Reumüthigen abnehmen könnte; er ist der römischen Hierarchie weniger wohlgesonnen, als dem römischen Ritual; dem Papstthum steht er entschieden feindlich gegenüber. England und Nordeuropa hätten sich wohlweislich von diesem Joch befreit, denn es wäre doch lächerlich, daß ein Staatsoberhaupt nicht zugleich das Oberhaupt der Staatskirche sein sollte. Aus diesem Grunde bedauert er, daß Franz I nicht das that, was er beinahe gethan hätte, d. h. daß er sich und sein Volk nicht emanzipirte, indem er für die Reformation eintrat. Er selbst habe es in früheren Tagen bereut, daß er in seinem schweren Kampf wider das Papstthum nicht, anstatt das Concordat zu schließen, Protestant geworden wäre. Die Nation würde ihm gefolgt sein und sich so vom römischen Joch befreit haben.

Je weiter er in seinen Erörterungen kam, desto mehr Feindschaft zeigte er gegen das Christenthum „Was mich betrifft,“ sagte er bei einer solchen Gelegenheit, „so steht meine Ueberzeugung fest, daß Christus (ein Göttlicher?) nie existirt hat. Er wurde hingerichtet wie jeder andere Fanatiker, der sich für einen Propheten oder Messias ausgab. Solche Leute hat es zu allen Zeiten gegeben. Ich wende mich vom neuen zum alten Testament, da finde ich einen allerdings hervorragenden Mann: Moses. Die Juden handelten feige und grausam.“ Nach einigen weiteren Worten greift er plötzlich nach einer Karte und sagt, er wolle über die Feldzüge des Moses Etwas schreiben.

Schwach ist sein Glaube in den Erlöser, denn er stellt es als etwas Außergewöhnliches hin, „daß der Papst Pius VII in der That an Christum geglaubt habe.“

Er selbst wäre als ein menschliches Wesen, so erklärte er, Materialist. Zuweilen sprach er die Meinung aus, der Mensch wäre in einer besonderen Lufttemperatur, zuweilen wieder, der Mensch wäre aus Lehm geschaffen, wie Herodot erzähle, daß der Nilschlamm in Ratten verwandelt wurde, daß der Lehm, von der Sonne erwärmt, mit einem elektrischen Fluidum in Verbindung gekommen wäre.

„Sagt, was Ihr wollt, Alles ist Materie, mehr oder weniger mit Organen ausgestattet. Wenn ich auf der Jagd einem Hirsch den Bauch aufschneiden ließ, sah ich, daß das Innere ebenso wie das des Menschen war. Der Mensch ist nur ein vollkommeneres Wesen als ein Hund oder ein Baum und lebt besser. Die Pflanze ist das erste Glied einer Kette, in der der Mensch das letzte ist. Ich weiß wohl, daß dies der Religion widerspricht, allein es ist meine Ueberzeugung: daß wir Nichts als Materie sind."

Ein anderes Mal sagte er: „Was ist Electricität, was ist Galvanismus, was ist Magnetismus? In ihnen liegt das große Geheimniß der Natur. Der Galvanismus ist im Stillen thätig. Ich denke mir, daß der Mensch ein Produkt solcher Fluida und der Atmosphäre ist, daß das Gehirn diese Fluida aufsaugt und Leben giebt, daß die Seele aus diesen Fluida besteht, welche nach dem Tode in die Atmosphäre zurückkehren, von wo sie in andere Gehirne übergeleitet werden."

Wieder ein andres Mal: „Wenn wir todt sind, mein lieber Gourgaud, sind wir vollkommen todt. Was ist eine Seele? Wo ist die Seele eines Menschen der schläft, wo ist die Seele eines Wahnsinnigen, wo ist die eines neugeborenen Kindes?"

Wieder ein anderes Mal bricht er in die Worte aus: „Würde ich gezwungen sein, eine Religion zu haben, so würde ich die Sonne verehren, sie ist die Quelle alles Lebens, ist der wirkliche Erdengott."

Viele mögen glauben, daß Napoleon so sprach, weil er Gourgaud, der ein Gläubiger, mehr oder weniger orthodox war, Opposition machen wollte. Wir möchten wirklich glauben, daß er sich oft in diesem Sinne nur deshalb ausließ, um die Stärke des orthodoxen

Bekenntnisses herauszufordern. Oft ist er wohl auch nur dabei, in der Bitterkeit seines Herzens laut zu denken, z. B. wenn er sagt, daß er an einen gerechten, strafenden und belohnenden Gott nicht glauben könne, denn die guten Menschen wären allzeit unglücklich, die Schurken allzeit glücklich: „Sehen Sie diesen Talleyrand, er ist sicher, im Bett zu sterben.“

Bertrand glaubt, so berichtet Gourgaud, daß der Kaiser „Religion habe.“ Ja, man möchte wirklich annehmen, daß Napoleon religiöser war als ihn seine Unterhaltungen hinstellen. Er war das Kind der alle Religion verleugnenden Revolution, und doch steckte so viel Kraft in ihm, eine muthige, große That, die größte seines Lebens, zu vollführen: die Wiederherstellung der französischen Kirche! Ihr folgte der Abschluß des Conkordates und — dann? Zwang er nicht seine widerhaarigen Waffengefährten, mit ihm in die Kirche zu gehen?

Gleichviel welche Beweggründe er hatte, sie müssen gewaltig gewesen sein, sonst hätte er nicht mit den Anforderungen revolutionären Auftretens gebrochen; religiöses Gefühl, religiöse Gebräuche, welche sich wohl noch schüchtern im bürgerlichen Leben zeigten, waren bei den französischen Soldaten vollständig verschwunden. „Die französische Armee — sagt Graf Lavalette an einer Stelle, an welcher er vom ägyptischen Feldzuge spricht — war auffallend frei von allen religiösen Gefühlen.“

Derselbe Autor erzählt eine komische Geschichte von einem französischen Offizier, welcher sich mit ihm in einem anscheinend dem Untergange geweihten Boot befand. Der Offizier betet im Augenblick der äußersten Gefahr ein Vaterunser von Anfang bis zu Ende. Als die Gefahr vorüber ist, überkommt ihn Scham und er entschuldigt sich mit folgenden Worten: „Ich bin 38 Jahre alt und habe seit meinem sechsten Jahr nicht mehr gebetet. Ich kann nicht begreifen, wie mir das Gebet gerade in den Kopf kam und ich muß sagen, daß es mir in diesem Augenblick unmöglich wäre, mich auch nur auf ein einziges Wort desselben zu besinnen.“

Die religionsfeindliche Stimmung scheint im Allgemeinen in Frankreich fortgedauert zu haben trotz des Conkordates bis ans Ende der napoleonischen Regierung; wir hören von demselben Autor, daß, als bei der großen Feier auf dem „Champ de Mai“ während der „hundert Tage“, als das Hochamt in Gegenwart des Kaisers abgehalten wurde, die Leute dem Altar den Rücken zuwandten.

Sein Lagerleben, seine aus der Revolutionszeit stammenden Beziehungen, sein Conflict mit dem Papste hielten den Kaiser fern von dem Glauben, in welchem er geboren war. Talleyrand sagte einmal zu Henry Greville, Ludwig XVIII wäre bei seiner Ankunft in Paris überrascht gewesen, in der Bibliothek seines Vorgängers hauptsächlich Bücher theologischen Inhalts gefunden zu haben: diese Bücher wären Napoleons Lieblingsstudium gewesen. Greville frug darauf, ob Talleyrand Napoleon für einen Gläubigen hielte. „Ich möchte beinahe denken, daß er wohl selbst ein Gläubiger war daß er aber dem Geschmack seiner Unterthanen folgte.“ Wir können dazu nur bemerken, daß die Religiosität Napoleons gewiß der seines Thronnachfolgers oder der des Fürsten von Benevent gleich kam.

Alles, was wir mit Sicherheit Napoleons Gesprächen auf St. Helena entnehmen können, ist Das, daß er eine große Neigung zeigte, über religiöse Fragen zu debattiren. Er grübelte und kämpfte. Eine Bemerkung, welche er auf St. Helena fallen ließ, ist vermuthlich ein Zeichen von dem wirklichen Zustande seiner Seele. „Nur ein Narr“ — ruft er — „kann sagen, er wolle ohne Beichtvater sterben. Es giebt so Vieles, was man nicht kennt, was man nicht erklären kann.“ Was er von den Geheimnissen der Religion sagte, können wir von dem Zustande seines inneren Wesens sagen: da ist Vieles, was man nicht kennt, was man nicht erklären kann.

Außer diesem erhabenen Thema spricht Napoleon über hunderterlei andere Dinge, deren Auswahl ebenso interessant ist als die Art der Besprechung; außer seinen Erinnerungen begegnen wir gewissen Anschauungen über die Zukunft. Diese, wie sie von Las Cases und Montholon berichtet werden, geben eher eine Idee von seinem

politischen Programm, bestimmt für die Oeffentlichkeit, als von seinen eigenen innersten Gedanken.

Montholon kommt plötzlich mit einer Verfassungsurkunde zum Vorschein, welche Napoleon für das französische Kaiserreich unter seinem Sohn bestimmt und dictirt hat. Man kann nicht wissen, ob sie authentisch ist, bemerkenswerth aber scheint es, daß die Herausgeber der Werke des Kaisers das Schriftstück völlig ignoriren. Wir unsererseits möchten beinahe glauben, daß es in der Einsamkeit und Absperrung zu Ham mit der Aussicht auf eine bonapartistische Restauration, welche ja auch bald darauf eintrat, geschrieben ist. Die offiziellen Herausgeber drucken übrigens die Instructionen, welche der Sterbende für seinen Sohn am 17. April 1821 dem treuen Montholon in die Feder dictirte, ab: sie scheinen ein Manifest von unzweifelhafter Echtheit.

Für uns ist natürlich Das, was Napoleon über England sagte, von besonderem Interesse. Er hatte ja sein Leben lang gegen Großbritannien in einer oder der anderen Form Krieg geführt, dabei befand er sich in Bezug auf uns in einer merkwürdigen Unwissenheit. Metternich hat, als er während der Regierung Napoleons in England war, bemerkt, daß der Kaiser, so weit es sich um England handele, nur Das glaubte, was ihm paßte und daß seine Anschauungen durchaus falsch waren. Dies ist um so auffälliger, als der Grund zu seinen Siegen meist in der Sorgfalt zu suchen ist, mit welcher er seine Gegner studirte.

Während seiner ganzen Regierung hatte Napoleon die englische Presse und die englische Politik scharf im Auge. Seine Empfindlichkeit gegenüber englischen Zeitungsartikeln, deren kritische Erörterungen wohl die einzigen waren, die ihm zu Gesichte kamen, war seiner Umgebung wohl bekannt. Er bestand darauf, daß ihm jede, eine Schmähung enthaltende Zeile wortgetreu übersetzt wurde. Trotz dieser eingehenden Informationen zeigte er, sobald er auf St. Helena England oder die englischen Verhältnisse berührte, eine unglaubliche Unkenntniß mit dem Character und den Anschauungen der Engländer.

„Hätte ich," so sagte er wohl, „im Jahre 1815 nach London gehen können, ich wäre im Triumph dorthin getragen worden. Die ganze Bevölkerung wäre auf meiner Seite gewesen; meine Auseinandersetzungen hätten die Greys und die Grenvilles überzeugt ..."

Ja, es scheint beinah, daß er der Meinung war, er würde, auch wenn er als Sieger in London eingezogen wäre, einen großartigen Empfang gefunden haben. Er hat Las Cases erzählt, er würde vier Tag nach seiner Landung an der englischen Küste in London seinen Einzug gehalten haben.

„Ich wäre," sagte er, „in London nicht als Eroberer, sondern als Befreier erschienen: ich wäre ein zweiter Wilhelm III gewesen — allerdings edelmüthiger als dieser und uneigennütziger. Die Disciplin meiner Armee wäre tadellos gewesen, meine Truppen hätten sich so aufgeführt, als wären sie in Paris. Kein Opfer wäre den Engländern auferlegt, keine Entschädigung verlangt worden. Wir hätten uns nicht als Eroberer gezeigt, sondern als Brüder, gekommen, um dem englischen Volke seine Freiheit, seine Rechte zurückzugeben. Ich hätte den Engländern die Art, wie sie ihre Regeneration bewerkstelligen wollten, durchaus anheim gegeben; denn da sie in Bezug auf politische Gesetzgebung uns gegenüber die älteren waren, so hätten wir uns in dieselbe nicht eingemischt — wir hätten uns nur an ihrem Glück, ihrem Gedeihen gefreut und ich hätte das vollste Vertrauen gehabt. Innerhalb von zwei Monaten wären beide Nationen, die so lange einander feindlich gegenüberstanden, in ihren Prinzipien und in ihren Interessen einander völlig gleich gewesen."

Ist es noch nöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß Napoleon unmöglich gesagt haben kann, was ihm in den Mund gelegt ist, man müßte ihm sonst eine geradezu erstaunliche Unkenntniß des Volkes zutrauen, mit welchem er das französische zu verschmelzen gedachte.

Napoleon hörte gar gern dem redegewandten Las Cases zu, wenn dieser von seinem Aufenthalt in England, von den Hof- und Skandalgeschichten, von Carlton-House, allwo er vorgestellt worden war, erzählte — „Was, zum Teufel, hatten Sie denn dort zu thun?"

frug der Kaiser. — Andere Aufklärungen über englische Zustände fand Napoleon seitens seines Gefolges nicht. Gourgaud war der Ansicht, daß die „Riots" (Tumulte) eine politische Sekte wären, eine Art Avantgarde der Whigs.

Wie dachte der Kaiser in Wahrheit über England und die Engländer?

Wenn er auch zuweilen heftig über sie herfiel — was am Ende doch sehr natürlich ist — so scheint er doch einen gewissen, unausgesprochenen Respekt vor ihnen gehabt zu haben.

„Die Engländer," pflegte er zu sagen, „wären durchaus unfähig, sich mit uns zu messen, hätten wir nur halb soviel Nationalgefühl wie sie."

Ist er in sehr erbitterter Stimmung, so citirt er den bekannten Ausspruch Paoli's: die Engländer „sono mercanti" oder die englische Nation ist eine Nation von „Shopkeepers" (Ladeninhabern).

Manchmal — und das ist am Ende auch erklärlich — spöttelte er über die Nation, die ihm mit hartnäckiger Feindschaft gegenübergestanden und die gehässige Aufgabe seiner Ueberwachung übernommen hatte. Einmal aber zollte er ihr edelmüthigen Beifall:

„Der englische National-Charakter ist dem unsrigen überlegen. Sehen Sie diesen Romilly, einen der Führer einer großen Partei, der in seinem fünfzigsten Lebensjahre Selbstmord beging, weil er seine Gattin verloren hatte . . . Die Engländer sind in jeder Beziehung praktischer als wir, sie wandern aus, sie heirathen, sie bringen sich selbst um, und das Alles mit weniger Unentschlossenheit, als wir sie an den Tag legen, wenn wir ins Theater gehen wollen, ohne zu wissen in welches. Sie sind auch tapferer als wir. Ich glaube, daß sie, was den Muth anbetrifft, zu uns in demselben Verhältniß stehen, wie wir zu den Russen, wie die Russen zu den Deutschen und die Deutschen zu den Italienern."

Dann fuhr er fort:

„Hätte ich eine englische Armee gehabt, ich würde die ganze Welt erobert haben; ich hätte können hinziehen, wohin ich wollte,

ohne meine Truppen zu demoralisiren. Wäre ich im Jahre 1815 der Erwählte der Engländer gewesen, wie ich der Erwählte der Franzosen war, ich hätte, selbst wenn ich bei Waterloo unterlag, ohne eine Stimme in der Kammer oder einen einzigen Soldaten zu verlieren, das Spiel gewonnen."

Wenn man in Betracht zieht, wer es war, der dies sagte, und welcher Art die Umstände waren, so kann man behaupten: es giebt kein größeres Lob unseres Nationalcharakters.

Bei zwei anderen Gelegenheiten hat Napoleon, als er noch auf dem Throne saß, in vertraulichem Geplauder sich ebenfalls schmeichelhaft über England geäußert. Herrn August de Staël, der erklärt hatte, er könne unter der französischen Regierung, weil dieselbe seine Mutter verfolgt hätte, nicht dienen, sagte der Kaiser: „Dann müssen Sie nach England gehen, denn es giebt nur zwei Nationen: Franzosen und Engländer, der Rest ist Nichts!" Noch bedeutungsvoller sind seine Bemerkungen Fox gegenüber. Während des Krieges in Spanien ging Fox nach Paris und hatte zwei oder drei Unterredungen mit Napoleon. Bei einer derselben frug Napoleon ganz unvermittelt: Sagen Sie mir, Herr Fox, schlagen sich meine Soldaten gut? — Was meinen Sie mit Ihrer Frage, Sire? — Nun, die Engländer waren doch stets die Sieger bei Cressy, Azincourt, Marlborough. — Aber Sire, die Schlacht von Fontenay! — Ah! die Schlacht von Fontenay: das ist der Tag, der der Nation vierzig Jahre Leben zulegte.

Auf St. Helena, als Lady Malcolm die Bemerkung gemacht hatte, der Kaiser hasse England, fiel ihr dieser lebhaft ins Wort und rief: „Mylady, Sie irren sich, ich hasse die Engländer nicht, ich habe im Gegentheil stets eine hohe Meinung von ihrem Charakter gehabt." Und dann weiter: „Ich bin getäuscht worden — und nun hier auf diesem elenden Felsen mitten im Meere". — „Ich glaube, es giebt in England mehr ehrenwerthe Männer im Verhältniß zu andern Ländern . . . allein es giebt auch sehr schlechte, sie sind in Extremen vorhanden." — „Die Engländer sind von anderer Rasse als wir, sie

haben Etwas in sich von einer Bulldogge, sie sehen gern Blut. Sie sind wild, sie fürchten den Tod weniger als wir; sie haben mehr Philosophie, leben mehr von Tag zu Tag."

Napoleon hielt viel von unsern Blockaden (die Engländer blockiren gut, sagte er), hielt aber wenig — und das mit Recht — von unserer Diplomatie. Er konnte nicht begreifen, und die Nachwelt theilt sein Erstaunen, warum die Engländer nicht mehr Vortheil aus ihrem langen Kampf und ihrem Siege gezogen hätten. Er meint, sie müßten sich über den Vorwurf, eine Nation zu sein, von der Jedermann Inhaber eines Ladens sei, so geärgert haben, daß sie ihre Großherzigkeit hätten an den Tag legen wollen. — „Wahrscheinlich wird für die nächsten tausend Jahre sich keine solche Gelegenheit wieder bieten, England zu vergrößern . . . Wie die Dinge lagen, hätte ihnen nichts verweigert werden können." — Lächerlich wäre es gewesen, meinte er, Batavia den Holländern, Bourbon und Pondichery den Franzosen zu lassen. Er hätte für Beide keinen Pfennig gegeben, hätte er nicht gehofft, er könne von dort aus die Engländer besser aus Indien vertreiben.

„Ihre Minister", rief er, „hätten müssen ein Handelsmonopol in dem indischen und chinesischen Meere begründen. Sie hätten den Franzosen oder irgend einer anderen Nation nicht erlauben sollen, ihre Nasen über das Cap hinauszustecken . . . Gegenwärtig ist England in der Lage, der Welt seinen Willen zu diktiren, besonders wenn es seine Truppen vom Continent zurückzieht, wenn es Wellington auf seine Güter schickt und ausschließlich Seemacht bleibt. Dann kann England thun, was es will" . . . „Sie müßten," sagte er ein anderes Mal, „jetzt den alten Lord Chatam als Premierminister haben . . Ihr Engländer habt Frankreich eine Contribution von 700 Millionen Franken auferlegt, ich habe Euer Land mit einer Contribution von 10 Milliarden heimgesucht. Während Ihr die Eurige mit Bajonetten eingetrieben habt, trieb ich die meinigen durch Euer Parlament ein.„

Napoleon setzte sich auf St. Helena dahinter, englisch zu lernen und Las Cases wurde sein Lehrer. Drei Monate währten die Unterrichtsstunden — manchmal war der Schüler mit bewunderns=

würdigem Eifer bei der Sache, manchmal schien er alle Lust verloren zu haben — vom Januar bis April 1816, dann hörten sie ganz auf. Schon während der Reise hatte man damit angefangen. Las Cases, der selber seit seiner Rückkehr nach Frankreich die englische Sprache ein wenig vergessen hatte, berichtet, sein berühmter Schüler habe es soweit gebracht, daß er Gedrucktes verstehen konnte, seine Aussprache aber wär eine derartige gewesen, daß man hätte glauben können, es handele sich um ein ganz anderes fremdartiges Idiom. Henry giebt ein phonetisch wiedergegebenes Beispiel: „Fintsch ju tink de best Taun" (welche Stadt halten Sie für die beste . . wich you think the best town). Er schrieb einmal unter angenommenem Namen einen Brief an Las Cases, durch welchen dieser höchlichst überrascht worden sein will. Dieser Brief, das einzige Schriftstück in englischer Sprache, welches wir von Napoleon besitzen, möge hier folgen:

„Count Lascases. Since sixt wek y learn the english and y do not any progress. Sixt week do fourty and two day. Jf might have learn fivty word for day, i could know it two thausands and two hundred. Jt is in the dictionary more of foorty thousand; even he could most twenty; bot much of tems. For know it or hundred and twenty week which do more two years. After this you shall agree that the study one tongue is a great labour who it must do into the young aged.

Longwood, this morning, the seven march thursday one thousand eight hundred sixtun after nativity the yors (sic) Jesus Christ.

Die Adresse lautet also:

Count Lascases, chambellan of the S. M. Loongwood into his polac: very press." *)

*) Zu Deutsch würde der theilweise in seinem Wortlaut unverständliche Brief etwa folgendermaßen lauten: „Graf Lascases. Seit sechs Wochen lerne ich englisch und mache keinerlei Fortschritte. Sechs Wochen machen 42 Tage; hätte ich täglich fünfzig Wörter auswendig gelernt, so würde ich jetzt 2200 kennen. Im Diktionnär sind mehr als 40000 Vocabeln . . . Um sie zu lernen, brauchte ich 120 Wochen, das macht mehr als zwei Jahre. Danach werden Sie mir beipflichten, daß das Studium

Napoleon las viel und mit Interesse englische Geschichte, ein Studium, welches er, seit er die Schule verlassen, nicht mehr betrieben hatte. „Ich lese jetzt Hume," sagte er eines Tages, „diese Engländer sind eine wilde Rasse; welche Verbrechen kommen in ihrer Geschichte vor! Man denke nur, daß Heinrich VIII Lady Seymour an demselben Tage heirathete, an welchem er Anna Boleyn hatte köpfen lassen. Wir hätten bei uns zu Lande so Etwas nicht gethan. Nero hat solche Verbrechen nicht begangen und die Königin Marie .. Ah! das salische Gesetz ist etwas Vortreffliches." Das Ende dieser Erörterung ist besonders interessant: er zieht Vergleiche zwischen Cromwell und sich selbst. Es ist unzweifelhaft, daß er der Meinung war, es bestünde zwischen der Regierung Carl I und der französischen Revolution eine gewisse Aehnlichkeit; ein Vergleich zwischen Cromwell und ihm ist aber doch kaum möglich. Napoleon wurde drei Mal durch die freie Wahl des Volkes erwählt und die französische Armee führte nur Krieg mit Fremden. Cromwell hatte eine hervorragende Eigenschaft: die Verstellung; er hatte auch großes politisches Talent und eine scharfe Urtheilskraft, denn es gab keine Handlung in seinem Leben, welche man als unüberlegt bezeichnen könnte. War er ein großer General? Napoleon weiß nicht genug von ihm, um ein Urtheil fällen zu können.

Ueber die französische Geschichte hat er ein oder zwei geradezu verblüffende Bemerkungen gemacht. Ludwig den Heiligen hielt er für einen Dummkopf. Der Lady Malcolm sagte er, Heinrich IV wäre unzweifelhaft der größte Mann, der je auf dem Throne Frankreichs gesessen hätte. Dieses Urtheil aber war offenbar nur für die Außenwelt berechnet: in vertrauten Kreisen ließ er sich ganz anders vernehmen, indem er erklärte, Heinrich IV habe nichts Großes geleistet. Voltaire hätte ihn durch seine „Henriade" in Mode gebracht. Er war zugleich

---

einer Sprache viel Mühe macht und in jungen Jahren betrieben werden sollte. Longwood, heute Morgen, Donnerstag, den 7. März 1816 nach Jesu Christi Geburt." Die Adresse lautete: „Graf Lascases, Kammerherr Sr. Maj. Longwood zu Händen seines Polacken (Dieners). Sehr eilig."

eifrig bemüht, Ludwig XIV, der verhaßt war, öffentlich herabzusetzen. Er lachte, wenn er hörte, daß Heinrich als der größte Feldherr alter und neuer Zeit gefeiert wurde. Heinrich war, sagte er, ohne Zweifel ein gut gearteter Mann, er war tapfer und ging mit dem Schwert in der Hand darauf los; aber ein alter Graubart, der in den Straßen von Paris den Weibern nachlief, konnte doch nur ein Narr sein. Ludwig XIV war nach der in Privatkreisen ausgesprochenen Meinung des Kaisers der größte König, den Frankreich gehabt hatte. „Er und ich," rief er. „Er hatte 400000 Mann unter Waffen und ein König von Frankreich, der eine solche Macht aufstellen konnte, konnte kein gewöhnlicher Mann sein. Nur er und ich waren im Stande, gewaltige Armeen auf die Beine zu bringen." Hätte er, Napoleon, zur Zeit der alten Monarchie gelebt, so würde er wohl die Würde eines Marschalls erlangt haben. Wie die Dinge lagen, hätte er als Lieutenant die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, würde bald Oberst und im Stabe eines Marschalls verwendet worden sein, welchen er geleitet haben und unter welchem er sich hervorgethan haben würde.

Ueber die zeitgenössische französische Geschichte machte er eine Bemerkung, welche man wohl nicht ernst nehmen darf; sie lautete: „Wollte Gott — daß der König und die Prinzen im Lande geblieben wären (im März 1815). Die Truppen wären zu mir übergegangen, der König und die Prinzen niedergemacht worden. Ludwig XVIII würde jetzt nicht auf dem Thron sitzen."

Zuweilen wandte sich sein Zorn gegen Frankreich selbst. „Frankreich ist geschändet," rief er, „Frankreich ist von nun an ein entehrtes Land. Frankreich hat nur Das, was es verdient, denn anstatt zu mir zu halten, hat es mich verlassen!"

Von seiner Familie sprach Napoleon ohne Rückhalt. In dieser Offenheit liegt vielleicht der Hauptunterschied zwischen ihm und einem in Purpur geborenen Souverän. Man kann sich die zeitgenössischen Kaiser — Alexander und Franz — intime Familienangelegenheiten mit ihrem Gefolge besprechend nicht denken. Man möchte behaupten, daß hierin der Unterschied zwischen dem legitimen und dem Parvenu-

Souverän liegt. Jedenfalls hatte die Kaiserin Katharina, welche entfernt von allen Aussichten auf einen Thron geboren wurde, ebenfalls diesen überraschenden Freimuth.

Seine Familie hätte, so erzählte Napoleon, zu den ersten auf Corsica gehört, er habe noch eine große Menge Vettern auf der Insel und könne die Zahl derselben auf achtzig berechnen. Er war überzeugt, daß eine Anzahl von ihnen zu der corsischen Schaar gehörte, welche Murat bei seinem wahnsinnigen und verhängnißvollen Versuch von Pizzo unterstützte, obwohl im allgemeinen die Bonapartes auf Corsica mit Murat und seiner Expedition wohl schwerlich Etwas zu thun haben mochten. Ihm wäre, fuhr er fort, nichts daran gelegen, als ein Corse zu gelten; er wäre vor Allem Franzose. „Ich bin geboren 1769, als Corsica mit Frankreich vereint war", wiederholte er oft: seine Feinde aber beschuldigten ihn, seinen Geburtstag in den Josephs — Joseph wurde 1768 geboren, also vor der Vereinigung — eingetauscht zu haben. Ein etwas ungeschickter Maire von Lyon, der von dieser Annahme ausging, beglückwünschte ihn bei einer Feierlichkeit, indem er ihm nachrühmte, daß er, obwohl kein Franzose, so viel für Frankreich gethan hätte.

Zuweilen schob Napoleon auch seine französische Nationalität bei Seite und erklärte, er wäre eher Italiener, Toskaner, als Corsikaner. Vor zwei Jahrhunderten hätte seine Familie in Toscana gelebt: „Ich habe einen Fuß in Italien und den anderen in Frankreich." Seine beiden Füße waren, wie man sieht, von politischem Nutzen für ihn, denn er regierte in Frankreich und in Italien. War seine corsische Herkunft für ihn ohne Nutzen, so wurde sie in den Schatten gestellt.

In Bezug auf seine Abstammung liegen einige ganz sonderbare, von ihm gelegentlich gemachte Bemerkungen vor. Eine Zeit lang wäre man bemüht gewesen, den Mann mit der eisernen Maske als seinen Stammvater hinzustellen. Der Gouverneur von Pignerol, wo der geheimnißvolle Gefangene saß, hieß nämlich Bompars; es wurde behauptet, dieser habe seine Tochter mit dem Gefangenen, welcher in

den Augen Napoleons der Bruder Ludwig XIV war, vermählt und hätte das Paar unter dem Namen Buonaparte nach Corsica geschafft. „Ich brauchte nur“ — sagte der Kaiser — „ein Wort zu sagen und diese Fabel wäre geglaubt worden.“

Als er Marie Louise heirathete, lag dem Kaiser Franz viel daran, den Adel seines Schwiegersohnes festzustellen, er schickte demselben daher eine Anzahl von Schriften, in welchen die Abstammung Napoleons von den Herzögen von Florenz nachgewiesen war. Napoleon schickte diese Schriften an Metternich zurück mit dem Bemerken, er habe mit solchen Kindereien Nichts zu thun; auf alle Fälle ständen die Herzöge von Florenz unter den deutschen Kaisern, er aber wolle nicht unter seinen Schwiegervater rangiren, sein Adel datire von Montenotte.

Napoleon schien aber doch der Meinung zu sein, daß seine Familie sich auf einen berühmten Vorfahren beziehen könne; der Name Buonaparte wäre derselbe wie Buonarotti oder Buenazotti. Er mußte sich also wohl für einen Verwandten Michel Angelo's halten? Er bereute es, die Erlaubniß zur Canonisirung eines seiner Vorfahren, des Bonaventura oder Bonifacius Buonaparte abgelehnt zu haben. Die Capuciner, deren Orden der Betreffende angehört hat, waren auf die Auszeichnung sehr bedacht: dieselbe würde eine Million Franks gekostet haben.

Als der Papst nach Paris kam, machte derselbe ein dahingehendes Anerbieten, welches Napoleon anzunehmen nicht abgeneigt war, weil er glaubte, es werde vielleicht den Clerus versöhnlicher stimmen. Schließlich aber bekam die Vermuthung die Oberhand, die Sache möchte einer lächerlichen Auffassung begegnen — und darin lag ja, in Frankreich besonders, eine gewisse Gefahr.

Familiengeheimnisse seinen Gefährten gegenüber gab es für Napoleon nicht. Sein Vater ist zu Montpellier gestorben, er war erst 35 Jahre alt — manchmal gab ihm der Sohn auch wohl 39 Jahre. Er ist sehr vergnügungssüchtig gewesen, er hat vielfach über die Stränge geschlagen: er wollte immer den großen Herrn

spielen; zuletzt aber konnte er nicht genug Mönche und Priester um sich versammeln, sodaß die Leute in Montpellier ihn für einen Heiligen hielten. Der Großonkel Napoleons brachte die Familie in finanzieller Beziehung wieder in die Höhe; er starb als reicher Mann, sodaß Pauline es für angezeigt hielt, ihm die Börse unter dem Kopfkissen „wegzustibitzen", als er im Sterben lag.

Mit ruhiger Offenheit besprach Napoleon ein allgemein verbreitetes Gerücht, nach welchem er ein Sohn Paoli's wäre; er gab auch den Grund an, weshalb er es nicht glaube. Paoli hat jedenfalls ein beinahe väterliches Interesse an ihm gezeigt. „Du, Buonaparte," so sagte Paoli zu ihm, „bist der ganze Plutarch, Du hast nichts Modernes an Dir," und zu Anderen gewendet fuhr Paoli fort: „Dieser junge Mann hat den Kopf Cäsars auf dem Körper Alexanders, er hat für zehn Sulla's das Zeug in sich."

Beide Eltern, die Mutter sowohl wie der Vater, waren hübsch: die Mutter folgte, obwohl sie guter Hoffnung war, den für die Unabhängigkeit der Insel kämpfenden Schaaren nach. Die französischen Generale erbarmten sich ihrer und gestatteten ihr, die Wochen in ihrem Hause abzuhalten. Sie machte Gebrauch von dieser Erlaubniß und genas eines Knaben, der später Napoleon hieß.

„Ich kann also wohl behaupten," meinte der Kaiser, „daß ich empfangen wurde zu einer Zeit, als Corsica unabhängig und zur Welt kam, als Corsica französisch war." Dieser letzterwähnte Umstand war für ihn und für seine Dynastie nicht ohne Bedeutung.

Hier möchte ein Wort über sonstige Beziehungen Napoleons zu Corsica am Platze sein. Er wurde dort geboren; er lebte dort bis zu seinem neunten Jahre; als er zum Manne herangewachsen war, kehrt er dorthin zurück und verbringt während der Zeit vom 1. Januar 1786 bis zum Juni 1793 im Ganzen zwei Jahre und etwa zwei Monate auf der heimischen Insel. Dann wendet er ihr den Rücken und sieht Corsica nicht wieder — ausgenommen einen Augenblick bei seiner Rückkehr aus Aegypten; von Weitem sah er die malerischen Ufer auch auf seiner Reise nach Elba. Corsica aber hängt sich an

ihn, es beeinflußt wesentlich seine ganze Laufbahn. Während seiner Jugendjahre auf der Insel hatte er nach corsischer Art Fehde für die Zeit seines Lebens dem Pozzo di Borgo geschworen — diese Vendetta erwies sich für ihn als verhängnißvoll — mehr als irgend einem Anderen ist diesem Pozzo di Borgo der erste Sturz Napoleons zuzuschreiben!

Nach ihrer Flucht von Corsica und ihrer Ankunft in Marseille war des Kaisers Mutter wiederum, wie er selbst berichtet, in einer verzweifelten Lage. Sie und ihre Töchter hatten für ihren Unterhalt auch nicht einen Pfennig. Er selbst war auf eine Assignate à 5 Franks angewiesen und damals nah am Selbstmorde — er stand schon am Ufer der Seine, um den kühnen Sprung zu thun, da tauchte ein Bekannter auf, lieh ihm etwas Geld und rettete ihn. Seine Mutter hatte vierzehn Kindern das Leben geschenkt, er war das dritte. „Sie war," pflegte er zu sagen, „die Frau in ihrer Vollkraft."

Auf St. Helena traf einmal ein Brief von der Mutter ein; obwohl Napoleon denselben vernichtete, hatte er ihn doch so sehr bewegt, daß er seinen Inhalt den Gefährten mittheilte, die mütterliche Zärtlichkeit mag wohl den Sohn gerührt haben: sie schrieb, sie wolle, obwohl alt und blind, nach St. Helena kommen. Die Reise freilich wäre weit: 2000 Meilen! Vielleicht stürbe sie unterwegs: „Das hätte aber nichts zu sagen: würde ich doch Dir näher sterben."

Seine Amme, welche lange nach ihm starb und deren er mit Theilnahme in seinem Testamente gedachte, kam zur Krönung nach Paris und dort erregte sie die Aufmerksamkeit des Papstes so sehr, daß Madame Läticia beinah eifersüchtig wurde. Napoleons Milchbruder, ihr Sohn, wurde Schiffskapitän in Diensten Englands.

Selbst über seine Frauen sprach Napoleon ohne Rückhalt, ja er dringt in die intimsten Geheimnisse in Bezug auf alle Beide. Er weiß nicht recht, ob er je Jemanden wirklich geliebt hat . . . Wenn — dann wäre es Josephine gewesen . . . ein wenig . . . Sie log ja, sowie sie den Mund aufthat, und zwar meist sehr geschickt — nur

nicht, wenn es sich um ihr Alter handelte. In Bezug auf dieses Thema gerieth sie der Art auf Abwege, daß man, um ihr Glauben zu schenken, hätte annehmen müssen, Eugen wäre bei seiner Geburt zwölf Jahre alt gewesen. Josephine verlangte nie Etwas für sich selbst oder ihre Kinder, machte aber Berge von Schulden. Ihr größter Fehler war wohl ihre stets wache, ihre unglaubliche Eifersucht. Auf Marie Louise aber war sie nicht eifersüchtig, diese hingegen in Bezug auf Josephine voller Argwohn. Als der Kaiser den Versuch wagen wollte, die zweite Frau mit der ersten bekannt zu machen, brach jene, Marie Louise, in Thränen aus und that das Erdenklichste, um zu verhüten, daß Napoleon zu Josephine ging.

„Marie Louise," sagte Napoleon, „war die Unschuld selbst; sie habe ihn wirklich geliebt. Wäre sie nicht so sehr von der „Canaille, dieser Madame de Montebello" und von Corvisart beeinflußt worden — dieser war auch „ein elender Kerl" — so wäre sie ihm gewiß nach Elba gefolgt. Und dann „hat ihr Vater ihr den „Hanswurst", den Neipperg beigesellt."

Dies ist vielleicht das einzige Eingeständniß der wahren Verhältnisse, welches von Napoleon existirt: er hat den Schein, als wüßte er von der Untreue seiner Gemahlin Nichts, bis zuletzt tapfer gewahrt. Während der Hunderttage hatte Lavalette ihn eingeweiht und die kaiserliche Suite erging sich in allerhand Gerede.

Trotzdem rühmte Napoleon Marie Louise stets und gab folgende allgemeine Schilderung von ihr: sie fühlte sich nie wohl unter den Franzosen in Erinnerung daran, daß die Franzosen ihre Tante Marie Antoinette ermordet hatten. Sie sagte stets die Wahrheit und war verschwiegen; sie war höflich gegen Jedermann, sogar gegen Leute, die ihr zuwider waren. Sie war klüger als ihr Vater, dem sie allein unter den Ihrigen zugethan war. Ihre Stiefmutter*)

*) Anmerkung des Uebersetzers. Kaiser Franz war viermal verheirathet: mit einer Prinzessin von Württemberg, die bald starb, mit Maria Theresia, Tochter Ferdinand IV von Neapel. Von ihr hatte er 13 Kinder, darunter Marie Louise. Mit Marie Louise Beatrix von Este, einer feinen und hochsinnigen Dame, endlich mit der zweiten Tochter Maximilian's von Bayern.

konnte sie durchaus nicht leiden. Verschieden von Josephine zeigte sie sich darin, daß sie außer sich vor Freude gerieth, wenn sie 10000 Francs erhielt, um sie auszugeben. Man hätte Marie Louise jedes Geheimniß anvertrauen können; sie wäre in Wien instruirt worden, Napoleon in allen Dingen zu gehorchen. Marie Louise wäre ein liebenswürdiges Kind, als Frau gut gewesen.

Allein — trotz Allem — Josephine war ihm lieber!

Josephine war für ihn die wahre Frau, sie hatte er auserwählt, mit ihr vereint war er emporgekommen. Er liebte ihre Person, ihre Grazie. „Josephine wäre mir nach Elba gefolgt," sagte er. Hätte sie ein Kind von ihm gehabt, er hätte sich nie von ihr getrennt. Es wäre für Beide, für Frankreich besser gewesen. Oesterreich war sein Verderben. Wäre es nicht um der österreichischen Heirath willen geschehen, er hätte nie Krieg gegen Rußland geführt. Er erklärte, er habe sich vorgenommen, wenn Marie Louise stürbe, nicht wieder zu heirathen. In Anbetracht der ihm aufgenöthigten Umstände und der Auswahl, die sich ihm auf St. Helena bot, liegt in seiner Aeußerung in der That etwas halb Komisches, halb Tragisches.

Auf seinen kleinen Sohn machte er einmal eine bittere Anspielung. Gourgaud überreichte am 15. August, dem großen Festtage des Kaiserreiches, ein Bouquet, als komme es vom König von Rom.

„Ah ba!" rief Napoleon, „der König von Rom denkt ebenso wenig an mich, als an Sie."

Daß seine Gedanken aber fortwährend bei dem Kinde waren, zeigt sein letzter Wille ebenso deutlich, wie es seine Gespräche verrathen. Es wäre seine Absicht gewesen, sagte er, das ganze Italien, mit Rom als Hauptstadt, seinem zweiten Sohn, hätte er einen solchen bekommen, zu geben.

Caroline, welche die Gemahlin Murat's wurde, war in ihrer Kindheit, wie der Kaiser sagte, die Cinderella der Familie. Aber sie wurde anders mit den Jahren, es wurde eine gescheidte und hübsche Frau aus ihr. Ueber ihre zweite Heirath konnte er seinen Zorn nicht

meistern.*) Er konnte es kaum glauben, daß sie nach zwanzigjähriger Ehe, 15 Monate nach dem gewaltsamen Tode ihres Gemahls, mit erwachsenen Kindern, noch einmal, und noch dazu in Wien, vor den Altar getreten war. Wenn diese Nachricht sich bestätigen sollte, so wäre es, sagte er, die erstaunlichste, die ihm je zu Theil geworden wäre. Die menschliche Natur wäre unberechenbar . . . Dann machte sich ein innerster Gedanke Luft in den Worten: „Ah, la coquine, la coquine! L'amour l'a toujours conduite! (Sieh Einer diese Vettel! Bei ihr hat die Liebe immer das große Wort geführt.)

Man hörte schon, daß Ludwig XIV in Napoleons Augen der bedeutendste französische Souverän war – die Nachricht von Carolines zweiter Verheirathung führte zu vergleichenden Betrachtungen der allerseltsamsten Art. Wer St. Simon gelesen hat, wird sich der lebhaften Beschreibung erinnern, welche der Autor von einem Auftritte in Marly giebt. Der König, dem eben die Nachricht zugegangen war, daß sein vielgeliebter Sohn, der Herzog von Maine, sich bei einer gewissen Gelegenheit mit nichts weniger als exemplarischem Muthe benommen hatte, gewahrte einen Küchenjungen, der gerade heimlicher Weise einen Kuchen einsteckte — der schwer zurückgehaltene Zorn brach los. Der erstaunte Hof sah, wie Seine Majestät sich auf den Burschen stürzte und dessen Rücken dergestalt bearbeitete, daß der Stock in Splitter ging, der Verbrecher jedoch Reißaus nahm — sah wie der König wetternd und fluchend dastand und machtlos den ihm in den Händen gebliebenen Stumpf des Stockes schwang.

Napoleon setzte sich gerade zu Tisch, als die Nachricht von der Wiederverheirathung Carolines eintraf. Einige unbändige Zornesworte brachen sich Bahn, dann wieder stiller nagender Ingrimm und

*) Anmerkung des Uebersetzers. Caroline Murat heirathete in zweiter Ehe den Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, welcher 1840 in Frankreich starb; Caroline war das Jahr vorher gestorben. Ueber ihre letzten Lebensjahre siehe Turquan: „Die Schwestern Napoleons". Schmidt & Günther, Leipzig. Auch schildert die bekannte Gräfin Potocka in ihrem Buch „Voyage en Italie" (Deutsch ebenda S. 3) in interessanter Weise einen Besuch in Triest bei den Neuvermählten.

zuletzt plötzlich der wüthende Ruf: „Die Pastete schmeckt nach Kies.“ Der Zorn, mit welchem er sodann über den Koch herfiel, spottete aller Beschreibung.

„Selten“, sagt Gourgaud, „niemals“, sagt Montholon, „habe ich den Kaiser in einer solchen Wuth gesehen. Er befahl, der Koch solle gezüchtigt, er solle weggejagt werden — an der Scene, halb grotesk, halb peinlich, war nicht der Koch, sondern Caroline schuld!

Es war übrigens nicht die Verheirathung allein, welche diesen Zornesausbruch veranlaßte. Vermuthlich hatte die Nachricht ihm jenen Tag im Jahre 1814 in's Gedächtniß zurückgerufen, an welchem er die Nachricht erhalten hatte, daß Murat ihn verrathen und seine Waffen gegen Frankreich gewendet habe. Der Kaiser fühlte für den „Barbier“, wie er Murat nannte, den er auf einen Thron erhoben hatte, bittere Verachtung. Seinen eigentlichen Zorn hob er für die Schweiter auf, von der er wußte, daß sie ihren Mann beherrschte und leitete. Die Art und Weise, wie er sich über Caroline ausließ, war so, daß man sie, wie Barras berichtet, im Druck garnicht wiedergeben kann — Barras war allerdings in Dingen, die Napoleon angehen, ein sehr fragwürdiger Zeuge. Auf alle Fälle, ob undruckbar oder nicht, sind wir sicher, daß Napoleons Bemerkungen sehr stark waren und daß an jenem Tage auf St. Helena die zweite Ehe Carolines sein Gedächtniß zurückführte zu jenen tragischen Vorfällen.

Von seinen Brüdern sagte Napoleon, da er umfassende schriftliche Mittheilungen über dieselben beabsichtigte, wenig. Er faßte sein Urtheil über sie in die Bemerkung zusammen: daß sie ihm viel Schaden zugefügt hätten. Es wäre ein großer Fehler von ihm gewesen, Joseph zum König zu machen, zum König eines Landes wie Spanien, welches einen Soldaten als Souverän nöthig hatte; Joseph habe in Madrid an weiter nichts als an galante Abenteuer gedacht. Joseph wäre kein Soldat gewesen, obwohl er sich selber dafür gehalten hätte — er wäre nicht einmal tapfer gewesen.

Es mag auch bei dieser Gelegenheit erwähnt sein, daß als Napoleons äußere Erscheinung auf St. Helena Spuren von Verfall

zeigte, er seinem Bruder Joseph frappant ähnlich sah. Las Cases erwähnt, er hätte bei wenigstens einer Gelegenheit darauf schwören mögen, er sähe nicht Napoleon, sondern Joseph.

In Bezug auf Louis und Lucian und deren „Manie, werthlose Verse zu veröffentlichen und dieselben dem Papste zu dediciren“, ist er in fortwährend aufgebrachter Stimmun g; von beiden Dichterlingen bemerkte er: „sie müssen den Teufel im Leibe haben.“

Lucian, sagte Napoleon, wünschte nach dem Brumaire die Königin von Etrurien*) zu heirathen und drohte, daß, wenn ihm dies verweigert würde, er das erste beste liederliche Frauenzimmer zur Ehefrau nehmen wolle — diese Drohung hat er ja wahr gemacht. Lucian war nach seines Bruders Auffassung während der Hunderttage ohne Nutzen; er wollte nach Waterloo Diktator werden. Napoleon wies darauf hin, daß Lucians Beziehungen zur republikanischen Partei ihn derselben wohl annehmbar hätten erscheinen lassen. Lucian wollte als Diktator dem Kaiser das Obercommando über die Armee geben. Napoleon, ohne auf diese sonderbare Idee einzugehen, wandte sich an Carnot, welcher ohne Zögern erklärte: er könne im Namen der Republikaner nur erklären, daß eine Diktatur Lucians einer Diktatur des Kaisers vorzuziehen sein würde.

Elisa war Diejenige von seiner Familie, welche ihm am meisten in Bezug auf Charakter und Fähigkeiten ähnelte: das war vielleicht der Grund, weshalb er sie nicht leiden konnte und sie kaum erwähnte. Auch von Pauline, dem Ausbund an Schönheit und Lüsternheit, sagt er nicht viel.

Im Allgemeinen hat die Familie Napoleons überhaupt kaum genügend Beachtung gefunden, dabei war es doch eine ganz außerordentliche, in Erstaunen setzende Rasse. Aermlichen, dunklen Verhältnissen entstammend, eroberte sie sich mit einer Ungezwungenheit

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Sie war die Tochter Karl IV von Spanien und Gemahlin des Infanten Ludwig von Bourbon, der 1801 Toscana mit dem Titel „König von Etrurien“ erhielt und 1803 mit Tode abging; 1807 wurde Etrurien in Frankreich einverleibt. Die Exkönigin bekam 1814 Lucca.

ohne Gleichen göttliche Rechte. Weder die Bourbonen noch die Habsburger waren so durchdrungen von ihren königlichen Vorrechten, wie diese Eintagsprinzen. Joseph war der bestimmten Ansicht, er würde sich leicht als König von Spanien gehalten haben, wenn nur Napoleon seine Truppen zurückgezogen hätte. Dasselbe dachte Louis von sich in Bezug auf Holland. Murat und Caroline waren nicht weniger anmaßend in Bezug auf ihr neapolitanisches Königsthum. Jerome that, zu einem Throne gelangt, nichts Eiligeres, als daß er in Bezug auf Staat und Etikette den kleinen „Ludwig XIV" darstellte. —

Nicht minder bemerkenswerth war bei allen Gliedern der Familie ein auffallender Zug von Hartnäckigkeit. Selbst ein ihnen ungünstiger Historiker müßte zugeben, daß ihre Fähigkeiten oder Fehler alle etwas Außergewöhnliches hatten. Die Frauen zeigten sogar Spuren von Größe; Caroline und Elisa hatten hervorragende Eigenschaften, Alle, Brüder wie Schwestern, etwas von der Unbeugsamkeit ihres Oberhauptes und ein volles Maaß von dessen Selbstvertrauen. Oft boten sie dem Bruder Trotz; Einige nahmen nicht Anstand, ihn in Stich zu lassen. Die beiden regierenden Schwestern versuchten, sich von seinem Schicksal loszutrennen und als unabhängige Souveräne mit dem Feinde Verträge abzuschließen. Lucian war der Meinung, er könne den Platz Napoleons sehr wohl einnehmen.

„Für diese erstaunliche Rasse," sagt Pasquier, „waren die bündigsten Verpflichtungen, die heiligsten Banden nichts, sowie ein politischer Vortheil in Sicht war."

Napoleons vertrauliche Mittheilungen beschränkten sich nicht auf seine Familie, er sprach auch gern von seinen Liebschaften und zählte seine Maitressen an den Fingern her, es waren ihrer sieben — „c'est beaucoup" sagte er. Von der berühmtesten dieser Freundinnen, der Madame Walewska, der er eine Zeit lang aufrichtig zugethan gewesen zu sein scheint (obwohl er meinte, die polnischen Frauen wären alle intriguant), sprach er, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Sie war, so erklärte er, ihm „durch Talleyrand verschafft." Er versicherte dem General Gourgaud einmal, als er böse auf ihn war, daß,

als sie nach St. Helena aufbrachen, er die Walewska Gourgaud zur Frau gegeben haben würde — jetzt aber nicht mehr, er wäre anderer Meinung geworden! Mit Wohlgefallen hatte er vernommen, daß die Walewska Herrn D'Ornano geheirathet hatte: „Sie ist reich und muß zurückgelegt haben, ich habe die beiden Kinder gut versorgt" — sagte er — „Ew. Majestät," fiel der unhöfliche General ein, „zahlten der Madame Walewska monatlich 10000 Franks." Dem Kaiser steigt das Blut zu Kopf und er fragt, woher Gourgaud das wisse. „Mein Gott," ruft dieser, „stand ich Ew. Majestät denn nicht nahe genug, um Alles zu wissen, Jedermann am Hofe wußte es." Bei einer anderen Gelegenheit bemerkte Napoleon, daß eine seiner Hauptbeschwerden gegen Murat die sei, daß derselbe im Jahre 1814 die neapolitanischen Besitzungen der Madame Walewska sequestrirt hätte. Napoleon sprach auch mit großer Aufrichtigkeit über sein Verhältniß mit Mademoiselle Georges, mit Madame Grassini, mit Madame Duchâtel, Madame Gallieno und Madame Pellaprat. Von einer anderen Dame, deren Name dem General Gourgaud entfallen ist, die jedoch genau genug beschrieben ist, um in ihr Madame Fourés zu erkennen, sagte er weiter Nichts als: „Sie war siebenzehn und ich General en chef." Man glaubte, als er Kaiser war, er verachte Frauengesellschaft. Er giebt dies gewissermaßen zu und erklärte, daß er von Natur aus sehr empfänglich wäre und fürchten mußte, von Frauen beherrscht zu werden; deshalb wäre er ihnen aus dem Wege gegangen; hierin einen großen Fehler begangen zu haben, gab er zu. Käme er wieder auf den Thron, so würde er es sich zum Gesetz machen, täglich zwei Stunden in der Unterhaltung mit Damen, von denen er viel lernen könne, zu verbringen. Er habe sich auch bemüht, während der Hunderttage seinen früheren Fehler wieder gut zu machen. Doch gleichviel, wie er es in Frankreich gehalten, auf St. Helena war er in Bezug auf dieses Thema äußerst gesprächig. Bemerkte er, daß er sich in traurige Rückblicke vertieft hatte, so gab er schnell der Unterhaltung eine andere Wendung mit den Worten „wir wollen von Weibern sprechen". Dann, wie ein echter Franzose, ließ er sich mit

einer Breite und einem Behagen gehen, daß man hätte meinen können, man höre Heinrich IV. Während eines Diners z. B. wandte sich die Unterhaltung ausschließlich der Frage zu, ob fette Frauen anmuthiger wären als dürre. Er sagte bei der Gelegenheit, daß er blonde Frauen den brünetten vorzöge — die Zeit mußte doch getödtet werden!

Am häufigsten kam Napoleon auf seine Schlachten zu sprechen, er zählte deren nicht weniger als sechzig; offen und schlicht war dabei seine Redeweise. „Die Kriegsführung," pflegte er zu sagen, „ist eine seltsame Kunst: sechzig Schlachten habe ich geschlagen und ich kann Euch versichern, aus keiner derselben habe ich Etwas gelernt, was ich nicht schon von der ersten her gewußt hätte. Cäsar machte es in der ersten Schlacht genau so wie in der letzten."

Für den russischen Feldzug nahm er bei jeder Gelegenheit die volle Verantwortung auf sich: „Ich hatte die Oberhand, aller Tadel fällt auf mich. (In Bezug auf Waterloo hatte er eine andere Meinung.) Als er in Dresden erfuhr, daß weder von Schweden, noch von der Türkei auf Unterstützung zu rechnen war, hätte er sollen die ganze Sache fallen lassen. Aber auch dann hätte er — wäre er nur nicht in Moskau geblieben — Erfolg gehabt. „Ich hätte mich dort nur vierzehn Tage aufhalten dürfen. Nach meiner Ankunft in Moskau hätte ich den Rest von Kutusow's Armee vernichten müssen, hätte auf Malo-Jaroslawitz, Tula und Kaluga marschiren müssen . ."

Er wiederholte auch stets, daß seine Heirath mit Marie Louise die wahre Veranlassung zum russischen Feldzuge gewesen wäre, er habe in die Unterstützung Oesterreichs keinen Zweifel gesetzt, Preußen wäre, wie stets, auf Vergrößerungen bedacht gewesen und so rechnete er mit Zuversicht auf diese beiden Mächte, andere Verbündete hatte er nicht. „Ich war in zu großer Eile," sagte er, „ich hätte sollen ein Jahr lang am Niemen und in Preußen bleiben, denn ich mußte zunächst Preußen einstecken."

Es ist auffallend, wie stark der Haß Napoleons gegen Preußen war — als wäre er von einem unbestimmten Vorgefühl geleitet. Er

bereute es bitterlich, daß er in Tilsit nicht den preußischen König entthront und verkündet hätte: das Haus Hohenzollern hat aufgehört zu regieren. Er ist der bestimmten Meinung, daß Alexander ihm Nichts in den Weg gelegt hätte, vorausgesetzt, daß Napoleon das Königreich Preußen nicht für sich allein behalten hätte.

Ein kleiner hohenzollernscher Fürst, so erzählte Napoleon, der zu seinem Stabe gehörte, habe um den preußischen Thron gebeten und er wäre wohl bereit gewesen, dessen Wunsch zu erfüllen, wäre nur dieser Prinz ein Nachkomme des großen Friedrich gewesen. Die Familie, zu welcher er gehörte, hätte sich bereits vor drei Jahrhunderten von dem Stamme, dem die Könige angehörten, abgetrennt. „Und dann," so fügte er ergänzend — allerdings weniger glaubwürdig, hinzu — „ich ließ mich breitschlagen vom König von Preußen!"

Er beging, wie er ferner zugab, einen großen Fehler dadurch, daß er nach dem russischen Feldzuge Ferdinand nicht nach Spanien zurückschickte; er hätte dann 180000 tüchtige Soldaten mehr gehabt. Seine Fehler in Bezug auf Spanien hätten ihren Anfang damit genommen, daß er sich, verleitet durch die Zänkereien der spanischen Bourbonen, gesagt habe: „Weg mit ihnen, dann wird es überhaupt keine Bourbonen mehr geben." Er hat allem Anscheine nach die sicilianischen Bourbonen für Nichts gerechnet.

Er blieb dabei, daß Oesterreich seinen Sturz verschulde. Ohne Eßling hätte er die österreichische Monarchie vernichtet, aber Eßling kostet ihm zu viel. Oesterreich, meinte er, wäre ein wirklicher Feind Frankreichs und er könne nur bedauern, es geschont zu haben. Eine Zeit lang habe er daran gedacht, dort eine Revolution hervorzurufen, ein anderes Mal wieder habe er Oesterreich in drei Königreiche: Oesterreich, Ungarn und Böhmen zerlegen wollen.

Und nun die Frage: welchen Sieg hielt Napoleon für seinen glänzendsten? Austerlitz! — „Möglicher Weise," gab er zur Antwort. Er schien sich für Borodino zu entscheiden. „Es war eine gewaltige Schlacht, geliefert weit entfernt von der Heimath." Bei

Austerlitz war die Armee in vorzüglichem Stande, bei Wagram war sie die größte, die er je in einer Schlacht befehligt hatte. Nach Austerlitz ließ der Werth der Armee nach. Mit großem Stolz und wiederholentlich sprach er von den geschickten strategischen Dispositionen bei Eckmühl: „Es wurde prachtvoll manöverirt, glänzendere Truppenbewegungen habe ich nie vordem oder nachdem zu Stande gebracht: mit 50000 Mann vernichtete ich 120000.“ Hätte er die vorhergehende Nacht geschlafen, er würde nie den Sieg errungen haben; er mußte Lannes aus dem Bette herausholen. Ein kommandirender General, fügte er hinzu, sollte nie schlafen; Arbeit soll an Stelle des Schlafes treten. Napoleon benutzte stets einen Wagen, um bei Tage unnütze Ermüdung zu vermeiden. Joseph verlor durch seine Schlafsucht die Schlacht von Vittoria.

Ein wirklich tüchtiger General, pflegte Napoleon zu sagen, ist schwer zu finden. Von allen aus der Revolution hervorgegangenen Generälen waren Desaix und Hoche nach seiner Meinung die einzigen, die das Zeug dazu hatten. Der Feldzug Dumouriez' in der Champagne wäre sehr geschickt und kühn gewesen: Dumouriez wäre der einzige „Mann“ gewesen, den der Adel gestellt hätte. Kleber, so sagte komischer Weise Napoleon, hätte alle guten und schlechten Seiten eines großgewachsenen Mannes gehabt; Turenne wäre der größte aller französischen Generäle, wäre der einzige gewesen, der mit den zunehmenden Jahren immer verwegener wurde. „Er that genau Das, was ich an seiner Stelle gethan habe würde. Wäre er bei Wagram zu mir gekommen, er würde sofort meine Lage begriffen haben: ebenso Condé — Cäsar und Hannibal wohl nicht. Hätte ich einen Mann wie Turenne zur Seite gehabt während meiner Feldzüge, so wäre ich der Herr der Welt geworden — allein ich hatte Niemanden. War ich nicht zugegen, so wurden meine Unterfeldherren stets geschlagen .. Condé war durch Studium ein tüchtiger General geworden, Turenne durch Erfahrung. Turenne steht mir höher als Friedrich. An Stelle dieses Fürsten hätte Turenne mehr geleistet und hätte die Fehler Friedrichs nicht gemacht; Friedrich hatte kein gehöriges Verständniß

für die Artillerie . . . Ich zähle mich selber in den Schlachten, die ich gewonnen habe, nur halb; es ist sogar schon viel, den General in Verbindung mit dem Siege zu nennen, denn Alles in Allem ist es doch nicht er, sondern die Armee, die da siegt . . Eine vollkommen gute Armee wäre die, in welcher jeder Offizier weiß, was er unter Umständen zu thun hat; eine Armee, welche diesem Punkte am nächsten kommt, wird die beste sein."

In seiner Beurtheilung feindlicher Generäle ging Napoleon politisch zu Wege. Ein glaubwürdiger Genosse seiner früheren Feldherrnthätigkeit erwähnte, daß Napoleon oft gesagt habe: Alvinzy wäre der beste General gewesen, der ihm in Italien gegenübergestanden hätte, deshalb habe er nie in seinen Bulletins Alvinzy erwähnt, während er stets von Beaulieu, Wurmser und dem Erzherzog Karl, welche er nicht fürchtete, gesprochen habe. — Es erscheint übrigens wahrscheinlich, daß er später eine bessere Meinung von Karl hatte.

Napoleon, wie man schon hörte, lehnte es auf St. Helena ab, Herrn Warden sein Urtheil über Wellington anzuvertrauen, es könnte auf St. Helena wohl kaum gerecht ausgefallen sein. Als er noch auf dem Throne saß, hat er Wellington's Namen mit dem seinigen in eine sonderbare Parallele gestellt. Wellington hatte bei seinem Rückzuge nach Lissabon arge Verwüstungen angerichtet: „Nur Wellington und ich sind im Stande, solche Maßregeln zu treffen." Er fügte noch boshafter Weise hinzu, die Verwüstung der Pfalz hielte er für Louvois' größte That.

Napoleon dachte oft an Elba zurück. „Heute vor einem Jahr, sagte er einst traurig, „war ich auf Elba." Wäre das festgesetzte Einkommen ihm gezahlt worden, so hätte er ein offenes Haus gehalten für alle Gelehrten Europa's, er hätte ihnen ein Centrum der Vereinigung geboten, hätte ihnen einen Palast gebaut und hätte, umringt von hervorragenden Männern, ein Landleben geführt. Er hätte die Insel bereichert, indem er ihre kleinen Häfen öffnete. Lucian, der wohl nie ein rechtes Verständniß für seinen Bruder hatte, wünschte,

so hören wir, die Mineralien der Insel für sich, u. z. für Nichts zu erwerben.

Bertrand versicherte dem General Gourgaud, daß St. Helena besser wäre als Elba, daß man jedenfalls auf Elba noch unglücklicher daran gewesen wäre. Schrecklich war es, den glänzendsten Thron der Welt mit einem kleinen Eiland zu vertauschen, auf dem man nicht einmal eines freundlichen Empfanges sicher sein konnte. Vier Monate habe dort eine sehr gedrückte Stimmung geherrscht. Hier auf St. Helena wäre der Sturz doch weniger fühlbar, die Gewohnheit habe lindernd gewirkt. Napoleon ist in dieser Beziehung, wie es scheint, mit sich selbst nicht im Reinen. Zuweilen klagte er um Elba und schimpfte auf St. Helena, dann wieder rühmte er St. Helena — wenigstens so weit es sich um einen besseren Aufenthalt für sein Gefolge handele.

„Wir sind hier sehr gut daran," sagte er einmal, „wir können spazieren reiten, wir führen einen guten Tisch, wir können ausgehen, wenn wir wollen, werden überall freundlich aufgenommen, mit Auszeichnungen überschüttet" — so berichtet der arme Gourgaud, dem diese Aeußerung zugedacht war — um ihn zu ärgern.

Als Napoleon eines Tages wieder auf Elba zu sprechen kam, erzählte er folgendes Curiosum: Als er 1814 Fontainebleau verließ, hatte er wenig Hoffnung, je zurückzukehren. Dies änderte sich aber, als er auf Elba hörte, daß keine Offiziersdamen zu den Banketts im Stadthause eingeladen worden wären!

Ein Gesprächsthema, welches er besonders liebte und welches Zeugniß für seinen praktischen Sinn ablegt, betraf die finanzielle Frage. Bald war es das Einkommen irgend eines Privatmannes von circa 200000 Frcs. jährlich, natürlich müßte der Mann ein Franzose sein, denn ein Holländer, fügte er hinzu, würde davon überhaupt nur 30000 ausgeben. Ein anderes Mal rechnete er aus, was ein Mann mit 500000 Frcs. jährlich ausgeben würde. Dies war das Einkommen, welches er für sich als Privatmann wünschte: dazu ein kleines Haus in Paris, etwa so wie das, welches er einst in der Chantereinestraße besessen hatte. Er könne im Nothfall übrigens mit 12 Frcs. pro

Tag ganz behaglich leben. Er würde für 30 Sous zu Mittag essen, würde Lesezimmer und Bibliotheken, auch die Theater, mit einem Billet für das Parterre, besuchen. Für sein Zimmer würde er monatlich einen Louisd'or zahlen. Dann aber besann er sich plötzlich, daß er doch einen Diener haben müsse, weil er sich nicht mehr selbst ankleiden könne, und so steigerte er denn die ausgeworfene Summe und erklärte schließlich, mit 20 Frcs. täglich könne man sehr zufrieden leben — man müsse nur seinen Wünschen gewisse Schranken setzen. Er würde Unterhaltung darin finden, mit Leuten umzugehen, die ebenso situirt wären. Das sonderbarste Resultat dieses sich oft wiederholenden Calculs war, daß er sich stets von Neuem in „Clarissa Harlowe" vertiefte; er sagte, schon mit achtzehn Jahren habe er das Buch verschlungen. Was ihn höchlichst überrascht habe, wären die persönlichen Ausgaben Lowelace's gewesen, dieser habe doch nur 2000 jährlich gehabt. „Ich entwarf mir," rief er, „sofort sein Ausgabebudget."

Dieser praktische, ökonomische, in Einzelheiten dringende Sinn zeigte sich in recht spaßhafter Weise, als er eines Tages im Empfangszimmer bei Montholon einen Augenblick warten mußte: er überschlägt in Eile den Kostenpreis des Stück für Stück gemusterten Mobiliars und taxirt denselben auf höchstens dreißig Napoleons.

Capitel XIV.

Rückblicke und Vorwürfe.

Die von der Einsamkeit Longwood's stets wachgehaltenen Erinnerungen erweckten in der Seele Napoleons ein Gefühl schmerzlichen Bedauerns, besonders über drei Dinge. Einmal beklagte er es, daß am Schluß seiner Laufbahn zu sterben ihm versagt war — sodann daß er Aegypten verlassen und seine großen Pläne in Bezug auf den Orient aufgegeben hatte -- endlich schmerzte ihn Waterloo.

„Um der Geschichte willen, hätte ich müssen," rief er eines Tages, „in Moskau, in Dresden oder bei Waterloo sterben." Oder: „Ich hätte gleich nach meinem Einzuge in Moskau sterben müssen." Oder: „Ich hätte an der Moskwa fallen sollen."

Gourgaud war der Meinung, daß Moskau als Sterbedatum nicht angezeigt erscheine, eher wohl Waterloo, weil darin die Rückkehr von Elba eingeschlossen sei. Las Cases protestirte gegen Moskau, weil dann so viel Großes weggeblieben wäre.

Napoleon aber kam gelegentlich wieder auf Moskau zurück. Hätte ihn eine Kanonenkugel, vom Kreml kommend, getödtet, so hätte er auch weiter noch groß dagestanden. So wie die Dinge jetzt lägen, würde er für die Nachwelt so gut wie Nichts sein, es sei denn, daß sein Sohn auf den Thron käme. „Wäre ich in Moskau gestorben, so hätte ich den Ruf eines Eroberers hinterlassen, der in der Geschichte

seines Gleichen nicht hat. Dort hätte eine Kugel meinem Leben ein Ende setzen sollen. —

Wäre ich bei Borodino (an der Moskwa) gestorben, so wäre mein Tod gewesen wie der Alexanders . . . bei Waterloo zu fallen, wäre ein guter Tod, vielleicht aber wäre Dresden noch besser gewesen . . doch nicht . . nein, Waterloo war besser . . die Liebe des Volkes, sein Bedauern . . ."

Als die glänzendste Periode seines Lebens bezeichnete er seinen Aufenthalt in Dresden im Jahre 1812, alle Souveräne Europas, mit Ausnahme des Sultans, des russischen Kaisers und des Königs von England hätten ihm huldigend zu Füßen gelegen. Welches aber war die glücklichste Episode? Zu O'Meara sagte er: „Der Marsch von Cannes nach Paris." Bei einer anderen Gelegenheit forderte er die Gefährten auf, die Frage zu entscheiden. Gourgaud bezeichnete die Zeit von Napoleons zweiter Heirath, Madame de Montholon die Ernennung zum ersten Consul, Bertrand die Geburt des Königs von Rom. Napoleon aber sagte: „Gewiß ich war glücklich als erster Consul, auch über die Heirath, über die Geburt des Königs von Rom . . . aber — ich fühlte mich doch nicht so recht im Lot. — Vielleicht war ich am glücklichsten zu Tilsit; damals hatte ich mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, hatte Angst ausgestanden — namentlich bei Eylau, war aber siegreich aus Allem hervorgegangen, Kaiser und König huldigten mir . . . am glücklichsten vielleicht war ich nach meinen Siegen in Italien: welch eine Begeisterung, welche Jubelrufe: lange lebe der Befreier Italiens . . und ich fünfundzwanzig Jahre alt! Zu der Zeit wurde ich gewahr, was aus mir werden konnte . . schon sah ich die Welt unter mir, als schwebte ich hoch in den Lüften" . .

Sehr grämte sich der Kaiser darüber, daß er Aegypten verlassen hatte. Er gedachte oft der Laufbahn, welche sich ihm in Asien eröffnet hätte; er wäre lieber Kaiser des Orients als Kaiser des Occidents gewesen . . und als Kaiser des Orients wäre er noch auf dem Thron.

In späteren wie in früheren Jahren führten ihn Träumereien und Gedanken nach dem Orient. Beim ersten Blick auf St. Helena

von Bord des Schiffes, sagte er wieder, er hätte doch besser gethan, in Aegypten zu bleiben, dann wäre er jetzt der Kaiser des ganzen Ostens. Das wäre ein Reich gewesen, welches ihm zugesagt hätte; stets habe der Anblick der Wüste für ihn einen besonderen Reiz gehabt: sein eigener Name Napoleon bedeute Löwe der Wüste . . . Arabien warte nur auf den kommenden Mann . . . Mit dem französischen Heer in der Reserve, den Arabern als Hülfstruppen, hätte er sich leicht Judäa's bemächtigt . . er wäre der Gebieter des Ostens gewesen. — „Hätte ich," rief er, „Acre genommen, so wäre ich nach Indien gegangen, in Aleppo hätte ich zum Turban gegriffen und eine Armee von 200000 Mann unter meinem Befehl gehabt" — „Wäre es mir möglich gewesen, aus den Mameluken Verbündete zu machen, so wäre ich zum Herrn des Ostens geworden. Arabien wartete nur auf den rechten Mann!"

Nicht Arabiens, nicht Judäas, nicht Aegyptens wegen machte sich Napoleon Vorwürfe — aus einer lakonischen Bemerkung leuchtete eines Tages die Wahrheit heraus: „Frankreich, über Aegypten herrschend," rief er, „hätte auch über Indien verfügt" . . . „War Aegypten in den Händen der Franzosen, dann konnte England von Indien Abschied nehmen — dies war eines der großen Ziele, die mir vorschwebten."

Napoleon hat, wie er sagte, zwei große Canäle anzulegen beabsichtigt: der eine hätte vom rothen Meer zum Nil nach Cairo geführt, der andere vom rothen zum mittelländischen Meer. Er hätte die Grenzen Aegyptens nach Süden hin erweitert, hätte die schwarzen Rassen von Sennaar und Darfur unterworfen. Mit sechzig oder siebzigtausend dieser Leute und dreißigtausend auserlesenen französischen Soldaten wäre er in drei Heerzügen nach dem Euphrat marschirt und hätte nach längerem Aufenthalt dort die Eroberung Indiens unternommen. Bei seiner Ankunft in Indien hätte er sich mit den Mahrattenstaaten verbündet und wahrscheinlich die Sipoy-Truppen für sich gewonnen. Die Engländer hätten auch Furcht gehabt vor diesen seinen Plänen.

„Gorgotto," rief er eines Tages, „ich habe drei Werke über Indien gelesen — was sind doch die Engländer für Spitzbuben! Wäre ich in der Lage gewesen, von Aegypten aus mit Kerntruppen bis nach Indien zu gelangen, ich hätte sie aus Indien verjagt. Der Osten wartet nur auf den rechten Mann: der Herr über Aegypten ist auch Herr über Indien. Nun aber müssen wir abwarten, was Rußland mit ihnen anfangen wird. Die Russen, die schon in Persien Fuß zu fassen beginnen, brauchen nicht weit zu marschiren, um nach Indien zu kommen."

Alsdann kam Napoleon wieder auf Das zu sprechen, was ihn fortwährend zu beschäftigen schien:

„Rußland ist die Macht, die mit sicheren großen Schritten einer Universalherrschaft entgegengeht . . . denn jetzt giebt es kein Frankreich, d. h. kein Gegengewicht mehr!"

Daß Napoleon in Wirklichkeit der „Kaiser des Westens" gewesen ist, kann Niemand in Abrede stellen. Montholon sagte eines Tages zu Gourgaud, aus seinen Instruktionen als Gesandter habe er entnehmen können, daß Napoleon den entsprechenden Titel anzunehmen beabsichtigt habe. Der Rheinbund sollte nach dieser Richtung hin beeinflußt werden; in Erfurt, hieß es, würde die Angelegenheit in's Reine gebracht werden — da aber habe Alexander Constantinopel des Gleichgewichts wegen verlangt.

Auf St. Helena richtete sich Napoleons Bedauern nicht auf diesen Punkt, sondern es handelte sich fast stets um das „Kaiserreich des Ostens." Als Gebieter über den Osten hätte Napoleon England können einen wuchtigen Schlag versetzen, er wäre in den Fußtapfen Alexander des Großen gewandelt. Es waren nicht die Schlachten dieses antiken Helden allein, die er bewunderte — diese könne man nicht mehr recht studiren — sondern dessen staatsmännische Weisheit: Alexander war sein Vorbild. Mit vierunddreißig Jahren hinterließ Alexander ein ungeheueres und wohl gesichertes Reich. Er besaß die Fertigkeit, sich die Völker, die er unterwarf, zu Freunden zu machen.

Es war ein kluger politischer Akt Alexanders, daß er zum Tempel des Ammon zog: so eroberte er Aegypten.

Wäre ich in Aegypten geblieben, so hätte ich wahrscheinlich wie Alexander ein Reich gegründet, indem ich nach Mekka pilgerte.

Als er Frankreich an Bord des Bellerophon verließ, sagte er zu Kapitän Maitland:

„Ihr Engländer seid Schuld daran, daß ich nicht Kaiser des Ostens bin, wo immer es Wasser giebt, auf dem ein Schiff schwimmen kann, ist man sicher, daß Ihr Einem in die Quere kommt!“

Dieser Bewunderung für Alexander den Großen, dieser Vorliebe für den Orient, seinem Ziele in Bezug auf Indien ist Napoleon treu geblieben bis er sein Reich in den Steppen Rußlands und auf deutschem Boden einbüßte. Nicht lange vor der Zeit, da er den Niemen überschritt, sagte er, eine Unterhaltung mit Narbonne abbrechend, flammenden Blickes:

„Wie dem auch sei, dieser weite Weg ist der Weg nach Indien; Alexander hatte einen ebenso langen Marsch, um den Ganges zu erreichen, als ich von Moskau nach Indien hätte. Stets seit der Belagerung von Acre habe ich daran denken müssen. Wären die englischen Seeräuber und die französischen Emigranten, welche der türkischen Artillerie Schießunterricht gaben, wäre nicht im Bunde mit ihnen die Pest gewesen, ich hätte nie die Belagerung von Acre aufgehoben — ich hätte Asien zur Hälfte erobert und mich alsdann über Europa hergemacht, um mir die Throne von Frankreich und Italien zu sichern. Jetzt habe ich das Umgekehrte zu thun: vom westlichen Ende Europas aus muß ich anfangen, um in Asien einzufallen und England zu fassen. Sie werden ja die Bedeutung der Entsendung Sardanne's und Jaubert's nach Persien ermessen können; ein handgreifliches Resultat liegt nicht vor, allein ich habe alle Karten und statistischen Einzelheiten, deren ich für einen Marsch von Erivan und Tiflis nach Indien bedarf — es hätte einen vielleicht weniger gewaltigen Kriegszug gegeben, als der ist, den wir innerhalb der nächsten drei Monate unternehmen . . . . Angenommen, wir nehmen

Moskau .... Rußland ist zerschmettert, der Czar versöhnt oder irgend einer Palast-Revolution zum Opfer gefallen, gefolgt von einer neuen, vielleicht abhängigen Dynastie — da würde es, glauben Sie mir, für eine große französische Armee mit Hilfstruppen nicht unmöglich sein, von Tiflis aus den Ganges zu erreichen. Einmal getroffen vom Schwerte Frankreichs, würde das luftige Gebäude der indischen Handelsmacht zusammenbrechen ... Eine großartige Expedition ... im 19. Jahrhundert wohl ausführbar."

Wer das hört, kann wohl nicht behaupten, Napoleon hätte im Jahre 1812 noch ein gesundes Urtheil besessen!

Der dritte Grund zu stets wiederkehrender Bekümmerniß und zu Vorwürfen ist natürlich Waterloo: „er knirscht dabei manchmal mit den Zähnen."

„Ach! könnte ich es noch einmal thun ..." Er begreift nicht, wie es möglich sein konnte, daß er die Schlacht verlor. Vielleicht war der Regen am 17. daran schuld! Hätte er Suchet an der Spitze von Grouchys' Armee gehabt, Andréossi auf Soult's Posten, wären Bessiéres oder Lannes noch am Leben gewesen, um die Garden zu commandiren, hätte Murat an der Spitze der Reiterei gestanden, hätte er Lobau mit dem Commando der Garde betraut, wären Clausel oder Lamarque im Kriegsministerium gewesen, ja, — dann wäre Alles anders gekommen! Er hätte noch vierzehn Tage warten sollen .. er hätte dann die 12000 Mann, die in der Vendée zu thun hatten, bei sich gehabt ... wer konnte aber denken, daß die Vendée so bald pacificirt sein würde? Er hätte überhaupt der Angreifer sein sollen ... Hätte er nicht am besten gethan, all seine Truppen um Paris zusammenzuziehen und die Ereignisse abzuwarten? Vielleicht hätten ihn dann die Verbündeten gar nicht angegriffen ... er hätte weder Ney noch Vandamme verwenden sollen ..."

Wiederholt erwähnt Napoleon, daß er der Verlierer war infolge des fehlerhaften Befehles eines Offiziers, dahingehend: Guyot solle mit den Grenadieren zu Pferde angreifen, denn wären diese bei der Reserve geblieben, so hätten sie den Tag gerettet, — Montholon tritt mit der

bestimmten Versicherung auf, der Kaiser selbst habe den betreffenden Befehl gegeben. Er hätte die Schlacht nicht gut übersehen können, sagt Napoleon offen, auch wären die Soldaten von 1815 nicht dieselben wie die von 1796, die Generäle zaghaft gewesen. Napoleon ist doch wohl zu schnell bei der Hand, seine Generäle, wie Ney und Vandamme, zu tadeln. Gourgaud ersuchte ihn einmal, in seinem Urtheil doch etwas nachsichtiger zu sein, Napoleon aber antwortete:

„Die Wahrheit muß gesagt werden."

Er ging sogar soweit zu erklären, der Ruhm des Tages gebühre allein dem Prinzen von Oranien. Ohne ihn wäre die britische Armee vernichtet und Blücher über den Rhein zurückgejagt worden — hier haben wir ein recht schlagendes Beispiel von Napoleons gelegentlicher Inconsequenz. Erschöpft er sich förmlich im Aufstellen von Gründen, die seine Niederlage veranlaßten, so kommt er doch schließlich dahin, das Endergebniß den Eigenschaften des Feindes zuzuschreiben.

„Die Engländer gewannen in Folge ihrer vortrefflichen Mannszucht," ruft er. Dann wieder: „Es war Schicksals Tücke, denn trotz Allem hätte ich die Schlacht gewinnen müssen ... Armes Frankreich! Von diesen Hallunken geschlagen zu werden. Aber wahr ist es ... Crécy und Azincourt gingen vorauf ..."

Was hätte er — das ist wieder eine ihn viel beschäftigende Frage — nach Waterloo thun sollen? Er hätte vor Allem Fouché sollen ohne weiteres hängen oder erschießen lassen! Er hatte ja die Militär-Commission schon in Bereitschaft, das Verfahren gegen Fouché zu eröffnen, es war dieselbe, die den Herzog von Enghien verurtheilt hatte, lauter Leute, welche Gefahr liefen, eventuell selber aufgeknüpft zu werden.

Mit Ausnahme dieses einen Punktes aber ist Alles dunkel in der Beantwortung der Frage. Manchmal meint Napoleon auch, er hätte müssen Soult erschießen lassen — weshalb aber und wann, das erfährt man nicht. Ein anderes Mal meint er wieder, er hätte müssen Lafayette, Lanjuinais und hundert Andere köpfen lassen.

Mit Gourgaud sprach der Kaiser oft über das „après Waterloo“. Gelegentlich erwähnte er auch, daß er damals die Absicht gehabt hätte, den Staatsrath in die Tuilerien zu berufen, die 6000 Mann der in Paris anwesenden Kaisergarde, den zuverlässigen Theil der Nationalgarde und die „Föderirten“ zusammenzunehmen und mit ihnen gegen die Kammer vorzugehen, um dieselbe entweder zu vertagen oder auseinander zu jagen. Auf diese Weise glaubte er, hätte er eine Frist von vierzehn Tagen gewinnen können, während deren er Befestigungen am rechten Seine-Ufer aufgeführt und 100000 Mann gesammelt hätte. Gourgaud erwiderte darauf in finsterem Ernst, daß dies doch wohl bei der herrschenden Stimmung unmöglich gewesen sein würde und erinnert an einen Decius, der den Kaiser durch einen Pistolenschuß bei Seite geschafft haben würde.

Auch Las Cases äußert sich dahin, daß dies nicht richtig gewesen wäre und daß der Kaiser das verdammende Urtheil der Geschichte auf sich geladen haben würde. Gourgaud's Plan war ein ganz anderer. Er meint, der Kaiser hätte sich direct vom Schlachtfelde von Waterloo aus in die Kammer verfügen, dieselbe zur Eintracht ermahnen und ihr begreiflich machen müssen, daß von ihr Alles abhinge. Als Antwort verfällt Napoleon in sein beliebtes lautes Denken: er hätte drei Tage nicht gegessen gehabt . . . wäre ganz erschöpft gewesen . . . hätte er sich in die Kammer verfügt, so wäre eine einfache Ermahnung nicht angezeigt gewesen . . . er hätte müssen als ein Cromwell vor sie hintreten . . . eine Anzahl Deputirter in die Seine werfen lassen. Auf diese Weise wäre eine Säuberung der Kammer herbeizuführen gewesen, sieben oder acht Abgeordnete — selbstverständlich mit Fouché an der Spitze — hätten hingerichtet werden sollen. Um das durchführen zu können, hätte er sich müssen den Jacobinern in die Arme werfen. Daraus wäre eine vollkommene Anarchie geworden. Uebrigens zweifle er, fügte er hinzu, an einem Erfolge, er selbst wäre verschwunden in Blut und Greuel.

Ein anderes Mal wieder sagte er ganz offen: dies zu thun habe es ihm an Muth gefehlt. Könne Jemand in solch einem Augen-

blicke die Bevölkerung zur Revolution drängen, die Guillotine wieder errichten? Im Jahre 1793 wäre es der einzige Weg gewesen, 1815 nicht! Allein auch damit hätte er Nichts erreicht, er hätte zuviel Feinde gehabt — es wäre ein ungeheures Risico gewesen, es hätte viel Blut gekostet und wenig eingetragen! Er habe es daher vorgezogen, abzudanken zu Gunsten seines Sohnes und es der Nation klar vor Augen zu führen, daß die Verbündeten nicht seine persönlichen, sondern die Feinde Frankreichs wären. Deshalb habe er der Kammer gesagt: „Gut, meine Herren, Sie sehen in mir ein Hinderniß für den Friedensschluß. Gut, sehen Sie zu, wie Sie ohne mich fertig werden."

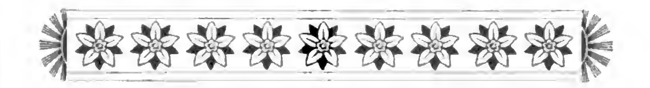
Gourgaud aber war damit nicht einverstanden und behauptete, des Kaisers Erscheinen allein würde die Abgeordneten electrisirt haben u. s. w.

Nun antwortete der Kaiser mit einer Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien: „Ach, lieber Freund, ich war geschlagen!" Dann fuhr er nach langer Pause fort: „Groß wär ja das Bangen und Grauen, welches ich persönlich hervorrufen konnte, aber da ich nicht die Rechte legitimer Souveränetät besaß, hatte ich, als Geschlagener um Hülfe nachsuchend, keine Hoffnung. Nein! keine! Ich hatte mir selber den Vorwurf zu machen, daß ich Fouché am Leben ließ und daß er mir entschlüpfen konnte." Dann weiter: „Ja, ich hätte in die Kammer gehen sollen . . . jawohl, aber ich war völlig erschöpft und konnte nicht voraussehen, daß die Mitglieder sich so rasch gegen mich wenden würden: um 8 Uhr kam ich an, um Mittag waren sie schon in vollem Aufruhr — ich habe mich von ihnen übertölpeln lassen."

Er fuhr mit der Hand über sein Gesicht und begann nach einer Weile von Neuem mit hohler Stimme:

„Ich bin doch nur ein Mensch! Ich hätte mich ja allerdings an die Spitze der Armee stellen können, welche meinem Sohne günstig gestimmt war und es wäre immerhin — mochte geschehen was da wollte — besser gewesen als St. Helena! Die Verbündeten hätten dann wieder erklärt, daß sie nur gegen mich Krieg führten und

schließlich hätte die Armee es geglaubt. Die Geschichte wird mich vielleicht eines Tages tadeln, daß ich nicht länger ausgehalten habe. Ich war ein wenig aufgebracht (piqué). In Malmaison machte ich das Anerbieten, mich noch einmal an die Spitze der Armee zu stellen, die Regierung aber wollte Nichts davon wissen — so überließ ich sie sich selbst . . . Es steht fest, ja, ja, daß ich zu früh von Elba zurückkehrte, aber ich dachte der Congreß wäre aufgelöst. Ich hätte mich zum Dictator aufwerfen oder unter Carnot's Vorsitz einen Dictatur-Rath errichten müssen . . . nein, die Kammer durfte ich nicht einberufen! Aber ich hoffte doch, die Verbündeten würden Vertrauen zu mir fassen, wenn sie hörten, daß ich das Parlament einberief und daß dieses mir Hilfsquellen bieten würde, die mir als Dictator verschlossen geblieben wären. Die Kammer that jedoch Nichts für mich . . . war sie vor Waterloo schon aufsässig, nach Waterloo kehrte sie mir den Rücken . . . Jedenfalls war es ein Fehler, mich um eine Verfassung zu kümmern, wäre ich siegreich gewesen, ich hätte mit den Kammern bald ein Ende gemacht! Ein Fehler war es auch von mir, mich mit Talleyrand in einen Streit einzulassen — diese Unterhaltungen . . . sie machen mich ganz wild — kommen Sie Gourgotto, lassen Sie uns ins Nebenzimmer gehen und über unsere Liebschaften plaudern!"



Capitel XV.

Napoleon und die Demokratie.

Was Napoleon in seinen Rückblicken besonders, sofern es sich darum handelte, daß er nach Waterloo an die Spitze einer revolutionären Bewegung hätte treten sollen, sagte, macht den Eindruck der Selbsttäuschung oder der Absicht, seine Zuhörer zu hänseln.

„Meine Jugenderinnerungen schreckten mich ab," sagte er auf St. Helena, und das war wohl die Wahrheit; er hatte genug von der Revolution gesehen, um eine Wiederkehr derselben zu wünschen. Er war mit Robespierre oder eigentlich mit Robespierre's Bruder befreundet gewesen; nachdem er der Souverän Frankreichs geworden war, hatte er, wie es ja erklärlich genug ist, einen ausgesprochenen Widerwillen gegen Alles, was einer Revolution oder was auch nur der Unordnung ähnlich sah. Es gab keinen Zeugen der Schreckenszeit, der so reaktionär gestimmt gewesen wäre. Jene Zeit hatte ihn mit einer wahren Leidenschaft für geordnete Verhältnisse erfüllt. Er hätte mit unbedingter Zuversicht Das sagen können, was sein Nachfolger in der Dynastie mit weniger Sicherheit behaupten konnte: „Pour l'ordre-j'en réponds."

Diese Stimmung Napoleons war für seine näheren Bekannten durchaus kein Geheimniß. „Napoleon fürchtete," bemerkt Chaptal, „das Volk; die geringste Unzufriedenheit oder Ruhestörung, der unbedeutendste Tumult ging ihm mehr zu Herzen, als eine verlorene Schlacht. Er schickte in solchen Fällen sogleich nach den Ministern, um ihnen bemerklich zu machen, es wäre nicht genug für Arbeit gesorgt, die Arbeiter würden auf Agitatoren hören. Er befürchtete eine Erhebung wegen Mangels an Brod mehr als eine Schlacht gegen eine feindliche Armee von 200000 Mann. Er bestellte sogleich Mobiliargegenstände, Stoffe u. s. w., er streckte den großen Manufakturen Geld vor: eine solche Krisis kostete ihm mehr als 2 Millionen Pfund Sterling. „Wenn ich," so schreibt Madame de Rémusat, „die Leute sagen höre, es wäre so leicht, eine Regierung der Gewalt zu führen, so muß ich an den Kaiser denken, wie er stets auf die Schwierigkeiten hinwies, welche aus Gewaltmaßregeln gegen den Civilstand entstehen möchten. Riethen seine Minister zu einem scharfen Vorgehen, so frug er: übernehmen Sie die Garantie, daß das Volk sich nicht auflehnt gegen scharfe Maßregeln?"

Es machte ihm Vergnügen, von der Aufregung in der Schlacht zu sprechen, er erbleichte, wenn er von den Excessen einer empörten Volksmenge erzählte. Die Revolution hatte einen tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen: er hatte sie stets vor Augen. Er repräsentirte, er verkörperte sie, aber im Stillen kämpfte er fortwährend gegen sie an — dabei wußte er, daß der Kampf ein hoffnungsloser war.

„Ich," sagte er wohl, „ich allein stehe zwischen der Gesellschaft und der Revolution; ich kann regieren, wie ich will; mein Sohn aber muß liberal sein."

Er hatte Recht, denn während seiner zehnmonatlichen Abwesenheit, d. h. während seines Aufenthaltes auf Elba, hat die Revolution ihr Haupt sofort wieder erhoben. Eine Revolution war für ihn ein unnennbares Unglück, das, koste es, was es wolle, abgewendet werden müßte. Napoleon war ein Kind der Revolution — ja, aber ein Kind, dessen einziger Gedanke die Ermordung seiner Mutter war!

Schrecklich war ihm der Gedanke, auf das Volk schießen zu lassen; sein ganzes Leben hindurch empfand er Reue über sein Verhalten am Vendémiaire, welches ihm, wie er glaubte, das Volk nie verzeihen würde. Er war stets bereit, mit allen Mitteln materiellem Mißbehagen im Volke vorzubeugen. Sein Haß wider die Revolution und deren Methoden ging weit, allein er würde, um seine Krone oder sich selbst zu retten, die Revolution nicht angerührt haben; soweit durfte die Feindschaft gegen die Revolution nicht gehen. Er hatte, und zwar mit innerer Empörung, gesehen, wie Ludwig XVI sich vom Balkon der Tuilerien aus vor der Menge verneigt hatte, mit der rothen Mütze auf dem Kopf -- Nicht um seiner Freiheit, nicht um seiner Dynastie willen würde Napoleon auch nur für einen Augenblick die rothe Kappe aufgesetzt haben!

Nach Waterloo drängten sich erregte Volkshaufen — „la canaille" nannte sie Napoleon auf St. Helena — um das Elysée und baten den Kaiser, sich an ihre Spitze zu stellen; das Volk sah ja in ihm die einzige Barriere gegen die alten feudalen Zustände, gegen die Zurücknahme der confiscirten Güter, gegen die Fremdherrschaft.

„Was schulden mir diese Leute," rief er, „ich fand sie arm vor, ich verlasse sie arm."

Montholon schildert eine dieser Scenen vor dem Elysée. „Zwei Regimenter und eine ungeheure Menschenmasse aus der Antoine-Vorstadt hatten sich angesammelt und verlangten, der Kaiser solle sie gegen den Feind führen. Einer der Sprecher machte Anspielungen auf den 18. Brumaire. Napoleon erwiderte, die Umstände wären jetzt andere, was damals unter dem Ausdrucke des einmüthigen Volkswillens geschehen wäre, würde jetzt ein Meer französischen Blutes kosten: er wolle um persönlicher Interessen willen keines vergossen sehen."

Als die Menge sich zerstreut hatte, wendete sich der Kaiser zu Montholon mit folgenden Worten:

„Wollte ich die rohe Gewalt der Massen in Bewegung setzen, so würde ich unzweifelhaft Paris retten und mir die Krone sichern, ohne

daß es zu den Schrecken des Bürgerkrieges käme, ich würde aber auch französisches Blut in Strömen daran setzen .. Welche Macht würde im Stande sein, die Leidenschaften, Haß und Rache zu bändigen, die dadurch wachgerufen würden! Nein ... Ich kann es nicht vergessen, daß ich von Cannes nach Paris begleitet war von dem blutdürstigen Ruf: „Nieder mit den Priestern, nieder mit dem Adel ... Ich ziehe das Bedauern Frankreichs seiner Krone vor."

Während dieses berühmten Zuges*) hatten die Ausbrüche der Leidenschaft bei den durch die kurze Bourbonenherrschaft aufgebrachten Volksmassen auf Napoleon einen tiefen Eindruck gemacht. Hätte er eingewilligt, sich mit ihrer Wuth zu verbünden, deren Ausbruch zusammenhing mit dem vermeintlichen, von oben gemachten Versuch, das durch die Revolution verloren gegangene Land, die verloren gegangenen Vorrechte wieder zu erlangen, so wäre er, wie er fest behauptete, an der Spitze von zwei Millionen Landbewohnern in Paris eingezogen. Allein ein König des Pöbels zu sein, widerstand ihm; sein Inneres empörte sich, wie er erklärte, gegen einen solchen Gedanken.

In Longwood überließ er sich zuweilen Träumereien anderer Richtung; so fielen auch einmal die folgenden Worte von seinen Lippen:

„Sollte ich zurückkehren, so bliebe mir Nichts übrig, als mein Reich auf die Gunst der Jakobiner zu stützen: das Jakobinerthum ist ein Vulkan, welcher die sociale Ordnung bedroht. Sein Ausbruch wäre leicht herbeizuführen und zwar in Preußen: ich brauchte nur den Thron in Berlin über den Haufen zu werfen und ich hätte der Macht Frankreichs einen ganz gewaltigen Impuls gegeben. Preußen war ein Hinderniß für Frankreich seit der Zeit Friedrichs und wird es auch bleiben — es war das größte Hinderniß für meine Absichten in Bezug auf Frankreich. Die rothe Freiheitsmütze, in Berlin aufgepflanzt, würde die ganze Macht Preußens zu meiner Verfügung

*) Den „Adlerflug" nennt ihn die Geschichte

stellen. Ich würde sie benutzen als Keule, um Rußland und Oesterreich niederzustrecken. Ich würde die natürlichen Grenzen Frankreichs, die Alpen und den Rhein, wiedergewinnen und dann würde ich mich an das große Werk machen . . . ein französisches Kaiserreich zu begründen . . . Durch meine Armeen, mit Hilfe der Jakobiner, dadurch, daß ich jede günstige Gelegenheit, daß ich die Vorgänge benützte, hätte ich Europa in einen Bund kleiner Fürsten, über dem der französische Kaiser die Oberhoheit hätte, umgewandelt. Am Niemen würden seine Grenzsteine stehen. Alexander wäre nur der Czar über das asiatische Rußland, Oesterreich nur ein Königreich neben den beiden anderen, dem von Ungarn und dem von Böhmen gewesen, in diese drei hätte ich das Reich Maria Theresias getheilt. Europa wäre dann von Rußland befreit. Großbritannien wäre eine Macht zweiten Ranges geworden . . . Nur auf diese Weise wäre für Europa der Friede gesichert worden."

Montholon ist es, der diese seltsame, einer Rhapsodie ähnelnde Träumerei mittheilt, indem er das Datum, den 10. März 1819, hinzufügt. Was wir hörten, weicht wesentlich ab von anderen Aeußerungen Napoleons über Preußen sowohl, wie über das Jakobinerthum. Wir möchten glauben, es handelt sich hier nur um eine Erwägung der Möglichkeit, eine Aenderung in der Politik eintreten zu lassen. Es ist ja möglich, daß Napoleon nach den Erfahrungen der Hunderttage zu der Ueberzeugung gelangt war, daß, sollte er je wieder nach Frankreich kommen, es keine andere Möglichkeit sich zu halten geben würde. Eine Anspielung in ähnlichem Sinne Metternich gegenüber während der berühmten Dresdener Unterredung liegt vor:

„Es mag ja sein," sagte der Kaiser, „daß ich unterliege; sollte es der Fall sein, so werde ich alle anderen Kronen, das ganze soziale Gebäude Europas mit mir reißen."

Talleyrand mit seinem instinktiv-kühlen Urtheil, hat vorhergesehen, daß nach der Rückkehr von Elba die einzige Chance Napoleons die wäre, den Nationalkrieg zu proklamiren. Seine Armee allein würde ihm dazu nicht genügen; er müßte sich auf die Partei stützen,

aus der er hervorging, über deren Ruinen er sich selbst erhoben, welche er solange unterdrückt hatte. Auch Alexander hatte dieselbe Gefahr vor Augen, denn er bemerkte Lord Clancarty gegenüber, daß es nöthig wäre, die Jakobiner von Napoleon loszumachen — für einen russischen Kaiser gewiß eine nicht leichte Aufgabe. Es ist jedenfalls bemerkenswerth, daß der am besten Orientirte unter den in Wien versammelten Fürsten einsah, daß die einzige Chance, welche Napoleon hatte, die war, wiederum Das zu werden, was er zu Anfang gewesen war, nämlich: „die fleischgewordene Revolution."

Lavalette kennzeichnet mit ein Paar Worten die damalige Lage: die elf Monate der Regierung Ludwig XVIII, sagt er, haben Frankreich in das Jahr 1792 zurückgeworfen. Während dieser kurzen Zeit hatten sich die Mißvergnügten bereits in Verschwörer umgewandelt. Ihr Ziel war das: Louis Philipp als constitutionellen Monarchen auf den Thron zu setzen, nicht aber: den verbannten Despoten zurückzuführen.

Bei seiner Rückkehr gerieth Napoleon in Bestürzung, als er bemerkte, wie sehr sich das Aeußere von Paris verändert hatte: Respekt und Achtung vor ihm waren auffallend erblaßt. Hätte er auf Elba, so sagte er, eine Ahnung von der eingetretenen Wendung gehabt, er wäre auf der Insel geblieben. Manchmal schickte er zwei, auch dreimal des Tages nach Lavalette, um Stunden lang mit ihm die veränderte Lage zu besprechen. Wäre er auch, so meint Lavalette, als Sieger zurückgekehrt, er hätte sich doch großen inneren Wirren gegenüber befunden. Es trat bald ganz klar zu Tage, daß Das, was das Land wünschte, weniger die Rückkehr des Kaisers, als die Entfernung der Bourbonen war. Als diese außer Landes waren, schwand die Begeisterung. Napoleon hatte dies mit klarem Blick erkannt: zu einem Minister, der ihn beglückwünschte, sagte er: „Ah ba! Die Zeit für Schmeicheleien ist dahin: mich hat man kommen lassen, wie man Andere gehen ließ."

Napoleon hatte bei der Rückkehr seinen früheren Titel als „Kaiser von Gottes Gnaden" und die Verfassung des Kaiserreiches wieder an-

genommen. Dies mißfiel dem veränderten Zeitgeist und der Staatsrath antwortete dadurch, daß er die Souveränetät des Volkes proklamirte: ein Dekret, welches dem Kaiser aufs äußerste mißfiel, welches er jedoch nicht ahnden konnte. Er mußte zu der ihm von der Kammer an den Tag gelegten Geringschätzung, zu dem unehrbietigen Auftreten schweigen — allein er begegnete mit unerschütterlicher Ruhe der veränderten Sachlage. Er mochte sich wohl denken, daß er im Falle eines Sieges Alles wieder „einrenken" könnte. Aber . . wenn er eine Niederlage erlitte? Was dann? Er sah ein, daß die neue Strömung ihn bei Seite werfen würde!, es sei denn, er könnte eine stärkere Macht aufbieten — ihr einen Damm entgegensetzen und zwar durch die Entfesselung einer neuen Revolution.

Warum wies er diese Alternative von der Hand? Warum stellte er sich nicht selber an die Spitze eines sich neuerhebenden revolutionären Frankreich? In früheren Tagen wäre wohl die persönliche Leitung einer Revolution für ihn eine Verlockung ohne Gleichen gewesen: der erste Consul hätte sich ja keinen Augenblick besonnen. Der Kaiser aber wurde vermuthlich gewahr, daß es in diesem Falle eine dynastische Frage nicht gäbe, daß die Diktatur eine persönliche wäre, daß er wohl ein Sulla oder Marius, aber kein Augustus, kein Karl der Große sein konnte. Man hat ja gehört, wie er zu Montholon sagte: er hätte sich selber wohl die Krone gesichert, von einem Nachfolger aber wäre keine Rede mehr gewesen. Eine solche Stellung schien ihm nach der, welche er inne gehabt hatte, eine Entwürdigung, eine Schmach — Alles was revolutionär war, ekelte ihn an.

Es war mithin für Napoleon ein Ding der Unmöglichkeit, nach Waterloo der Verkünder, der Generalissimus einer neuen Revolution zu sein. Ja! Hätte er gewußt, was ihm auf St. Helena bevorstand, hätte er sein dortiges Elend, seine bösen Gefangenwärter, hätte er die hoffnungslosen Jahre eines langsamen Todes vorhersehen können — er hätte damals ruhig mit verschränkten Armen den unausbleiblichen Ausgang der Redeschlachten, hätte den Gang der Ereignisse abgewartet:

Das Leben eines Farmers in Amerika hätte er allerdings dem Präsidium eines „Sicherheits-Ausschusses“ vorgezogen.

Zwischen Napoleon und der Kammer herrschte von vornherein eine Feindseligkeit, die sich schwer verstecken ließ; der Schein wurde soviel wie möglich gewahrt, aber auf beiden Seiten wurde bei fast jeder Gelegenheit mit offenen Karten gespielt; keine Partei ließ sich von der anderen Etwas vormachen. Die Kammer war bereit, Napoleon als einen erfahrenen General gegen den Einfall des Feindes und die Rückkehr der Bourbonen zu verwenden; in der Hoffnung, sie würde im Stande sein, ihn in Abhängigkeit zu halten und ihn wieder loszuwerden, sobald der Sieg errungen war.

„Sobald er zur Armee abgegangen ist,“ sagte Fouché, „sind wir die Herren der Situation. Ich wünschte, er gewänne ein oder zwei Schlachten: die dritte würde er verlieren und dann kommen wir an die Reihe.“ Diesen selben Calcul machte auch die Kammer; sie aber war in der Lage des Sterblichen in dem Märchen, welcher einen Geist ruft, den er nicht wieder bannen kann. Napoleon war der Kammer gefügig, um der Welt ein Unterpfand von der Aenderung seines Charakters zu bieten und weil er hoffte, durch die Kammer Unterstützungen zu beziehen, mit der festen Absicht, sich ihrer zu entledigen, sowie ihm der Sieg zufiel. Nach Ligny erklärte er auf das Bestimmteste: er wolle nach Paris zurückkehren und die absolute Gewalt an sich reißen, sowie er die Engländer geschlagen hätte. Jede Partei war vollständig im Klaren in Bezug auf die Politik der andern: weder Zweifel noch Täuschungen waren möglich. Es erscheint unzweifelhaft, daß die Stimmung im Parlamente eine derartige war, daß Viele seiner Mitglieder auf eine Niederlage hofften und im Stande waren, sich über Waterloo zu freuen. Napoleons Einsicht in die feindliche Stimmung der Kammer war es, die ihn nach der Katastrophe zwang, nach Paris zurückzukehren. Man hat ihn getadelt, daß er nicht an der Grenze blieb, um seine zerstreuten Harste zu sammeln. Was aber hätte ihm dies genützt, wenn hinter ihm das Parlament ihn absetzte und verleugnete? Daß dies der erste Akt

des Parlaments nach der Nachricht von der Niederlage sein würde, lag ja auf der Hand!

Von Europa für vogelfrei erklärt, von seinem eigenen Lande verleugnet, konnte er kaum den Kampf fortsetzen, selbst mit einer weit größeren Heeresmacht als die war, welche er möglicher Weise hätte zusammenbringen können.

Wir gelangen zu einer andern Betrachtung. Die Beziehungen zwischen Kaiser und Parlament sind offenkundig und liegen klar vor Augen, schwer verständlich ist es, daß trotz dieses erbitterten Ringens zwischen Constitutionalismus und Napoleonismus der Name Napoleon dreißig Jahre hindurch als Losungswort von den Liberalen des europäischen Festlandes hochgehalten werden konnte; mit der Freiheit und ihren Bestrebungen hatte doch Napoleon nichts gemein, er verwies die Liberalen mit voller Verachtung zu Denen, die er Ideologen nannte. Ordnung, Gerechtigkeit, Kraft, Gleichmäßigkeit, das waren, beeinflußt von persönlichen Erwägungen, seine Ideale in Bezug auf die Staatsverwaltung. Die Legende von seinem Liberalismus kann nur aus der Thatsache erklärt werden, daß, nachdem die Macher der Verfassung von 1815 mit der Rückkehr der Bourbonen von einem Sturm der Verachtung hinweggefegt waren, diese Episode der Hunderttage vergessen war. Alles, was in der Erinnerung haften geblieben war, war der Umstand, daß Napoleon das Kind der Revolution war, daß er die alten Dynastien Europas gedemüthigt und verstümmelt hatte, ohne Rücksicht auf Alter oder Titel. Dem Volke war er gleichbedeutend mit der Revolution, der Armee mit dem Ruhm. Niemand erinnerte sich, oder wollte sich erinnern, daß er aus freiem Entschluß seinen Thron abgegeben und es vorgezogen hatte, sich lieber selbst gefangen zu stellen, als an die Spitze einer Volkserhebung zu treten. Hätte man sich dieser Umstände erinnert, so würde man sie für verbüßt ansehen durch das Märtyrerthum auf St. Helena.

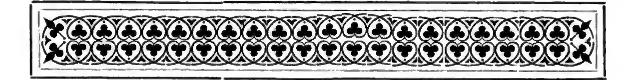
Napoleon war sich selbst durchaus klar über den Vortheil, der seinem Andenken, seiner Sache durch seine Gefangenschaft erwuchs. Sein Tod als einsamer Gefangener tilgte all seine Fehler hinweg.

Sein Andenken, befreit von der Erinnerung an sein eisernes Regiment, seine unersättlichen Ansprüche an das Blut, an die Hülfsquellen Frankreichs, an die beiden feindlichen Einfälle, wurde zur Tradition, zum Mirakel. Der Bauernstand Frankreichs war stets neben der Armee Napoleons Hauptstütze gewesen. Die Landleute sahen in ihm ein sicheres Bollwerk gegen das Wiederaufkommen der Feudalrechte, gegen die Herausgabe der während der Revolution eingezogenen Güter. Die Bauern waren die treuen, eifersüchtigen Wächter seines Ruhmes. Unter ihnen wurde lange Jahre die Tradition an seine übermenschlichen Thaten gewahrt. Béranger hat es verstanden, diese im Volke wurzelnde Auffassung in der Erzählung einer alten Bäuerin, die keinen seiner Siege kannte, zusammenzufassen.

„Lange, lange,“ sagt der Dichter, „werden sie unter dem Strohdach von seinem Ruhme sprechen. Fünfzig Jahre noch wird die ärmliche Hütte keine andere Geschichte kennen“ . . . dann folgt der Refrain: „Kinder: ich sah ihn reiten durch dieses Dorf mit Königen im Gefolge.“

Vielleicht wäre es zu viel, von einer Apotheose Napoleons zu sprechen, jedenfalls wurde ihm die höchste Ehre erwiesen, die je einem Menschen zu Theil wurde. Man kannte ihn in Frankreich nicht als General, als Consul oder als Kaiser, oder bei seinem Namen, er wurde als „der Mann“ (l'homme) bezeichnet, sein Sohn „der Sohn des Mannes“ (fils de l'homme). Er war in der That ein Mann im Sinne der Volksvorstellung, er war ein Mann der Liberalen. Seine ausgeprägte Individualität hatte ihn mehr als sein Abscheu vor der Anarchie zum absoluten Herrscher gemacht. Aber da er aus der Revolution hervorgegangen war, da er stolze Fürsten gedemüthigt hatte, so bildete sich um seinen Namen die Aureole der Freiheit. Er hatte dem Verlangen nach Gleichheit Genugthuung geschafft, indem er die vierte Dynastie, hervorgegangen aus dem Nichts, schuf; er hatte die Bourbonen fern gehalten, die Häupter jener heiligen Allianz, welche so schwer auf Europa lastete, welche die letzten Saatkörner der Revolution zu zertreten bemüht war, und welche die verkörperte Feindschaft aller Freiheit darstellte, zerschmettert oder zu Paaren getrieben.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist es so merkwürdig nicht, daß Napoleon zum Abgott des Liberalismus auf dem europäischen Festlande wurde. Später erst bildete sich bei Napoleon ein bestimmtes Programm. Die autoritative Demokratie, oder besser gesagt, die demokratische Autorität, die demokratische Diktatur, die Idee, aus welcher das zweite Kaiserreich hervorging, welche in Frankreich noch fortlebt und welche in verschiedener Form auch anderswo zu Ehren kam, ist das politische Legat, ist die letzte Botschaft Napoleons.



Capitel XVI.

Das Ende.

Es ist unnöthig, länger noch bei diesen letzten Scenen des großen Dramas, betitelt „Der Lebenslauf Napoleons", zu verweilen.

Seltsam ist es, daß trotz alles Ueberwachens und Auflauerns das Ende so unerwartet kam.

Napoleons Tod trat ganz plötzlich ein, wie man aus dem dürftigen Bericht Arnott's herausliest — Antommarchi müssen wir aus früher angeführten Gründen ganz bei Seite lassen. Arnott hatte offenbar von dem gefährlichen Zustande seines Patienten gar keine Ahnung. Obwohl er am 1. April, das heißt fünfunddreißig Tage vor dem Tode Napoleons gerufen wurde, hatte er damals und noch für einige Zeit später keine Erkenntniß für die Gefährlichkeit der Krankheit; erst am 27. oder 28. April, d. i. etwa eine Woche vor dem Tode, ging dem Manne ein Licht auf, daß die Krankheit eine tödtliche war.

In den letzten neun Tagen seines Lebens lag Napoleon fast fortwährend in Fieberdelirien. Am Morgen des 5. Mai stieß er einige unzusammenhängende Worte aus. Montholon glaubte die folgenden als bestimmt vernommen verzeichnen zu können:

„Frankreich . . . in Waffen . . . Spitze der Armee . . .“ *)

Als diese Worte von des Sterbenden Lippen fielen, sprang er aus dem Bette und zerrte Montholon, der sich bemühte, Widerstand zu leisten, zu Boden — „eine letzte Offenbarung seiner gewaltigen Energie.“ Unter großen Schwierigkeiten wurde er von Montholon und Archambault ins Bett zurückgebracht, in welchem er nun still liegen blieb bis gegen 6 Uhr Abends, als er seinen letzten Seufzer that.

Draußen tobte ein fürchterlicher Sturm, welcher an den Baracken der Soldaten rüttelte und schüttelte, als gäbe es ein Erdbeben. Bäume, welche der Kaiser gepflanzt hatte, wurden ausgerissen, die Weide, in deren Schatten er zu sitzen liebte, wurde entwurzelt — in der Stube war indessen der treue Marchand damit beschäftigt, über die Leiche den Mantel zu decken, den der Kaiser bei Marengo getragen hatte.

Unten in der Stadt warteten der Gouverneur und sein Stab auf die letzten Nachrichten; als sie eintrafen, sprach Lowe einige männlich ernste und passende Worte. Aber bald brach über der Leiche das alte Hin und Her wieder aus. Lowe bestand auf einer sofortigen Oeffnung des Leichnams, der die französischen Herren sich widersetzten. Lowe verweigerte sodann die Erlaubniß zur Ueberführung der Leiche nach Frankreich: die unerwartete Ankunft des todten Napoleon in Europa würde ja ungefähr dieselbe Wirkung haben, wie die Ankunft des lebenden Napoleon. Schließlich bestand Lowe, wie schon mitgetheilt wurde darauf, daß der Name „Buonaparte“ dem auf dem Sargschilde anzubringenden Namen „Napoleon“

---

*) Antommarchi giebt an, er habe, und zwar drei Stunden später als Montholon, die Worte deutlich unterschieden: „Spitze . . . Armee . . .“ und fügt hinzu, dies wären Napoleons letzte Worte gewesen. Montholon erwähnt ausdrücklich, Antommarchi wäre um 2 Uhr, als der Kaiser die Worte ausstieß, nicht im Zimmer zugegen gewesen. Die Sache ist an sich von geringer Bedeutung, zeigt aber schließlich noch einmal, wie außerordentlich schwierig es ist, hinter die Wahrheit zu kommen.

beigefügt werden müsse — wir enthalten uns jedes Commentars hierzu.

Am nächsten Vormittag wurde die Leiche ausgestellt; bei dieser Gelegenheit konnte auch Montchenu sehen — wie der Verstorbene aussah. Vier Tage später fand die Beisetzung statt, mit all dem Pomp, den die geringen, auf der Insel vorhandenen Mittel ermöglichten. Der Sarg, auf welchem der Degen und der Mantel von Marengo lagen, wurde von britischen Soldaten bis zu einem Wagen getragen, der mit vier Pferden des Kaisers bespannt war; von diesem wurde er dann abermals von britischen Soldaten bis zu der Stelle getragen, welche der Kaiser sich als letzte Ruhestätte auserſehen hatte, für den Fall, daß seiner Leiche die Beisetzung in Frankreich versagt wurde. In einem, in tiefer Schlucht gelegenen Garten, unter zwei Weiden, nicht weit von einer Quelle, welche das Trinkwasser für den Kaiser geliefert hatte, war das Grab gegraben. Die Bewohner von Longwood folgten zunächst, dann Lowe, Montchenu, Civilbeamte und Offiziere der Marine und des Heeres. Als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, wurden Gewehr- und Kanonensalven abgefeuert.

Neunzehn Jahre später ankerte eine französische Fregatte unter Befehl des Prinzen von Joinville vor Jamestown; sie war gekommen, um die irdischen Ueberreste des Kaisers nach Frankreich abzuholen. Dieselben wurden von der englischen Regierung ausgeliefert, als ein Zeichen dafür, daß die letzten Spuren nationalen Hasses mit hineingethan waren in das Grab Napoleons — ehe noch das Schiff die heimathlichen Ufer erreicht hatte, schien ein Krieg zwischen beiden Ländern unmittelbar bevorzustehen!

An Bord der Belle-Poule waren in frommer Wallfahrt nach St. Helena zurückgekehrt: Bertrand, Gourgaud, der junge Las Cases und der junge Arthur Bertrand — derselbe, der sich auf St. Helena ohne alle Erlaubniß Lord Bathurst's eingestellt hatte. Auch Marchand, der treueste und vertrauenswürdigste der Diener Napoleons, hatte sich angeschlossen, ebenso Noverraz, Pierron und Archambault; auch St. Denis, versteckt hinter dem Namen Ali, neben Rustan der

zweite Mameluck, den der Kaiser auf St. Helena oft als Amanuensis verwendet hatte. Sie Alle erschienen auf dem Schauplatz ihrer leidensreichen Verbannung. Zu ihrem Schrecken, zur Schmach der englischen Behörden sahen sie, daß aus dem Hause in Longwood ein Stall geworden war. Um Mitternacht am 15. Oktober 1840 — es war der fünfundzwanzigste Jahrestag der Ankunft auf St. Helena — umstanden sie das Grab, und als nach zehnstündiger, mühevoller Arbeit der Sarg wieder zu Tage gefördert war und geöffnet wurde, sahen sie das Antlitz des Kaisers wieder, das völlig unverändert erschien. Sie und Andere folgten dem Sarge in langer Procession, die fast einem Triumphzuge glich: der Einzug des großen Todten in Paris war eindrucksvoll, war majestätisch.

An einem bitterkalten Morgen im Monat December saß der König der Franzosen, umgeben von Prinzen und Ministern und aller Pracht Frankreichs unter der Kuppel des Invalidendomes; er erwartete das Eintreffen der Leiche. Da erschien plötzlich im geöffneten Thore ein Kammerherr und rief mit weithin tönender Stimme: „Der Kaiser," als handle es sich um den lebenden. Die ganze zahlreiche Gesellschaft erhob sich von ihren Sitzen — die Leiche wurde langsam hereingetragen. Die Anwesenden konnten ihren Thränen nicht wehren, ganz bewältigt von der ergreifenden Scene. Hinter dem Sarge folgten die Personen, die die Verbannung auf St. Helena überlebt hatten; Bertrand hatte das Vorrecht genossen, den Degen auf das Bahrtuch zu legen.

Eines Umstandes in der letzten Krankheit Napoleons müssen wir noch besonders gedenken: man hatte es in Longwood für angezeigt gehalten, eine gewisse Politik zu verfolgen, deren Hauptstütze O'Meara war, nach derselben sollte erklärt werden, es hätte eine tödtliche Leberaffection vorgelegen und dies wäre ein auf der Insel St. Helena grassirendes Leiden; ihm wäre Napoleon zum Opfer gefallen. Dasselbe zu curiren, wäre nur durch eine Entfernung von der Insel möglich gewesen. Wir sind der Meinung, daß der Kaiser, in dem sich ein pfiffiges Selbstinteresse dem tief wurzelnden Miß-

trauen in die Kunst der Aerzte gesellte, es besser wußte. Legte er doch nicht selten die Hand auf den Magen und brach in die stöhnenden Worte aus: „Hier . . . hier . . . der Pylorus (Magenmund).“ Wir wissen andererseits auch, daß er in vollem Ernste zu Gourgaud, der gottlob durchaus wohl war, bedauernd sagte, auch er, Gourgaud, werde der Inselkrankheit zum Opfer fallen.

Zwei Monate vor seinem Tode schrieb Napoleon an seine Schwester Pauline, daß ein Leberleiden, von welchem er seit sechs Jahren befallen wäre und welches auf der Insel endemisch und tödtlich sei, in den letzten sechs Monaten in bedenklicher Weise zugenommen habe. Einen Monat vor seinem Tode richtete er dieselbe Klage an Arnott. Montholon, nach Europa zurückgekehrt, erhielt die Lesart von der Leberkrankheit aufrecht, trotz der stattgehabten Post mortem-Untersuchung. Napoleons Leber wurde nämlich als völlig gesund befunden: er starb an derselben Krankheit, wie sein Vater — am Magenkrebs.

Die letzten Tage, ehe der Todeskampf eintrat, waren gewiß voll tragischer Scenen, wie wir aus den knappen Aufzeichnungen Montholon's ersehen, welche übrigens nicht die von Tag zu Tag empfangenen Eindrücke enthalten, vielmehr erst später zusammengefaßte Reflexionen darzustellen scheinen. Bertrand in einem Briefe an den König Joseph sagt, daß nach dem August 1820 der Kaiser fast immer in seinem Lehnstuhl im Morgenrock gesessen habe, wohl noch im Stande zu lesen und zu sprechen, aber nicht mehr zu arbeiten oder zu diktiren.

Napoleon liebte es in letzter Zeit sehr, mit seinen Gefährten Luftschlösser zu bauen, er sprach viel von dem neuen Leben, welches sie in Amerika beginnen würden — dabei wußte er recht gut, daß es zu Ende mit ihm ging. Viel Zeit verwandte er auf sein Testament und war besonders in Sorge, daß die Briefe europäischer Souveräne an ihn, sowie auch einige, welche Madame de Staël aus Italien an ihn gerichtet hatte, veröffentlicht würden. Er glaubte, dieselben befänden sich in den Händen Joseph's; es erwies sich jedoch später, daß sie gestohlen und dem englischen Verleger Murray angeboten, von

diesem aber abgelehnt worden waren. Die russische Regierung mischte sich schließlich ein und erstand für eine bedeutende Summe einen Theil, das heißt die Briefe Alexanders. Was aus den übrigen geworden ist, weiß man nicht.

Napoleon las auch zuletzt noch immer laut und besprach die Vergangenheit: es ist sonderbar, daß wir davon so wenig Einzelnes wissen und wir müssen annehmen, daß Napoleons Gefolge ebenso wenig wie die ganze Welt von dem bevorstehenden Ende eine Ahnung hatten: sonst hätte Einer oder der Andere doch sicherlich mit pietätvoller Sorgfalt diese so bemerkenswerthe Schlußepisode behandelt.

Ueber den letzten Monaten liegt zu unserem Leidwesen ein fast vollkommenes Dunkel; wir müssen uns aber doch zugleich sagen: was würde es nützen, wollten wir dem traurigen Bilde noch Weiteres hinzufügen? Der historischen Wahrheit würden wir darum nicht näher kommen. Was uns zur Verfügung steht, sind in Fabeleien getauchte Erzählungen, welche nicht werth sind, dem Gedächtniß eingeprägt zu werden. Es giebt in den Büchern der Geschichte kein so melancholisches Bild als einen großen Mann, der, vom Schauplatze seiner Thaten abgetreten, noch zu den Lebenden zählt — von Nebucadnezar auf seiner Wiese bis zu Napoleon auf seinem einsamen Felsen!

Lord Beaconsfield setzte dem Autor eines Tages auseinander, warum er seinen „Count Alarcos" (ein wenn nicht ganz, doch so gut wie ganz vergessenes Drama) geschrieben hätte. Eine große Tragödie zu schreiben, beabsichtigte Beaconsfield nicht, er wollte nur einem litterarischen Drange entsprechen. Die Geschichte wäre ihm nicht aus dem Sinne gekommen und würde ihn solange verfolgt haben, bis er sie zu Papier gebracht hätte. Dasselbe gilt in Bezug auf das hier vorliegende kleine Werk: es entstand, als Gourgaud's Buch erschienen war und dadurch der Jahre lang schlummernde litterarische Drang im Autor unwiderstehlich erwachte und sich den Stunden der Muße beigesellte.

Es handelt sich, dies darf nicht unerwähnt bleiben, um eine Episode, über welche die Geschichte ihr Endurtheil noch nicht gefällt

hat — noch ist sie nicht in der Lage, es thun zu können. Die Bühne ist leer, das durch einen zwanzig Jahre währenden Krieg bis zum Sieden erhitzte Blut hat sich abgekühlt: auf der einen Seite sind die schwachen, aber unauslöschlichen Hoffnungen, auf der anderen Befürchtungen und Verdacht dahin — und doch scheint es, als ob Das, worum es sich handelt, noch Wärme ausströme; zweifelhaft ist es, ob auf der einen Seite man kühl genug ist, Fehler einzugestehen, ob auf der andern Alles verziehen ist: bei den Völkern begegnet man einem stillen, trotzigen Gedenken. Die Feuer von Smithfield haben in England Aschenhaufen zurückgelassen, in denen es noch glüht. Irland hat Vieles im Gedächtniß bewahrt, was es um seiner selbst willen hätte vergessen sollen. Noch heute sind die Schotten in ihren Herzen Jacobiten.

Wir hatten mehr Gelegenheit den „Menschen“ Napoleon auf St. Helena zu beobachten als sonst auf irgend einer andern Stelle seiner Laufbahn. In den ersten Jahren des Consulats offenbarte sich wohl der „Mensch“, allein er war noch nicht entwickelt. Auf dem Throne schien das Menschliche abgestreift; auf Elba lebte er nicht in der Gegenwart, er schien sich in der Vergangenheit oder in der Zukunft aufzuhalten.

Was über ihn bei Lebzeiten und noch lange nach seinem Tode veröffentlicht wurde, hatte keinen eigentlichen Werth. Die zuverlässige Prüfung eines großen, thatenreichen Mannes kann erst erfolgen, wenn auch die lauwarme Luft um ihn her sich verzogen hat. Große Männer sind verabscheut oder verehrt. Der Haß, die Anbetung, welche Napoleon einflößte, überlebten ihn zu lange, um die Entfaltung eines verständigen Urtheils zu gestatten. Niemand war damals und noch lange nachher im Stande, durch rauchgeschwärzte Gläser den Blick in dieses blendende Licht zu versenken — das ist noch jetzt schwer! Man muß Leidenschaft und Beweismaterial trennen und doch Beiden Zugeständnisse machen.

Napoleons Correspondenz, namentlich derjenige Theil, der anfänglich verboten war, liefert selbstverständlich das große Gemälde

seiner Thätigkeit, seiner Methode; sie ist jedoch immerhin auch nur ein Bruchtheil von der ihn behandelnden Litteratur. Bücher und Memoiren, Napoleon betreffend, sind in Unzahl vorhanden; an zuverlässigen Büchern, welche ein getreues oder annähernd unparteiisches Bild entwerfen, ist auffallender Mangel.

Einige einsichtsvolle Beobachter, welche den Kaiser gut gekannt haben, schrieben ihre Eindrücke wahrheitsgemäß, aber ganz geheim nieder, dieselben beginnen jetzt erst mit ihrem Lichte das Dunkel zu durchbrechen. Wir möchten unter diesen Zeugen vor Allem Chaptal nennen. Er war eine Zeitlang als Minister eine Vertrauensperson bei Napoleon; er giebt uns eine Analyse vom Charakter des Kaisers mit der wissenschaftlichen Klarheit eines hervorragenden Chemikers. Ihm zunächst möchten wir Pasquier stellen, der im Ganzen das Ungünstig-Wahre sagt, und dicht neben Pasquier Ségur, dessen Memoiren neben der klassischen Geschichte des russischen Feldzuges ein brillantes Porträt Napoleons, gemalt allerdings von einem Verehrer, aber keinem blinden Verehrer, enthalten. Stellen wir es als Pendant neben das Pasquier's, so müssen wir erklären: Ségur sagt das Günstig-wahre. Die stilistische Schönheit, die wundersame Beredtsamkeit einiger Stellen, würden den grimmigsten, den verbissensten Kritiker des Helden umstimmen. Lavalette, obwohl er uns nicht viel sagt und obwohl der Herzog von Wellington ihn zum Lügner stempelt, scheint, wenn man nicht vergißt, daß er Parteimann war, ziemlich zuverlässig. Roederer hat in schwerbändigen Werken, die kaum lesbar sind, Goldkörner in Gestalt von Aufzeichnung der Gespräche Napoleons. Madame de Rémusat hinterließ, wenn man Vieles bei Seite läßt, Einiges von Werth. Wir dürfen nicht vergessen, daß sie ihre ursprünglichen Memoiren im Jahre 1815 verbrannt hat und die drei Jahre später erfolgenden Veröffentlichungen in die Zeit der Reaction fallen, in welcher man es für unpassend hielt, in der politischen Gesellschaft Anspielungen auf den Kaiser zu machen oder gar dessen Namen zu nennen. Außerdem stand die Rémusat in nahen Beziehungen zu Talleyrand, Napoleons unversöhnlichem Feinde; sie war Hofdame bei

Josephine gewesen, deren Fehler sie ahndete und — was das Schlimmste ist — gehörte zu den Frauen, die Napoleons Ungeschicklichkeiten und Mängel als Liebhaber nicht verzeihen konnte. Hinter ihr folgen Méneval und Beausset und nach diesen noch Constant — Constant (der Diener, nicht Benjamin*) — der alle interessanten Zwischengerichte auftischt, die Memoiren sind wohl von einem Unbekannten nach des Leibdieners Aufzeichnungen geschrieben.

Einiges Vertrauen kann man wohl auch in Miot de Melito setzen, auch in den trockenen Humor Beugnot's: es liegt uns übrigens fern, andere Autoren dadurch, daß wir sie nicht aufzählen, herabsetzen zu wollen, wir wollen nur diejenigen namhaft machen, die das meiste Vertrauen verdienen. Ganze Stöße von Memoiren werfen hierhin und dorthin einen Lichtschein, dieser aber ist nur ganz flüchtig, da die Autoren theils von Anbetung, theils von Haß überfließen; den Herren Marbot und Thiébault verdanken wir die meisten Schlagworte und Scherze Napoleons. Die Scene auf dem Maskenball, wie der Kaiser sein erhitztes Haupt mit einem feuchten Taschentuch wischt und dabei sagt: „O, das thut gut . . das thut gut“ erzählt Marbot; das flüchtige Bild, wie Napoleon allein mit einem Adjutanten durch Spanien nach Hause gallopirt und das Pferd des Adjutanten mit einer Postillonspeitsche antreibt, ist ein Cabinetsstück von der Hand Thiébault's — wir wünschen nur, wir wären vollkommen überzeugt davon, daß die Mittheilungen der Wahrheit entsprechen.

Endlich, in den letzten Lebensjahren haben wir noch Gelegenheit, Etwas von Napoleon zu sehen. Die Gardine in Longwood, die ihn verbirgt, lüftete sich momentan: durch die viel schmeichelnden und verworrenen Erzählungen stiehlt sich ein Licht. Wäre Gourgaud bis zu Ende geblieben, so hätten wir von ihm gewiß über den wahren Napoleon mehr gehört als aus allen Büchern der napoleonischen

*) Anmerkung des Uebersetzers. Benjamin Constant, der Schriftsteller, nimmt sich in der Nähe des Bedienten nicht übel aus! Napoleon hatte Benjamin 1815 zum Staatsrath gemacht — weshalb, das weiß wohl Niemand.

Litteratur — aber Gourgaud ging fort, kurz bevor wir am meisten seiner bedurft hätten. Die noch übrig bleibenden Berichte enthalten wenig oder gar nichts von der Schlußepisode, aus der wir aller Wahrscheinlichkeit nach das Meiste über Napoleon hätten lernen können. Wenn die Eitelkeiten, wenn die Leidenschaften des Lebens vor den endlosen Schatten des Todes erbleichen, dann kommt über die von der Welt Scheidenden wohl der Drang zur Selbstoffenbarung. Es war die Zeit gekommen, da Napoleon, allein gelassen mit der Geschichte und der Ewigkeit, möglicherweise — sicher sind wir freilich nicht — sich, getrennt vom Kriegshelden und Staatsmann gezeigt, eine Beichte abgelegt und die Wahrheit gesagt haben könnte. Die Erklärung über den Tod des Herzogs von Enghien, welche fünf Wochen vor seinem eigenen erfolgte, zeigt, daß der Sterbende sich in der That mit fast leidenschaftlicher Ungeduld darüber hermacht, Andere aufzuklären und die Wahrheit zu sagen.

Aber selbst ohne letzte Enthüllungen, welche er gemacht haben könnte, welche jedoch nicht zu unseren Ohren kamen, richtet die Welt den Blick auf St. Helena, um das Letzte von diesem großen menschlichen Räthsel zu erhaschen.

Ein Räthsel war er und wird stets ein Räthsel bleiben! Die anderen Menschen aber finden einen erklärlichen Genuß darin, Etwas zu ergründen, was den Begriff eigener Kraft und Leistungsmöglichkeit übertrifft. Aus diesem Grunde lieben sie auch Ballons und Flugmaschinen, Apparate, die sich unter der Oberfläche der Erde und des Meeres bewegen, lieben sie Männer, welche in physischer oder intellektueller Richtung Thaten vollziehen, welche die Grenzen menschlicher Leistung überschreiten. Aus diesem Grunde suchen sie auch — leider immer vergeblich — in das Geheimniß dieses außerordentlichen menschlichen Wesens einzudringen. Trotz allen Minirens und Analysirens wird Das, was geheim ist, wahrscheinlich jeder Entdeckung entgehen. Theils, so könnte man sagen, weil es so verwickelt ist, theils, so könnte man entgegnen, weil es nichts Geheimes giebt; es ist Alles nur ein Spiel, ein Stoßen und Schieben des Schicksals.

Was die Verwickelung des Problems, d. h. die Vielseitigkeit des Mannes betrifft, so steht dieselbe außer Frage. Das Studium aber, selbst wenn es illusorisch ist, wird stets ein fesselndes sein. Es werden sich stets Alchemisten, stets Untersucher vom Charakter Napoleons finden. Daran ist nichts Ueberraschendes: Napoleon ist eben vielseitig, leuchtend, brillant, so daß er in tausend Facetten flimmert. Zuweilen erfindet er, zuweilen sagt er Etwas dem Unsinn Aehnliches, zuweilen giebt er sich kleinlich, theatralisch, verletzt die Leute — in der Hauptsache aber, wenn man ihm näher kommt, bemerkt man an ihm ein tief menschliches Empfinden, sodaß er auch als Mensch außerordentliches Interesse erweckt.

Ein Studium von Napoleons Aussprüchen, ganz abgesehen von jedem Versuch, das Geheimniß seiner wunderbaren Thaten zu ergründen, ist kein Zeitverlust, sei es, daß es mit der Absicht der Nacheiferung unternommen wird, sei es, daß man sich ihm lediglich weiht, um zu lernen, sein Wissen zu bereichern — es wird eine anregende Wirkung sicher nicht verfehlen.

Napoleons Laufbahn, vielleicht theilweise deshalb, weil sie nicht in wissenschaftlicher Schablone Thaten-Abschnitte aufweist, veranlaßt so manche Frage von Bedeutung, läßt aber nur in seltenen Fällen eine bestimmte, befriedigende Antwort zu.

Welche Anschauung hatte Napoleon vom Leben? Welches Ziel schwebte ihm vor? Folgte er einer Ueberlegung? War er stets geistig gesund? War er nach irgend einer Richtung hin ein Charlatan? War er nichts wie ein glücklicher Fatalist, dem große natürliche Kräfte gegeben waren? Oder waren die Erfolge, die er errang, das Resultat einer bemerkenswerthen intellektuellen Combination und Energie?

Auf alle diese und eine Masse anderer Fragen werden sich gescheidte Leute zu antworten bereit finden lassen — jemehr der Forscher die Dinge prüft, desto schwerer wird ihm trotzdem das Antworten werden. Er wird zuletzt vor einer Hypothese angelangt sein, der die Zuversicht fehlt, und er wird ohne Ueberraschung herausfinden, daß

seine Studiengenossen, ebenso beflissen, ebenso gewissenhaft wie er, mit völlig andern, untereinander wieder ganz verschiedenen Lösungen auftreten.

Der Philosoph, namentlich derjenige, der an eine göttliche Leitung menschlicher Dinge glaubt, wird ganz einfach erklären, Napoleon wäre als eine große, natürliche oder übernatürliche Kraft, als eine Geißel, als eine Art Kehrbesen erschienen, um eine große That zu vollführen — eine theils positive, hauptsächlich aber negative That — um nach Ausführung seiner Aufgabe, so plötzlich, wie er erschienen war, wieder zu verschwinden. Cäsar, Attila, Tamerlan und Muhamed waren ähnliche Erscheinungen, der Letztere aber von viel gewaltigerer, viel nachhaltigerer Wirkung auf das Universum als Napoleon, ein Beweis — falls ein solcher noch nöthig ist — wie wenig dauernd der Einfluß von Kriegsthaten allein auf die Geschichte der Menschheit ist. Solche Männer bezeichnen wohl große Epochen, verkörpern gewaltige Uebergänge: sie wirken erschütternd, bewältigend auf ihre Zeitgenossen — sieht man sie jedoch aus einer gewissen Entfernung, so werden sie zu periodischen Erscheinungen, zu nothwendigen Bedingungen der Weltbewegung. Die Einzelheiten ihrer Laufbahn, ihre moralischen Eigenschaften, ihre Methoden, so interessant sie an sich sein mögen, werden alsdann zu untergeordneten Nebensachen.

Ein Kehrbesen! Ja, das war Napoleon unzweifelhaft in den ersten Stadien seiner Entwickelung. Der Vulcan der Revolution war ausgebrannt; der Mann hatte die erkaltete Lava wegzuschaffen; den Schutt und Staub der geschehenen Verwüstungen, die Asche und die Schlacken! Den Schimmel der Corruption, der Alles überzogen hatte, mußte er herunterkratzen. Was er von der Krone Frankreichs behauptet hat, ist eine unleugbare Wahrheit: „Ich fand sie," sagte er, „in der Gosse und fischte sie heraus mit der Spitze meines Schwertes." Die Gossen-Regierung ersetzte er durch eine Regierungsmaschinerie, festgefügt, durchgreifend, wirkungsvoll — wirkungsvoll aber nur solange, als der dazu gehörige Ingenieur ein Mann von ungewöhnlicher Thatkraft und großem Genie war.

Eine Geißel! Ja, das war Napoleon — mit Feuer und Schwert reinigte er die Luft Europas. Als Schwert, als Geist der Revolution, obwohl gekleidet in Purpur und fürstlichem Pomp, sucht er die alten Monarchen heim und zwingt sie, ihre Häuslichkeiten in Ordnung zu bringen. Diese Wohlthat wäre nicht geschehen, wäre Napoleon nicht gewesen; als er das Ruder ergriff, hatte es den Anschein, als hätte Europa die Revolution gebändigt.

Ueber Napoleons militärische Bedeutung, da dieselbe allseitig anerkannt ist, bedarf es keines Wortes. Es wäre dazu ein Kundiger und ein dickbändiges Buch erforderlich. Dem Auge des Nichtmilitärs erscheint er jedenfalls als der größte aller Heerführer. Die Geschwindigkeit seiner Bewegungen und Entschlüsse, die Gabe, seine Armeen zu großen Thaten zu begeistern, seine Kenntniß des Details, verbunden mit der gigantischen Kraft seines Griffes, erregen Erstaunen und seine wunderbaren Triumphe machen ein kühles Urtheil schwierig. Später mögen vielleicht auch Nichtmilitärs Fehler herausfinden — wurde nicht die „grande armée“, ehe sie noch einen Schlag geführt hatte, zu einem, man möchte sagen, disciplinlosen Haufen, als der Proviant in Folge mangelnder praktischer Voraussicht und der Fehler des Commissariates ungenügend war? Auch zeigt man sich schon geneigt, den Unterbefehlshabern einen umfassenderen Antheil an den großen Siegen, als es bisher geschah, zuzuweisen. Desaix z. B. bei Marengo und Davoust bei Jena.

Möge man hinwegnehmen, soviel man wolle, es bleibt ein Berg von Ruhmesthaten. Die große Masse der Menschheit kann nur nach Resultaten urtheilen. Und wenn auch kein Ereigniß zu verzeichnen wäre, welches dem Siege Cäsars bei Alesia gleichkäme, das Soldaten-Genie Napoleons im Ganzen ist unübertroffen.

Wir sind weit entfernt, behaupten zu wollen, daß die Gesammtheit der Kriegsthaten Napoleons, obwohl ungeheuer, seine Laufbahn ausfülle. Er war auch groß als Leiter der Staatsgeschäfte. Jedes Rad, jede Feder, ob groß oder klein, in der Regierungsmaschinerie stand unter seiner Controlle: es schien als wäre dies für ihn eine

Spielerei. Napoleon war sein eigener Kriegsminister, sein eigener Minister des Auswärtigen, des Innern, sein eigener Marineminister! Sein Polizeiministerium allein, namentlich unter Fouché, hatte eine gewisse Selbstständigkeit, dabei aber ist zu bemerken, daß Napoleon für sich eine Anzahl von Polizeiagenturen hatte. Seine Leitung der Finanzangelegenheiten, durch welche ein gewaltiges Reich kraftvoll und glänzend erhalten wurde, ohne Schulden, mit weiser Sparsamkeit, ist in ihrer Art ein Wunder, ein Geheimniß! In jedem Ressort wußte er Bescheid, er leitete, er belebte Alles. Er verglich einmal seine Thätigkeit in treffender Weise mit einem Taubenschlag: um über irgend Etwas zu verfügen, öffnete er das betreffende Flugloch, indem er zugleich alle andern schloß; wenn er schlafen wollte, schloß er sie alle. Sein unvergleichliches Gedächtniß machte ihn vertraut mit unzähligen Leuten, mit einer Masse von Dingen ebenso, wie den Einzelheiten der Staatsmaschine.

Daru, einer der besten Minister Napoleons, theilte einmal Herrn Lamarque einen sonderbaren Vorfall mit, welcher Napoleons nie ruhende Wachsamkeit in den Regierungsgeschäften illustrirt. Es war während des Eylauer Feldzuges. Daru verließ eines Abends den Kaiser, indem er sagte, er habe Briefe zu lesen. „Was für Briefe?“ frug Napoleon, „hier in diesem Araber-Lager, in welchem wir von dem Lande leben, Briefe?“ — „Eure Majestät werden selber sehen,“ entgegnete Daru, und kehrte bald darauf in Gesellschaft von einem halben Dutzend mit Briefen beladener Schreiber zurück. Napoleon erbrach den ersten besten Brief, er enthielt ein Gesuch des Mainzer Lazareths um einhundert Spritzen. — „Wie? Liefern Sie Spritzen für das Mainzer Hospital?“ — „Ja, und Ew. Majestät zahlen dafür.“ Vier Stunden brachte der Kaiser mit dem Erbrechen und Lesen der Briefe zu und blieb dabei für die nächsten acht Tage. Schließlich bemerkte er: „Jetzt erst verstehe ich Etwas von dem Mechanismus einer Armee.“ Als er nach Tilsit wieder in Paris war, verfuhr er ebenso wie mit Daru der Reihe nach mit den übrigen Ministern. Dies währte sechs Wochen, dann wandte er sich den Unterabtheilungen

zu, indem er dasselbe that. Welche Kraft zeigt sich in der mühsamen Arbeit, diesem Ausprobiren der Maßregeln auf dem umfangreichen Gebiet der Verwaltung! In einem solchen Verfahren aber steckte ein Fehler: es war der, daß bei geringerer Energie, bei weniger Intelligenz, der Gang der Geschäfte nicht auf acht Tage gesichert war. Alles hing derart von dem Meister ab, daß ein Zustand der Lähmung eintrat, sowie der Meister sich momentan absonderte. Die Verschwörung Malet's 1812 und die Führung der Geschäfte seitens der Regentschaft 1814 sind schlagende Beweise.

Napoleon war auch ein großer Gesetzgeber, der nach ihm genannte Codex ist dafür ein glänzender Beweis. Kriege nehmen ein Ende und Eroberungen schrumpfen zusammen — hinterließ doch Napoleon Frankreich kleiner, als er es vorgefunden hatte. Die einzige Spur seiner Herrschaft, die man noch in Europa bemerkt, ist die Bernadotte-Dynastie in Schweden, die auch keine Folge einer Eroberung, sondern eine direkte Schöpfung Napoleons war. Alles, was er nach dieser Richtung hin plante oder schuf, ging mit ihm dahin. Das große juristische Werk aber blieb; es hat auf die Charakterentwickelung der Nation einen dauernden Einfluß ausgeübt; ebenso vortheilhaft erwies es sich in anderen Ländern, in denen es Aufnahme fand. Nur wenige gesetzliche Bestimmungen haben in Bezug auf die Gestaltung des sozialen und politischen Lebens in Frankreich einen so gewaltigen Einfluß gehabt, als diejenige, welche zur Theilung des Besitzes verpflichtet — dadurch ist die Gleichheit quasi erzwungen.

Um eine Arbeit, wie den Code Napoléon durchzuführen, gehört eine bewußte, kräftige Initiative und ausdauernde Energie. Nicht weniger auffallend als seine intellektuelle Kraft war bei Napoleon seine organische Beschaffenheit: man denke nur an die Verdauungskräfte, die für die in Hast verschlungenen reichlichen Mahlzeiten erforderlich waren — in einem außergewöhnlichen Leibe war eine außergewöhnliche Seele untergebracht. In der Blüthe seiner Jahre, ehe die Vorliebe für heiße Bäder ihn so geschwächt hatte, gab es für ihn keine Strapazen. Während seines Ringens mit Alvinzi

kam er fünf Tage hinter einander nicht aus den Stiefeln, von Schlaf war keine Rede; dann aber, nachdem er die Oesterreicher geschlagen hatte, schlief er 36 Stunden hinter einander. Als er nach seiner unglaublich schnellen und angreifenden Reise von Valladolid nach Paris, während deren er nur einen wenige Stunden dauernden Aufenthalt in Bayonne hatte, in den Tuilerien anlangte, machte er sich, ohne einen Augenblick der Ruhe zu pflegen, an eine genaue Inspicirung des ganzes Palastes und des Louvre, um sich von dem Stande der Neubauten zu unterrichten. Er kam aus Polen nach Paris in Windeseile, berief sofort den Staatsrath zu einer Berathung und übernahm das Präsidium ohne das geringste Anzeichen von Ermüdung mit gewohnter Umsicht. Und seine Berathungen waren wahrlich kein Spaß, sie dauerten oft acht, auch zehn Stunden. Einmal um 2 Uhr Morgens konnten die Räthe der Ermüdung kaum noch wehren: der Marineminister schlief fest. Napoleon ermunterte zu einer Fortführung der Berathung mit den Worten: „Allons, Messieurs! Nehmen Sie sich zusammen, es ist erst 2 Uhr: wir müssen das Geld verdienen, welches die Nation uns zahlt.“ Während dieser Sitzungen war er stets voller Temperament und mit seinen Gedanken Allen vorauf. Niemals ging eine Sitzung zu Ende, ohne daß die Mitglieder nicht an Erkenntniß zugenommen hätten, entweder in Folge des Gedankenaustausches oder in Folge genauer Ermittelungen, welche über irgend eine Vorlage der Kaiser anzustellen befohlen hatte. Napoleon konnte ununterbrochen achtzehn Stunden hinter einander einen, manchmal auch mehrere Themata bearbeiten. Niemals, so berichtet Roederer, habe ich ihn geistig ermüdet gefunden, niemals die Elasticität vermißt weder unter körperlicher Anstrengung, noch unter heftigsten Gemüthsbewegungen.

Oft machte er von seinen physischen Kräften im Zorn einen unglaublichen Gebrauch. Volney gab er einmal einen Stoß vor den Magen, weil derselbe gesagt hatte, Frankreich verlange nach den Bourbonen; der arme Philosoph mußte bewußtlos davon getragen werden; ein anderes Mal schlug er gar den Oberstaatsanwalt zu

Boden und bearbeitete ihn mit den Fäusten; dem Generalstabschef Berthier soll er mit der Feuerzange zu Leibe gegangen sein. Diese Ausbrüche überreizter Nerven waren allerdings selten: es kam der Corse unter dem Hermelin des Kaisermantels zum Vorschein!

Nicht minder sonderbar ist jene Scene, die in dem kleinen Hause zu Düben spielte: zwei Tage lang sitzt Napoleon auf einem Sopha, ohne sich um die Depeschen zu kümmern, welche sich auf dem Tisch vor ihm zu Haufen thürmen und eine Beantwortung verlangen: er malt auf Papierblätter große Buchstaben, nichts wie große Buchstaben — soll er nach Berlin oder nach Leipzig marschiren, er weiß es nicht. Und dann der apathische Zustand in Malmaison nach Waterloo.

Ein anderes positives Verdienst, das vielleicht dem des Codex nicht nachsteht, ist seine Finanzwirthschaft. Er hat die Erinnerung an eine Periode der Wohlfahrt, des Glanzes und französischer Ueberlegenheit hinterlassen, welche, wenn sie auch nicht des Volkes Phantasie in steter Glut erhält, doch als ein Symbol verbleibt, so monumental, so hehr wie das Grab im Invalidendom, den nationalen Ehrgeiz aufstachelnd. Die furchtbaren Opfer, welche er forderte, sind vergessen und erscheinen, falls man noch daran denkt, nicht ungünstig im Vergleich zu denen, welche moderne Systeme — wenigstens auf dem Papier — und zwar in Friedenszeiten verlangen.

Sie mögen die Adler und die Initialen bei Seite thun: es hat Nichts auf sich. Frankreich, in schauerkalten Tagen des Unglücks und wäre das Unglück nur materieller Art und träfe es nur Handelsinteressen, wird sich stets dem Ruhme Napoleons zuwenden, sich an demselben erwärmen. Noch ist die Atmosphäre gesättigt von dem Lichte und der Wärme der napoleonischen Aera, von dem Fackelschein seiner Siege, von dem Schimmer jener Jahre, da Europa der Ambos war für den Hammer Frankreich.

Die Einzelheiten, sofern es sich um Methode oder um Moral handelt, sind hier untergeordnete Dinge, untergeordnet in Anbetracht der Geschichte, die nur mit Resultaten rechnet. Darum bleiben sie

aber doch von allerhöchstem Interesse. Sie werden uns zu keiner Ergründung der Geheimnisse die Hand bieten; wir studiren sie, wie wir die geringfügigsten Dinge in Bezug auf einen übernatürlichen Besucher der Erde, einen guten oder bösen, ein wenig fremden und doch mit uns durch das Band menschlichen Daseins verbundenen Geist studiren: nicht nur in Gestalt und Ausdruck, sondern auch in seinen Irrthümern, seiner Verderbtheit menschlich.

Was ist von Allem der Kern?

In den Lauf einer handvoll Jahren ist seine erstaunliche Laufbahn zusammengefaßt, seine Eroberungen, seine Triumphe über eine alternde Welt. In diesem kurzen Zeitraume sehen wir den hageren, hungerleidenden Eroberer aufschwellen zu einem Souverän der Souveräne. Dann kommt die Katastrophe. Er büßt seine ruhige Beurtheilung ein und wird zu einem Fluch für sein eigenes Land, wie für alle anderen Länder. Ihm ist Ruhe unmöglich, unmöglich ist es ihm, der Menschheit einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Seiner Nachbarn Länderbesitz wird ihm zum Spielzeug, er kann sie nicht in Ruhe lassen, er manipulirt mit ihnen, nur weil es ihm Vergnügen macht, sie zu bewegen. Der Feind drüben auf der Insel ist seinen Nerven eine Qual, er sieht ihn überall und schlägt blind auf ihn los. So erzeugt er eine universale Unruhe, universale Feindseligkeit, das universale Gefühl, daß er unvereinbar ist mit der bestehenden Gesellschaft. Er aber verfolgt seinen Weg, als wäre er vom Teufel besessen. Er hört auf, vernünftig zu sein. Intelligenz, Energie sind wohl noch verhanden, allein sie werden schon zur Carricatur, es sind Monstrositäten. Körper und Geist leiden unter dem fortwährenden Drange, mehr zu sein, als ein Sterblicher. Dann kommt der unvermeidliche Zusammenbruch und auf St. Helena beobachtet man voll Neugier und Mitleid den Niedergang — das Ende.

Die Wahrheit, die uns vor Allem in die Augen springt, ist die: der menschliche Geist hat in sich nicht genug Ballast, um in den Stand gesetzt zu sein, für längere Zeit eine uncontrollirte Allgewalt auszuüben und auszuhalten. In anderen Worten: die menschliche

Form ist nicht im Stande, irgend Etwas in sich zu fassen, was der Allmacht nahe käme. Dies lehren uns von den Cäsaren her die Bücher der Geschichte. So stark auch bei Napoleon die Geisteskräfte waren, sie schufen keine Ausnahme von der Regel.

In der ersten Zeit des Consulats war Napoleon ein sozusagen idealer Gebieter: er war standhaft, wachsam, weitsehend, energisch und gerecht. Er war, was nicht weniger wichtig ist, lernbegierig. Er war sich seiner großen Unwissenheit in Bezug auf die Civilverwaltung bewußt; er schämte sich nicht, nach dem Sinne eines einfachen Wortes zu fragen oder über das allergewöhnlichste Verfahren Erkundigungen einzuziehen; zweimal stellte er nie dieselbe Frage. Durch diese eine erwarb, einverleibte er sich sozusagen die nöthigen Kenntnisse mit unglaublicher Schnelligkeit. Als er aber Alles erlernt hatte, was seine Räthe ihn lehren konnten, offenbarte er sofort seine unermeßliche Ueberlegenheit über Alle, mit denen er in Berührung kam. Er gelangte schließlich zu dem Schluß, daß sein Genie durchaus unfehlbar, daß er der erste Staatsmann, wie der erste Feldherr der Welt wäre. Diese Ueberzeugung, gestützt durch die Kräfte und Hilfsquellen Frankreichs, erweckte in ihm einen Ehrgeiz, der erst unbestimmt und ziellos, dann aber, immer mehr gedeihend, zuletzt unbegrenzt — unmöglich wurde. Nichts erschien ihm unausführbar, nichts illusorisch. Wie wäre das auch möglich! Nie war ihm Etwas mißglückt, vielleicht bei Acre allein wäre für ihn ein Mißerfolg zu verzeichnen. Er sah um sich her unfähige Monarchen, hatte sich gegenüber talentlose Generäle, unkundige Minister, hatte um sich die schwachen Schranken einer zusammenbrechenden Gesellschaft. Nichts in der Welt schien dem zweiten Alexander, der noch thatendürstiger war als jener erste, von dem der Knabe schon geträumt hatte, Widerstand leisten zu können.

Wäre Napoleon bedächtiger, langsamer vorgegangen, hätte er sich Zeit genommen, das Errungene zu sichern, so dürfte es schwierig gewesen sein, die Grenze zu bestimmen, an der seinen Absichten die Erfüllung versagt gewesen wäre. Der Aufbau des Kaiserreiches ging

so erstaunlich rasch und erfolgreich vor sich, daß der Baumeister keinen Augenblick bei der Arbeit innehielt — um den Cement trocknen zu lassen. Als er aber Stockwerk auf Stockwerk thürmte, vergaß er darüber das Fundament. Frankreich war das Fundament — Napoleon war heroischer Anstrengungen fähig, er war ausdauernd, er war fähig, Alles zu thun, ausgenommen das Unmögliche. So war schließlich die Grenze erreicht; Frankreich, so groß seine Hilfsquellen auch waren, konnte den Forderungen seines anspruchsvollen Gebieters nicht länger entsprechen. Im Jahre 1812 ließ Napoleon auf den Schneegefilden Rußlands 300000 Franzosen zurück; 1813 berief er 1300000 Mann zu den Waffen, darunter waren sehr Viele, die das Alter für die Aushebung noch nicht erreicht hatten — das war zuviel für eine Bevölkerung von 30 Millionen!

Ohne Zweifel hatte er sich mit jener Selbstüberredung, die bei außerordentlichen Menschen Schwäche und Stärke zugleich repräsentirt, eingebildet, daß er in Wahrheit seinen Besitz vergrößert habe und die Gestellungen im Verhältniß zur Zunahme ständen, daß die Deutschen, Italiener, Holländer und Spanier, welche unter seinen Fahnen dienten, einen ansehnlichen Zuwachs bildeten. Er schien der Meinung zu sein, daß sein Reich basirt sei auf 80 Millionen durchweg loyaler Unterthanen, daß jedes annectirte Land, gleichviel auf welche Weise annectirt, so und soviel menschliche Wesen seinem Herrscher und so und soviel brauchbare Werkzeuge seiner Politik zuzuführen hatte. In Wahrheit aber war lediglich von einem Zuwachs der Mißstimmung und einer zunehmenden Neigung zum Aufruhr die Rede! Friedrich der Große pflegte die Kriegsgefangenen zu zwingen, in seiner Armee zu dienen. Allein er war darum in keine Täuschung in Bezug auf den Kampfeseifer und die Treue dieser widerspenstigen Rekruten verfallen. Napoleon hingegen dachte sich oder that, als ob er sich denke — daß die von ihm unterworfenen Völkerschaften als Unterthanen wie als Soldaten vollkommen zuverlässig wären. Dieser sonderbare Wahn zeigte am deutlichsten, daß seine Urtheilskraft gelitten hatte, was ja mehr als Alles seinen Untergang herbeiführte.

Wen die Götter verderben wollen, dem nehmen sie den Verstand! Wir sehen Napoleon mit einer Selbsttäuschung ohne Gleichen seine eigene Vernichtung ins Werk setzen; er that wahrlich so, als ob die Menschen Schachfiguren wären, die er seinen Eingebungen entsprechend hin- und herbewegen könne, ohne daran zu denken, daß diese Menschen Leidenschaften, Charakter, Ueberlieferungen hatten, er zog mit einem Wort die menschliche Natur nicht in seinen Calcul. Man sehe z. B. diese seltsame Seelen-Zutheilung in einer Depesche vom 15. Februar 1810: „Ich billige den Bericht," schreibt er, „aber Folgendes ist hinzuzufügen: 1. Nur 250000 Seelen sind dem italienischen Tyrol zu nehmen, eine Bevölkerung, welche der von Baireuth oder Regensburg gleichkommt. 2. Baiern soll an das Königthum Württemberg und die Herzogthümer Baden und Darmstadt nur eine Bevölkerung von 150000 Seelen abgeben, sodaß Baiern statt 188000 Seelen 240 oder 250000 gewinnen würde. Außer den von Baiern abgetretenen 150000 Seelen glaube ich müßte man Württemberg 110000, Baden 25000 und Darmstadt 15000 geben."

Es ist nicht mehr als billig, hier darauf hinzuweisen, daß der Congreß von Wien dem Beispiel Napoleons folgend, nach demselben Princip der Seelenzutheilung verfuhr.

Die Empörung der überwiesenen und zurücküberwiesenen „Seelen" war nicht das alleinige Resultat dieser Manie des Zerschneidens, es hatte eine moralische Folge, welche verderblich für das junge Kaiserreich war. Der Begründer einer Dynastie, wie die napoleonische, hätte lieber versuchen sollen, die Welt von der Beständigkeit seiner getroffenen Anordnungen zu überzeugen. Napoleon aber ließ keine Gelegenheit vorüber, ohne das Gegentheil zu beweisen. Indem er Grenzen verlegte, sie hin und her schob, revidirte und reclamirte, bekam es den Anschein, als wiese er selber nach, daß seine Gründungen nicht von Bestand wären, daß an seinem Bau nichts endgiltig, nicht für die Dauer construirt wäre. Es war der Selbstmord eines Systems. Seine größten Feinde hätten nichts Besseres hoffen können, als den Nachweis, daß so erstaunliche Eroberungen un-

beständig und in sich unsicher wären — er selbst gab sich die größte Mühe, es nachzuweisen.

Er hatte Oesterreich und Preußen erobert, Spanien und Italien annectirt, er erwartete von ihnen die Gestellung von Hilfstruppen; Rußland hatte er geschlagen, ihm sodann Artigkeiten erwiesen — Alles lag ihm zu Füßen. Es ist ihm offenbar nie der Gedanke gekommen, daß Haß, Neid, Rache sich zu einem Orkane aufblähen können.

Ein spanisches Contingent fügte er der grande armée hinzu zu einer Zeit, da die Spanier jedem Franzosen, dessen sie habhaft werden konnten, die Gurgel durchschnitten. Ein preußisches Corps kam auch noch hinzu, und doch mußte er, wenn er bei Vernunft war, wissen, daß kein Preuße ihm je die Erniedrigung vergessen würde, die er dem Lande zugefügt hatte. Auch ein österreichisches Contingent stand ihm zur Verfügung zu einer Zeit, da kein allzu scharfer Blick dazu gehört, um zu gewahren, daß dieses Corps doch Nichts sein konnte, als ein feindliches Beobachtungscorps.

Die umfassende, enorme Macht, die Napoleon repräsentirte, war es, die das Gleichgewicht zwischen gesundem Verstande und Urtheilskraft bei ihm zerstörte und dadurch seinen Untergang veranlaßte.

Ein anderer Umstand aber kommt noch hinzu: das Kriegführen war bei Napoleon zur Leidenschaft geworden; den Hitzegrad derselben zu bestimmen ist schwierig; jeder Soldat fühlt etwas davon auf dem Schlachtfelde — mit welcher Gewalt muß die Leidenschaft bei Dem auftreten, der der absolute Gebieter ist und sich der Direktive im Kampfe erfreut! Findet der gewöhnliche Sterbliche im Würfelspiel, in der Lotterie, auf dem Rennplatz, an der Börse die Befriedigung einer Begierde — der Götter Hazardspiel ist der Krieg!

Das stete Risico, der gewaltige Wechsel zwischen Sieg und Niederlage, der Tumult, die Raserei der Schlacht, die Schrecken des Todes — Leben, Glück, Besitz stehen auf dem Spiel — das ist eine Aufregung, eine Anspannung der Nerven, der Niemand lange Stand zu halten vermag.

Der Stern des Schicksals, der eine so große Rolle in Napoleons Einbildung spielte, war nichts wie der Glücksstern des Spielers. Es war ihm ein gerüttelt volles Maß von großem und kleinem Aberglauben zu Theil geworden, die gewöhnliche Beigabe des Lasters; so kam es, daß er selbst in den verzweifeltsten Lagen sich nicht dahin zu bringen vermochte, die Rechnung abzuschließen und Frieden zu machen; den Spieler verläßt die Hoffnung nicht: das Glück, der „Stern" oder wie immer das Ding heißen möge, wird wieder aufleuchten, ein einziger Satz alles Verlorene wieder einbringen.

Generäle stehen glücklicher Weise in politischen Dingen unter der Controlle der Regierungen. Wenn aber der Oberfeldherr auch das Staatsoberhaupt ist, da giebt es Nichts, was ihn von gefährlichen Wagnissen abhält; er setzt einmal zu oft und ruinirt nach sich selbst sein Land. Carl XII war es, an den Napoleon oft dachte, von dem er oft sprach während des russischen Feldzuges.

Man kann eigentlich von keinem Fürsten, der zugleich ein Kriegsheld war — mit Ausnahme von Friedrich II — behaupten, daß er das Schwert zur richtigen Zeit in die Scheide stieß und es willig in derselben stecken ließ. Napoleons Lage war freilich eine ganz besondere. Friedrich hatte schreckliche Lektionen bekommen, war dicht am Ruin, am Selbstmorde gewesen. Kein Eroberer hat je soviel von den Greueln einer Niederlage gesehen. Es giebt wenig Beispiele in der Kriegsgeschichte von einer so vernichtenden Niederlage, wie die von Kunersdorf, wenige in der That von einer triumphreicheren Wiedererhebung nach einer solchen Zerschmetterung. Als Friedrich den materiellen Schaden seines langen Krieges wieder ausgeglichen hatte, war sein Blut abgekühlt; er hatte — und das wußte er — die Zeit, die Kriegssaison im Leben eines Feldherrn, deren Dauer Napoleon einst so richtig definirt hatte, hinter sich: Friedrich sicherte seine Eroberungen und starb in Frieden.

Oft soll Napoleon auf St. Helena ein etwas absprechendes Urtheil über Friedrich gefällt haben. Daß er es ernst gemeint hat, kann man nicht denken: der preußische König war ja ein Modell für

ihn — hätte Friedrich nie gelebt, wer weiß, ob dann Napoleon eine solche Carriere gemacht hätte! Er hätte in der That Manches von Friedrich lernen können, denn dieser, obwohl er in Allem, was Streitkräfte, Ziele und erreichte Höhepunkte betrifft, unter Napoleon stand, war ihm nach mehr als einer Richtung hin überlegen. Hätte Napoleon die schlaue Mäßigung, die zähe Hartnäckigkeit Friedrichs besessen, das Schicksal Frankreichs und Europas wäre ein anderes geworden.

Wir sind der bestimmten Meinung, daß Napoleon das Gleichgewicht seiner Fähigkeiten eingebüßt hatte, lange ehe sein Sturz erfolgte. Damit soll nicht gesagt sein, daß er wahnsinnig war, vielleicht war er es im Sinne Juvenal's und seiner bittern Apostrophe an Hannibal. Gesunder Verstand ist ein biegsamer Begriff. Napoleon am Anfange seiner Laufbahn war von phänomenaler Verstandesschärfe. Seine kühle, überlegte Verschlagenheit, sein durchdringender Verstand stand im Verhältniß zu seinem gewaltigen, aber noch in Grenzen gebannten Ehrgeiz. Von dieser Verstandesschärfe und Klarheit bis zu den Anfängen des Wahnsinns ist ein weiter, weiter Weg. Napoleons in der Abnahme begriffene Verstandesschärfe war immerhin noch bedeutender, als die der meisten Menschen. Allein — und hierin liegt die verhängnißvolle Aenderung — sein Verstand hatte aufgehört, in irgend einem Verhältniß zu seinem Ehrgeiz zu stehen oder denselben unter Controlle zu halten. Als der Hemmschuh fehlte, raste er dahin und stürzte in den Abgrund.

Zu welcher Zeit die gefährliche Aenderung eintrat, ist unmöglich herauszufinden, zumal die Entwickelung allmählich vor sich gegangen sein wird. Einige behaupten, sie wäre zu Tage getreten, schon ehe Napoleon Kaiser wurde, daß das ungesetzliche Abfangen Enghien's und dessen Hinrichtung den Beginn der Aenderung bezeichne. Der Vorfall ist nicht nur ein Beweis verbrecherischer Gesetzlosigkeit, sondern auch einer Reizbarkeit, eines Mangels an Schicklichkeit und Selbstbeherrschung, einer Achtlosigkeit, wie man sie sonst an Napoleon nicht kannte. Andere wollen herausfinden, daß eine Aenderung sich zeigte nach Wagram — das ist wohl ein zu später Zeitpunkt, obwohl er



damals auf einem Höhepunkte stand, von dem aus er alle Königreiche der Erde vor sich hingebreitet sah, auf einer Zinne gar lustig und hoch, jedoch mit einem Fundament gar unsicher und schwankend.

Jeder Versuch, ein bestimmtes Datum für den psychologischen Wechsel bei Napoleon zu finden, würde zu einem dickbändigen Werke führen, für unsere Zwecke scheint es genügend, anzuführen, daß die Aenderung überhaupt eintrat und daß z. B. der Napoleon von 1810 sehr verschieden war von dem Napoleon 1801. Der Napoleon, welcher erklärte, alle Staaten Europas müßten in Paris ihre Archive haben, das kaiserliche Frankreich müsse das Mutterland aller souveränen Gebiete werden, alle Könige der Welt müßten ihre Paläste und Residenzen in Paris haben und in vollem Pomp der Krönung der französischen Kaiser beiwohnen, — der Napoleon, welcher 1813 und 1814 Frieden zu schließen sich weigert, hatte offenbar das Gleichgewicht seiner geistigen Kräfte eingebüßt. Dies war so in die Augen fallend während der letzten Tage seiner ersten Regierung, daß es in Paris eine Verschwörung gab mit dem Zweck, ihn wegen Wahnsinns abzusetzen. Auch ist es leicht, mit absoluter Bestimmtheit nachzuweisen, daß in Bayonne 1808 und am Niemen 1812 sich Spuren geistiger Verwirrung zeigten. Er überlegte nicht mehr mit kaltblütiger Ruhe wie sonst, er sah keine Grenzen mehr — weder physische noch moralische, noch internationale — für seinen Ehrgeiz. Während des russischen Feldzuges tritt ein fieberhaftes, ruheloses Verlangen zu Tage, sein Glück zu „forciren“, wie die Spieler sagen und die äußersten Grenzen seines Schicksals kennen zu lernen; sagte er doch selber einmal in Bezug auf die Verhandlungen zu Leoben, er habe vingt-et-un gespielt und bei zwanzig gepaßt. Später in seinem Leben wollte er mit jedem „Coup“ vingt-et-un haben.

Auch auf andere Weise noch trug Napoleon zu seinem Sturze bei; er mochte in seinen Ministern keine Rathgeber, keine Warner haben: sie waren nichts wie Nullen und sollten es sein. Es ist keine Uebertreibung, wenn wir sagen, daß die blinde Verehrung Bassano's mitspielt in dem Sturz des Kaiserreiches. Groß ist auch

die Verantwortung, die Berthier trifft, der sich stets theils zustimmend, theils nachgiebig verhielt. Napoleon brauchte keine Rivalität zu fürchten, und doch konnte er es nicht ausstehen, daß in seiner Nähe sich anerkanntes Verdienst oder hervorragendes Talent zeigte. Die Regierung wurde so geleitet, daß es gescheidten und unabhängigen Männern unmöglich war, unter ihr ein Amt zu übernehmen. In einer derartigen Verwaltung war Mittelmäßigkeit die Bedingung der Verwendung, große Fähigkeiten waren überflüssig und lästig. Wäre Napoleon plötzlich gestorben, er hätte hinter sich eine große Zahl wohl „eingesuchster" Unterbeamter und eine geringe Zahl talentvoller Unzufriedener hinterlassen. Dieser Umstand beweist an sich die Schwächlichkeit seiner Regierung, ohne daß man noch besonders von der unglücklichen Centralisation zu reden braucht. Ein System, in welchem unpraktischer Ehrgeiz bestimmend war, mußte das Kaiserreich über kurz oder lang ruiniren, es sei denn, Napoleon wäre im Stande gewesen — was für einen Mann wie ihn durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten zählte — eine vollständige Abänderung zu treffen und ein neues System aufzustellen, welches den Fähigkeiten freien Lauf geben und welches ohne ihn funktioniren konnte. Junge Männer wie Molé und Pasquier hat er ja herangebildet, allein benutzt hat er sie nicht. Es ist wahrscheinlich, daß, als sie auf der hierarchischen Stufenleiter höher stiegen, sie seiner Vergünstigung verlustig gingen, daß glänzende Eigenschaften ihm auf die Dauer mißfällig wurden. Wie sonderbar, daß Eifersucht in einem so überlegenen Wesen Raum finden konnte!

Einen hierher gehörigen Wink giebt uns Jemand, der den Kaiser gut gekannt hat, indem er mittheilt, Napoleon wäre stets dem Ehrgeiz seiner Generäle gegenüber auf dem Qui vive gewesen. Dieser Argwohn und die schon erwähnte Furcht vor einer etwaigen Unzufriedenheit in den Volksschichten sind recht charakteristisch. Napoleon hielt seine Generäle stets in einem gewissem Abstand, wäre ein trivialer Ausdruck gestattet, so würde man sagen, er hielt sie sich zehn Schritte vom Leibe, war ihnen gegenüber auch leicht mit einem Tadel bei der Hand, spärlich dagegen mit Lobeserhebungen. Erst wenn sie todt

waren, rühmte er sie eifrig, wie z. B. Desaix und Kléber. Sie näherten sich ihm, mit Ausnahme von zweien oder dreien, die ihn jung gekannt hatten, stets mit Zittern und Zagen. Die Freunde aus früherer Zeit aber liebten ihn trotz ihrer selbst. Lannes, zwischen Lachen und Weinen, sprach einst in Napoleons Gegenwart sein Bedauern über dessen unglückliche Zuneigung „zu dieser H —“ (catin) aus. Napoleon lachte über die soldatischen Tiraden, denn seines Lannes war er sicher. Das Bangen der Andern war keineswegs grundlos. Man erinnere sich des folgenden historischen Vorfalles:

Bei einem Levée in St. Cloud bemerkte Napoleon einen seiner gewandtesten Unterfeldherren, er trat an ihn heran und sagte: „General, Sie kommen von Neapel?“ — „Ja, Sire, ich habe dem General Pérignon das Oberkommando übergeben, den Sie geschickt haben, um mich zu ersetzen.“ — „Sie haben ohne Zweifel die Erlaubniß vom Kriegsminister erhalten?“ — „Nein, Sire, aber ich hatte in Neapel Nichts mehr zu thun.“ — „Wenn Sie innerhalb von zwei Stunden nicht auf dem Rückwege nach Neapel sind, so lasse ich Sie, noch ehe es 12 Uhr schlägt, auf dem Felde von Grenelle erschießen.“ Er belohnte seine Unterfeldherren mit Titeln und Einkünften, aber mit seinem Zutrauen nicht. „Er wollte eben keinen anderen Ruhm, als den seinen. Glauben hatte er nur in seine eigenen Fähigkeiten.“

Stendhal, ein Mann von Geist, dessen Bemerkungen daher Beachtung verdienen, meinte, eine Hauptveranlassung zum Sturze Napoleons wäre seine Vorliebe für die Mittelmäßigkeiten gewesen. Die Mittelmäßigkeit, um welche auch Mirabeau den Himmel gebeten haben soll, war von Napoleon besonders geschätzt; daraus machte er auch gar kein Geheimniß. Was er verlangte, waren Instrumente, aber keine Minister. Was er fürchtete, was ihm zuwider war, war übrigens weniger das Mitwirken, als der Ehrgeiz, als die Kritik überlegener Geister. Zwei Männer von großen Fähigkeiten sind längere Zeit von ihm verwendet worden, sie waren für sein neues Reich nöthig. Als er gewahr wurde, daß man sie für unentbehrlich hielt,

erwachten Selbstsucht und Eitelkeit und er sagte sich von ihnen los.

Es ist schwer, in der gesammten Geschichte, ein nichtswürdigeres, ein ekelhafteres Individuum zu finden, als diesen Fouché — allein dieser Fouché war ein Meister in allen den widrigen Mißgriffen, die der Despot von seinem Polizeiminister verlangt. Fouché war in Wahrheit ein anrüchiges Subjekt, welches zu benutzen ebenso gefährlich war, wie unbeachtet zu lassen. Napoleon that Beides. Talleyrand, ein cynischer und in vieler Beziehung ebenfalls höchst unedler Charakter, steht doch höher als Fouché und mag hin und wieder Entschuldigung finden und zwar nicht nur in der Lauheit und den Zuständen einer revolutionären Zeitepoche, sondern wegen seiner klaren und kühlen Voraussicht, welche dem Einwand Farbe giebt, daß er, während er für sich selbst das Beste that, auch das Beste für Frankreich that. Trotz seiner Indolenz, trotz seiner Bestechlichkeit war Talleyrand ein vorzüglicher Minister des Auswärtigen und ein unerreichter in der Kunst der Diplomatie. Bis zum Ausbruch der Verwickelungen mit Spanien war er ein Vertrauter des Kaisers, wie er auch zu den frühesten Theilnehmern seiner Unternehmungen zählte. Napoleon beschuldigte ihn, der spanischen Regierung ihre Politik soufflirt und sie dann angegriffen zu haben. Talleyrand erklärte dies für unrichtig. Vielleicht hatten Beide recht. Die Madame de Rémusat, Talleyrand's intime Freundin, erklärte offen und hat wahrscheinlich auch in diesem Sinne den Kaiser berathen, daß „ein Bourbone ein ungeeigneter Nachbar für einen Napoleon wäre und nicht geduldet werden könnte.“ Talleyrand mißbilligt Napoleons Vorgehen in Spanien durchaus. Er mag vielleicht den Anstoß gegeben, die Idee vermittelt haben, Napoleon aber kam für die Methode auf ... Vielleicht fand Etwas ganz Aehnliches in Bezug auf die Enghien-Affaire statt. Wir haben hier übrigens nur mit dem Faktum des Bruches zu thun und möchten die Ueberzeugung aussprechen, daß, wenn Napoleon im Stande gewesen wäre, Talleyrand zu behalten und in Gemeinschaft mit ihm zu arbeiten,

sein Sturz nicht erfolgt wäre. Napoleon überwarf sich mit Talleyrand und Fouché und war außer Stande, sie zu ersetzen.

Napoleons Beziehungen zu diesen beiden Männern werfen ein merkwürdiges Licht auf die cynischen Seiten seines Charakters. Er beleidigte Talleyrand öffentlich in der gröbsten Weise bei verschiedenen Gelegenheiten, es waren Beleidigungen, die so leicht Niemand vergiebt. Trotzdem ließ er, als er in Verlegenheit steckte, Talleyrand rufen und begann mit ihm ein vertrauliches Gespräch über Politik. Mitten in der Unterhaltung bemerkte Talleyrand ruhig: „Ja, à propos, ich meinte, wir hätten uns entzweit?“ Napoleon erledigt die Frage mit seinem beliebten „Ah bah“, Talleyrand aber war inzwischen in nahe Beziehungen zu Rußland getreten und ließ sich nicht wiedergewinnen. Auch Fouché wurde ungnädig entlassen. Er machte kein Hehl aus seinem Haß wider Napoleon und verwandte seine Verbannung dazu, Ränke wider den Kaiser zu schmieden; 1815 „pfiff“ ihn Napoleon, wie man hörte, wieder herbei und vertraute ihm einen der wichtigsten Posten an, einen Posten, der die größte Vorsicht verlangte und der die schönste Gelegenheit zum Verrath bot.

Es sind eine Menge anderer Gründe für den Sturz Napoleons aufgestellt worden, allein sie erscheinen nebensächlich im Vergleich zu den angeführten, auch sind sie eigentlich eher Folgen als Gründe: die Gründe zu seinem Sturze führten verderbliche Irrthümer herbei. Zahlreich sind am Schlusse seiner Regierung die politischen Fehler, allein es liegt in ihnen nicht der Grund zu seinem Untergang, sie sind vielmehr erst die Folgen vorausgehender Gründe. Ein Menschenleben war für seine Pläne zu kurz, die Erkenntniß dafür machte ihn ungeduldig, er überstürzte sich; seine Methode war oft kleinlich, seine Politik war es nicht. Sein gigantischer Kampf mit England war eine vergebliche Anstrengung, allein es war ein Kampf, welchen hervorragende Staatsökonomen in kleinerem Maßstabe seitdem oft zu wiederholen bemüht waren. Es ist schwer zu sehen, welche andere Angriffsmittel ihm bei dem Fehlen einer genügenden Flotte gegen

den über die ganze Welt ausgebreiteten Feind zur Verfügung standen.

Die spanische Expedition war in Bezug auf die Methode wohl ein Fehler, aber nicht nothwendiger Weise auch in Bezug auf die Politik. Ludwig XIV hatte dieselbe Politik verfolgt und zwar mit großem Vortheil. Napoleon konnte nicht voraussehen, daß ein Volk, welches lange Zeit hindurch so verächtliche Herrscher geduldet hatte, sich wie ein Mann gegen ihn erheben würde. Ein Fehler war ferner die russische Expedition: Rußland war in Napoleons Continental-System das gefährliche Leck, er konnte sich schwerlich denken, daß Rußland, bei Friedland aufs Haupt geschlagen, seine alte geheiligte Hauptstadt lieber niederbrennen würde, als sich ihm unterwerfen. Auch der Kampf mit dem Papst war ein Fehler, und zwar ein so grober Fehler, daß Einige glauben, er hätte am meisten zu Napoleons Untergange beigetragen. Es war aber doch derselbe Fehler, den der römische Kaiser, der allerkatholischste König, Carl V beging, der dahin gestrebt hatte, die Tiara seiner Krone hinzuzufügen und in seiner eigenen Person alle Vorrechte, weltliche und göttliche, zu vereinen, die höchste Autorität auf Erden zu repräsentiren wünschte. Napoleons Methode dem heiligen Stuhl gegenüber war brutal, Carl plünderte Rom.

Wir zweifeln nicht, daß Napoleon, wenn es ihm gelungen wäre, Rußland in sein System zu zwingen, Großbritannien zu zerschmettern, dahin gestrebt hätte, auf die eine oder die andere Art der höchste Herr und Gebieter von Europa zu werden. Die Frage ist nur, ob diese Idee jemals eine bestimmte Gestalt annahm, ausgenommen in Bezug auf den Westen oder ob sie nichts war als ein Herrschertraum. Napoleon mußte wissen, daß er keine in dieser Weise persönliche Macht auf seinen Sohn übertragen konnte, er dachte sich wahrscheinlich, daß ein bloßes Ueberbleibsel seines großen Reiches immer noch ein reiches Erbe für seine Nachkommenschaft abgäbe. Er für seine Person hätte die todten Rivalen, welche aus den Büchern der Geschichte auf ihn blickten, wohl übertrumpfen

wollen, seine einzigen Rivalen, auf welchen sein inneres Auge haftete, welchen nachzueifern er bestrebt war. Er hätte einen Namen hinterlassen, vor dem alle übrigen erblaßt wären, dem alle kommenden Generationen unbedingte Huldigung zollen würden.

Eine Frage giebt es, die besonders der Engländer in Bezug auf große Männer zu stellen pflegt, die in Bezug auf Napoleon etwas sonderbar klingt. War Napoleon ein guter Mann? Wir können uns des Lachens kaum erwehren, es gilt jedoch nicht der Unbilligkeit der Frage, sondern es überkommt uns, weil wir die Ausnahmestellung dieses einzig dastehenden Menschen vor Augen haben; der übliche Maßstab läßt sich auf ihn nicht anwenden: es hieße soviel, wie einen Berg mit einem Zwirnsfaden umspannen wollen. In einem Wesen, wie Napoleon, erwarten wir außerordentliche Tugenden und außerordentliche Laster, alle weit hinausragend über unser Normalmaß. Wir erinnern uns nicht, ob die obige Frage in vollem Ernst bisher in Bezug auf Napoleon gestellt worden ist, Metternich berührte sie oberflächlich; sie erscheint kindisch, überflüssig, belanglos. Sie kann, in landläufigem Sinne gestellt, ohne Rücksicht auf die Zeitumstände, nur auf eine Art beantwortet werden: Napoleon war nicht gut in dem Sinne wie Wilberforce oder der heilige Franz gut waren. Auch war er keiner von den tugendhaften Herrschern: er war kein Washington, kein Antoninus. Er hat gelegentlich einmal gesagt, er hätte Das, was er vollbracht hätte, nicht geleistet, wäre er ein religiöser Mann gewesen — das ist unzweifelhaft wahr. In England war sein Name ein Synonymum für alles Schlechte; Napoleon war vor unserm Nationalurtheil ein siebenfach in der Wolle gefärbter Teufel. Allein wir wußten ja sozusagen Nichts von ihm. Wäre die Frage direkt an ihn selbst gerichtet worden, er würde sogleich einen Unterschied zwischen dem Mann der Oeffentlichkeit und dem Privatmann gemacht haben. Er würde erklärt haben, daß die Moralität der Privatperson nichts zu thun habe mit der Staatsklugheit und daß diese, wenn sie überhaupt Moralität besäße, eine Moralität für sich hätte. Seine eigene Moralität — so würde er gesagt und wirklich auch gedacht haben —

wäre für eine solche Ausnahme unter den Menschen, wie er, durchaus anerkennenswerth. Napoleon war, um es in knappen Worten zu sagen, nicht so schwarz, als er dargestellt wurde. Die Stimmung der Zeit, in der er lebte, die allgemeine, den Monarchen des 18. Jahrhunderts eingeräumte Nachsicht, die mit seiner Stellung verbundenen Verlockungen müssen ihm zu Gute kommen, in Rechnung gezogen werden, will man die menschlichen Tugenden an ihm prüfen. Ein enthaltsamer Mensch am Verhungern wird ein Gericht herunterwürgen, vor welchem ein Vielfraß zurückschrecken würde. Ein Mann, der kein Trinker ist, wird in einem hohen Schwächezustande Branntwein in einer Menge verschlucken können, wie sie den Trunkenbold ersäufen würde. So ist es mit Napoleon. Für ein Kloster, für die Kanzel war er nicht bestimmt. Er kam von Corsika wie ein junger Heide daher, sah in der Welt eine ihm bestimmte Auster. Im Lager, unter dem Schrecken der Revolution wuchs er auf. Er ward emporgehoben, um ein Volk zu regieren, welches unter dem Schrecken einer gewaltigen Krise in Form und Praxis dem Christenthum entsagt hatte. Er hatte auf eigene Faust gegen eine ganze Welt zu kämpfen: fürwahr eine angreifende Arbeit, zum Nachdenken war wenig Zeit.

Was Napoleon über Religion sagte, wissen wir ja, was er darüber dachte, wissen wir nicht, er griff nach ihr, als einem Faktor seiner politischen Macht. Er hätte wohl Verständniß gehabt für den militärischen Werth einer loyalen Frömmigkeit, wie sie die Tyroler zeigten, für den finstern Fanatismus der Covenanters.*) Daß er die Religion für etwas dem Volke Nothwendiges hielt, das zeigte er ja durch den Abschluß des Concordates. Es ist klar zugleich, daß er über Moralität ähnlich dachte, ebenso wie über die Heiligkeit der Familienbande, über die öffentliche allgemeine, wie über die individuelle Tugend. Es fiel ihm jedoch nicht ein, zuzugeben, daß diese Regeln auf ihn selbst An-

*) Anmerkung des Uebersetzers. „Covenants“ ist die Bezeichnung der von den schottischen Presbyterianern geschlossenen Abmachungen, theils mit ihren Fürsten, theils unter sich, zur Sicherung ihrer kirchlichen Verfassung; daher Covenanters auch Presbyterianer.

wendung finden sollten, erkannte er doch in sich selbst ein von der Allgemeinheit abgesondertes Wesen. Er machte sich nichts daraus, seine Ueberzeugung offen auszusprechen. „Ich bin," sagte er, „kein ebensolcher Mensch, wie die andern; die Gesetze der Moralität und Wohlanständigkeit sind nicht da, um auf mich angewendet zu werden." Er war, das verdient hervorgehoben zu werden, nachsichtig und liebevoll seiner Familie gegenüber, namentlich in seinen früheren Jahren, er war pflichttreu gegen seine Mutter, gütig gegen die Freunde seiner Jugend. Er war auch bemüht, ein nach seiner Auffassung guter Ehemann zu sein; er war in früheren Jahren ein anhänglicher Bruder; was er besonders Louis gegenüber an den Tag legte, „der ihm schlecht lohnte mit seiner scheelsüchtigen Hypochondrie." Er war frei von dem niedrigen Streben nach persönlichem Reichthum, war frei vom Schmutz des Geizes. Er war heftig, gerieth schnell in Zorn, allein beruhigte sich, wie wir von zuverlässigen Zeugen hörten, ebenso schnell. „Stets freundlich, geduldig und nachsichtig," sagt Méneval. Madame de Rémusat, die feindlich gestimmte und scharf beobachtende Chronistin, führt verschiedene Beispiele an von Napoleons Zärtlichkeit, seiner Rücksichtnahme sowohl, als von seinem Argwohn wider die in zahlreichen Verwendungen sich offenbarende Güte Josephines. Die Rémusat war 1806 Zeugin einer überaus bewegten Scene, als Napoleon erst Talleyrand, dann Josephine an sein Herz schloß und dabei die Worte ausstieß, es wäre hart, sich von zwei Menschen trennen zu müssen, die man am liebsten auf der Welt hätte: jeder Fassung, jeder Controlle über sich selbst beraubt, fiel Napoleon in einen krampfhaften Zustand. Dies war keine Comödie; es war eine plötzliche leidenschaftliche Kundgebung seines Herzens.

Es war nur ein Ausnahmefall; auf der letzten Entwickelungsstufe seines Charakters gab es überhaupt keine Freundschaft mehr. Bei einer oder zwei Gelegenheiten mag er noch Etwas davon empfunden haben. Freunde aber hatte er keine mehr. Duroc kam der Bezeichnung wohl am nächsten. Als Napoleon zur Krone griff, forderte er Duroc auf, er möchte fortfahren, ihn „Du" zu nennen: ein in der That seltenes,

wenn nicht einziges Vorrecht! Er nannte Duroc „sein Gewissen“; vor Duroc soll er kein Geheimniß gehabt haben. Duroc aber war auch der Einzige. Eine große Menge von Leuten, die ihn nur aus der Oeffentlichkeit, namentlich als Feldherrn kannten, verehrten ihn über Alles. Die gemeinen Soldaten, die von Frankreich nach Waterloo marschirten, waren von einer Begeisterung erfüllt, welche die der Soldaten von Marengo und Austerlitz noch übertraf. Diese Begeisterung aber schwand, je weiter die Entfernung von Reih und Glied war. Bei den Offizieren ließ sie in aufsteigender Linie nach; wer den Gipfel erreicht hatte, bei dem war von Begeisterung keine Rede mehr. Seit lange schon war sie auch bei Denen verschwunden, welche den Kaiser aus intimem Verkehr kannten.

Freundschaft hatte Napoleon zu pflegen unterlassen; nahe Beziehungen schienen sich für ihn nicht zu eignen. Mehrere seiner Jugendfreunde waren in den Schlachten geblieben. Freunde, wie Lannes, Desaix, Duroc. Einige waren am Leben geblieben, allein sie verließen ihn ohne Sang und Klang. Berthier, sein langjähriger Kamerad, der Tischgenosse auf seinen Feldzügen, sein Vertrauter, verließ ihn ohne ein Wort und trat, ohne zu erröthen, in die Leibgarde Ludwig XVIII Seine Marschälle, die Theilhaber an seinen Siegen, verließen ihn allesammt in Fontainebleau, einige unter dem Ausdruck ihres Hohnes. Ney beleidigte ihn 1814, Davoust 1815. Marmont, den er so auffallend bevorzugt hatte, wurde zum Verräther an ihm. Der loyale Caulaincourt fand auch in seiner Ergebenheit und Treue eine Grenze. Seine Leibdiener Constant und Rustan verließen ihn. Schwierig war es, eine handvoll Offiziere zusammen zu bringen, um ihn nach Elba zu begleiten, schwieriger noch, nur einige wenige zu finden für St. Helena!

Wir dürfen der Nation keinen Vorwurf machen, denn die Nation zählte viel treue Anhänger an die alten Könige — die Gemahlin, die ihn ohne Seufzer verließ, die, als sie in seinem Hause lebte, schrieb, sie wäre nur glücklich an seiner Seite, und die nach seinem Tode schrieb, sie habe nie eine wirkliche Zuneigung zu ihm gehabt — war ja eine Oestreicherin.

Wir müssen zu unserm Bedauern, um der Wahrheit willen, ausdrücklich feststellen, daß diese Abtrünnigkeit, diese Abwendung, so schimpflich für die Betreffenden, eine Schuld Napoleons ist, für ihn nicht minder schimpflich. Bertrand, der allein Anspruch auf den Ehrenpreis der Treue hat, sprach eines Tages, wie wir hörten, die traurigen Worte aus: „Der Kaiser ist nun einmal so, wie er ist — wir könneu seinen Charakter nicht ändern. Dieses Charakters wegen hat er eben keine Freunde, sondern so viele Feinde und deswegen sind wir auch hier.“

Wir dürfen in dieses Urtheil nicht Napoleons ganze Laufbahn einbegreifen; es richtet sich dasselbe nur gegen den Theil derselben, der ausdrücklich kaiserlich und unter dem Einfluß einer partiellen geistigen Ungesundheit steht. Bis Napoleon aus sich selber einen Halbgott machte und sich förmlich abtrennte von der übrigen Menschheit, war er gütig, edelmüthig, anhänglich.

Auf der Höhe seiner Laufbahn kam es ihm nicht in den Sinn, daß solche Dinge, wie Offenherzigkeit, Sympathie u. s. w. zu ihm in irgend welcher Beziehung stehen könnten, sie waren für Andere geeignet und gut, für ihn aber kam es auf etwas Anderes: ein Mehr oder Weniger an. Es waren Eigenschaften, gut für Geschöpfe, die nur Menschen waren, für ihn hatte das Allgemeine, in Schranken Eingeengte keine Bedeutung.

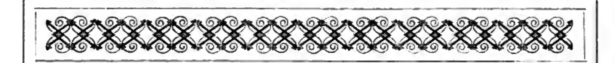
War Napoleon ein großer Mann?

Das ist eine einfachere Frage, allein sie verlangt Definitionen. Wenn man unter „groß“ die Verbindung moralischer und intellektueller Eigenschaften versteht, so kann man ihn groß nicht nennen. Daß er aber groß war in dem Sinne von außergewöhnlich, von hervorragend, das steht fest, unzweifelhaft fest. Wenn Größe gleichbedeutend ist mit natürlichen Kraftanlagen, mit dem über Andere Emporragen, mit dem Uebermenschlich-menschlichen, dann war Napoleon sicherlich groß.

Abgesehen von jenem Funken, jenem undefinirbaren Licht, das wir Genie nennen, repräsentirt Napoleon eine Vereinigung von Ver-

standeskraft und Energie, wie sie wohl nie ihres Gleichen hatte, jedenfalls nie übertroffen wurde; er brachte die menschlichen Fähigkeiten zur höchsten uns bekannten Entwickelungsstufe. Alexander ist für uns ein Wunder in der Ferne, zu fern, um einen Vergleich zu ermöglichen. Derselbe Einwand gilt in Bezug auf Cäsar; Homer, Shakespeare sind Namen ohne Person. Außerdem bedürfte man zu einem Vergleich Männer der That; von den großen historischen Gestalten können wir sagen: man weiß nicht genug von ihnen.

Napoleon lebte zur Zeit der Entwickelung der Mikroskopie: die Prüfung mit der Lupe zeigt, wie unendlich er die Grenzen des Menschlich-möglichen, der menschlichen Fassungskraft erweiterte. So lange er lebte, konnte es Niemand begreifen, daß es eine so staunenswerthe Verschmelzung von soldatischem und administrativem Genie, einen solchen Umfang der Anschauungen mit einer solchen Fülle von Detailkenntnissen, eine so wunderbare Lebenskraft körperlich wie geistig überhaupt geben könne. „Er verkürzt die Geschichte und erweitert die Einbildung," sagt Madame d'Houdetot. „Vergangenen Ruhm stellt er in Zweifel," sagt Lord Dudley, „und macht zukünftigen Ruhm unmöglich." Das ist übertrieben, allein es liegt Wahres in den Worten. Kein Mann repräsentirt so vollkommen, so ausdrucksvoll die drei Dinge: Herrschaft, Herrscherpracht und Untergang. Napoleon stieg empor, indem er Gebrauch von seinen übermenschlichen Fähigkeiten machte, und richtete sich zu Grunde, indem er Mißbrauch mit denselben trieb. Er zerschellte in Folge der Ausartung seines Genies. Keine geringeren Kräfte, als die, durch welche er emporgekommen, waren nöthig, um den Koloß zu stürzen.



Anhang.

1. Capitän Maitland.

Als Napoleon Buonaparte an Bord des Bellerophon am 15. Juli 1815 kam, fehlte ihm noch ein Monat zu seinem 46 Jahre, da er am 15. August 1769 geboren ist. Er war damals ein auffallend starker, wohlgestalteter Mann, etwa 5 Fuß 7 Zoll hoch, seine Beine waren außergewöhnlich schön geformt, mit feinen Knöcheln und kleinen Füßen, auf welche er etwas eitel zu sein schien, denn er trug stets, so lange er an Bord war, Schuhe und seidene Strümpfe. Seine Hände waren ebenfalls sehr klein und hatten eher die weichen Linien einer Frauenhand, als die sehnige Form der männlichen Hand. Die Augen waren hellgrau, die Zähne gut und, wenn er lächelte, war der Ausdruck seiner Züge überaus angenehm, unter dem Einfluß unangenehmer Eindrücke bekam er etwas überaus Düsteres. Seine Haare waren dunkelbraun, beinahe schwarz, obwohl sie ein wenig dünn über der Stirn waren, zeigte sich kein einziges graues Haar. Die Hautfarbe war eine ganz ungewöhnliche, eine blaß gelbliche, ganz anders, als ich sie je angetroffen hatte. Da er korpulent geworden war, hatte er die Lebhaftigkeit der Bewegungen verloren, auch war, wenn man seinen Begleitern Glauben schenken will, ein großer Theil

seiner geistigen Energie dahin . . Seine Erscheinung im allgemeinen war die eines bejahrteren Mannes. Seine Manieren waren außerordentlich ansprechend und höflich: er nahm an jeder Unterhaltung theil, erzählte viel Anekdoten und war bemüht, auf alle Weise die gute Laune zu fördern. Seinen Begleitern gestattete er große Freiheiten im Umgange mit ihm. Ich gewahrte bei mehreren Gelegenheiten, daß sie ihm geradezu widersprachen, obwohl sie ihm im allgemeinen mit großer Ehrfurcht begegneten. Er besaß in bewunderungswürdiger Weise die Geschicklichkeit, einen günstigen Eindruck bei Denen hervorzurufen, mit denen er sich in eine Unterhaltung einließ: dies geschah, wie ich zu bemerken glaubte, hauptsächlich dadurch, daß er die Unterhaltung auf Themata lenkte, die Demjenigen, mit dem er sprach, geläufig waren und in Bezug auf die er sich selbst in vortheilhaftem Licht zeigen konnte.

---

2. Senhouse.

Den 15. Juli 1815.

Ich war sehr gespannt, ihn persönlich kennen zu lernen, aber unangenehm überrascht; er hat eine sehr schlechte Figur, sie ist gedrungen, er hat einen großen Kopf, seine Hände sind klein, seine Beine dünn, der Leib so fett, daß er bedeutend hervorquillt. Sein sehr einfacher Rock, wie man ihn auf den meisten Stichen sieht, ist im Rücken zu kurz und dadurch bekommt die Gestalt etwas geradezu lächerliches. Die Profillinie, gerade so wie man sie auf Büsten und Porträts sieht, ist gut; von vorn aber sieht das Gesicht nicht gut aus. Seine Augen sind hellblau mit einer leichten gelblichen Färbung in der Iris, sie sind ganz anders, als ich sie mir vorgestellt hatte; seine Zähne sind schlecht, der Ausdruck seines Gesichts ist veränderlich und bei schnell wechselnder Erregung merkwürdig ausdrucks-

voll. Spricht sich in seinem Gesicht in diesem Augenblick große Gutmüthigkeit aus, im nächsten Augenblick wird es finster, mürrisch und ein stechender Blick verräth den Charakter der ihn bewegenden Gedanken.

---

3. Bunbury.

Den 31. Juli 1815.

Napoleon muß etwa 5 Fuß 6 Zoll haben, er sieht kräftig und muskulös aus. Sein Nacken ist gedrungen, sein Kopf etwas groß, auffallend viereckig, schwer in den Kinnladen und zeigt ein starkes Doppelkinn. Er ist kahl an den Schläfen, das Haar am oberen Theil des Kopfes sehr dünn, aber lang und unordentlich, es sieht aus, als wäre es wenig gebürstet. In den Bewegungen seiner Glieder ist Napoleon ungraziös, allein er bewegt sich wenig. Die Haltung seines Kopfes ist würdevoll. Er ist fett, sein Bauch ragt hervor: dies wird noch auffallender durch den Schnitt seines Rockes, welcher sehr kurze Schöße hat; über der Brust bis zum Magen ist er fest zugeknöpft, dort theilt er sich plötzlich, sodaß ein großer Theil der Weste sichtbar ist. Napoleon trug eine grüne Uniform mit scharlachrothem Kragen und ebensolchen Aufschlägen, aber ohne alle Stickerei mit kleinen vergoldeten Knöpfen und goldenen Epaulettes. Er hatte ein weißes Halstuch um, eine weiße Weste, weiße Hosen, seidene Strümpfe und Schuhe mit kleinen goldenen Schnallen an. Ein sehr kleiner altmodischer Degen mit goldenem Gurt war fest um die Taille geschnallt. Er trug das Band der Ehrenlegion über der Weste und den Stern, in Silber gestickt, auf dem Rock. Auch drei andere, sehr kleine Orden hingen dicht zusammen an einem Knopfloch. Sein Hut, den er meist unter dem Arme trug, war sehr groß, ganz einfach und zeigte eine außerordentlich kleine dreifarbige Cokarde. Napoleon nahm während der Unterhaltung häufig eine Prise; die Dose war nicht besonders schön, sie war ziemlich lang und schien vier Münzen oder Medaillen auf dem Deckel zu haben . . .

Napoleons Augen sind grau, die Pupillen groß, die Augenbrauen unbedeutend, das Haar ist braun, die Hautfarbe fahl, die Gestalt aufgeschwemmt. Seine Nase ist feingeschnitten, die Oberlippe sehr kurz, der Mund schön. Seine Zähne sind schlecht und unsauber: er zeigt sie übrigens nur wenig. Der allgemeine Ausdruck seiner Züge ist ernst, fast melancholisch; keine Spur von Strenge oder heftiger Erregung durfte sich zeigen. Ich habe selten einen Mann von kräftigerem Körperbau oder besser geeignet, Strapazen zu ertragen gesehen.

---

4. Lady Malcolm.

25. Juni 1816.

Sein braunschwarzes Haar ist auf der Stirn gelichtet und kurz geschnitten, aber nicht dünn im Nacken, sein Blick ist ziemlich unangenehm. Seine Augen sind blau oder grau; eine gewaltige Stirn, hervorspringende Nase, kurze Oberlippe, gute, weiße, gleichmäßige kleine Zähne (er zeigt sie selten), rundes Kinn, der untere Theil seines Gesichtes sehr voll, blasser Teint, besonders kurzer Nacken. Im übrigen erschien seine Gestalt gut proportionirt, aber zu fett, eine dicke, kurzfingerige Hand mit schönen Nägeln, wohlgeformte Beine und Füße. Er trug einen alten abgetragenen grünen Rock mit Kragen und Aufschlägen von grünem Sammet, die Knöpfe von Silber mit einem eingravirten Thier: es war sein „habit de chasse", am Halse fest geschlossen, ein silberner Stern der Ehrenlegion, weiße Weste und Hosen, weiße, seidene Strümpfe, Schuhe mit ovalen goldenen Schnallen . . .

Lady Malcolm war erstaunt über den milden Ausdruck seines Gesichtes, im völligen Gegensatz zu der Wildheit, die sie erwartet hatte. Sie entdeckte keine Spur von großen Fähigkeiten, seine Züge schienen eher Gutmüthigkeit zu zeigen . . .

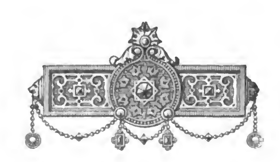
---

5. Henry.

1. September 1817.

Er hatte eine einfache grüne Uniform an, ohne Epaulettes oder etwas Derartiges, aber mit dem Stern der Ehrenlegion auf der Brust, welcher in der Mitte einen Adler zeigte. Die Knöpfe waren vergoldet und zeigten als Gepräge einen Dragoner zu Pferde. Er hatte weiße Hosen an, seidene Strümpfe und ovale goldene Schnallen auf den Schuhen; er trug einen kleinen Klapphut unter dem Arm. Seine äußere Erscheinung hatte nichts Imponirendes, die Gestalt war gedrungen und dick, der Kopf auf kurzem Halse, sein Gesicht aufgedunsen, mit Doppelkinn. Die Gliedmaßen schienen kräftig und wohlproportionirt, die Haut war olivenfarbig, der Ausdruck der Gesichtszüge finster, abwehrend und mürrisch. Sie erinnerten uns sofort an die Bilder, die wir kannten. Im Ganzen genommen sah er mehr wie ein feister spanischer oder portugiesischer Mönch, weniger wie ein Held der Neuzeit aus.

Die bezaubernde Vorstellung, die wir uns unser Leben lang von ihm gemacht hatten, verschwand wie Butter in der Sonne. Der große Napoleon war in ein unansehnliches und fettleibiges Individuum verwandelt; vergeblich suchten wir nach der überwältigenden Macht des Auges und der Gewalt des Ausdruckes, von welcher man unserer überschwänglichen Einbildung gesprochen hatte.



Register.

A.

B.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

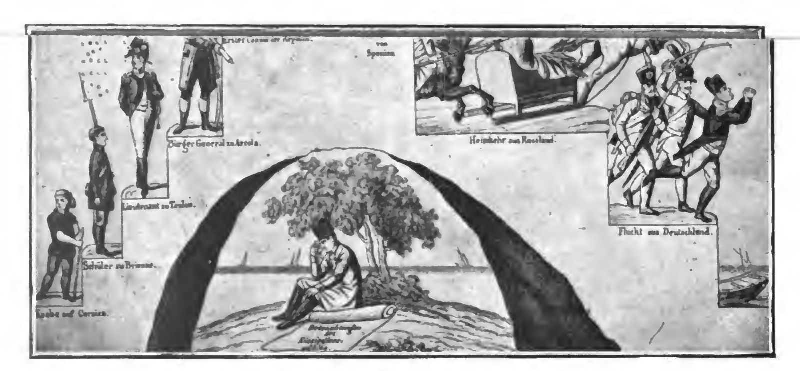
T.

W.




Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

Napoleon I. auf St. Helena.

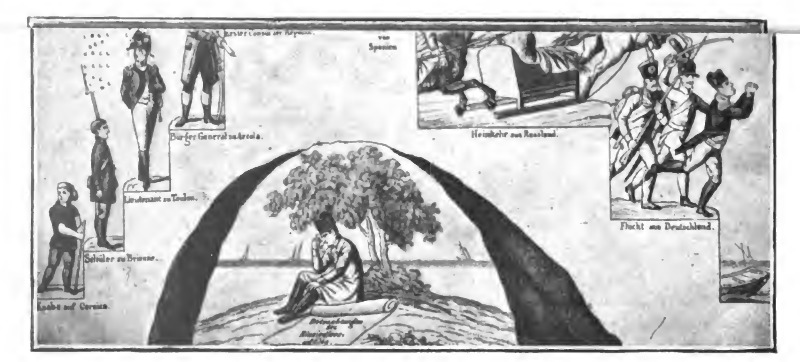


Die verschiedenen Stufen im Leben Napoleons.

Nach einem deutschen kolorierten Kupferstich. (Sammlung Hennin.)


Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

Napoleon I. auf St. Helena.



Die verschiedenen Stufen im Leben Napoleons.
Nach einem deutschen kolorierten Kupferstich. (Sammlung Hennin.)

